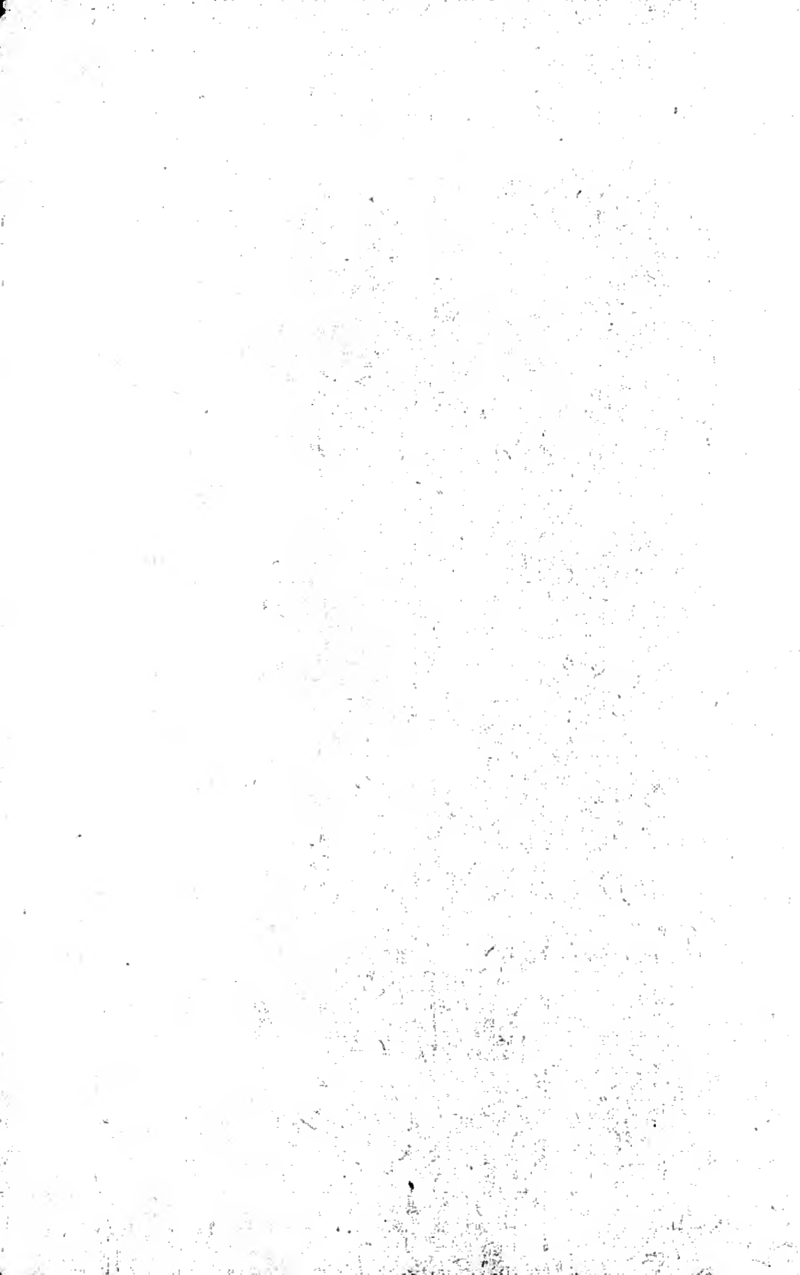
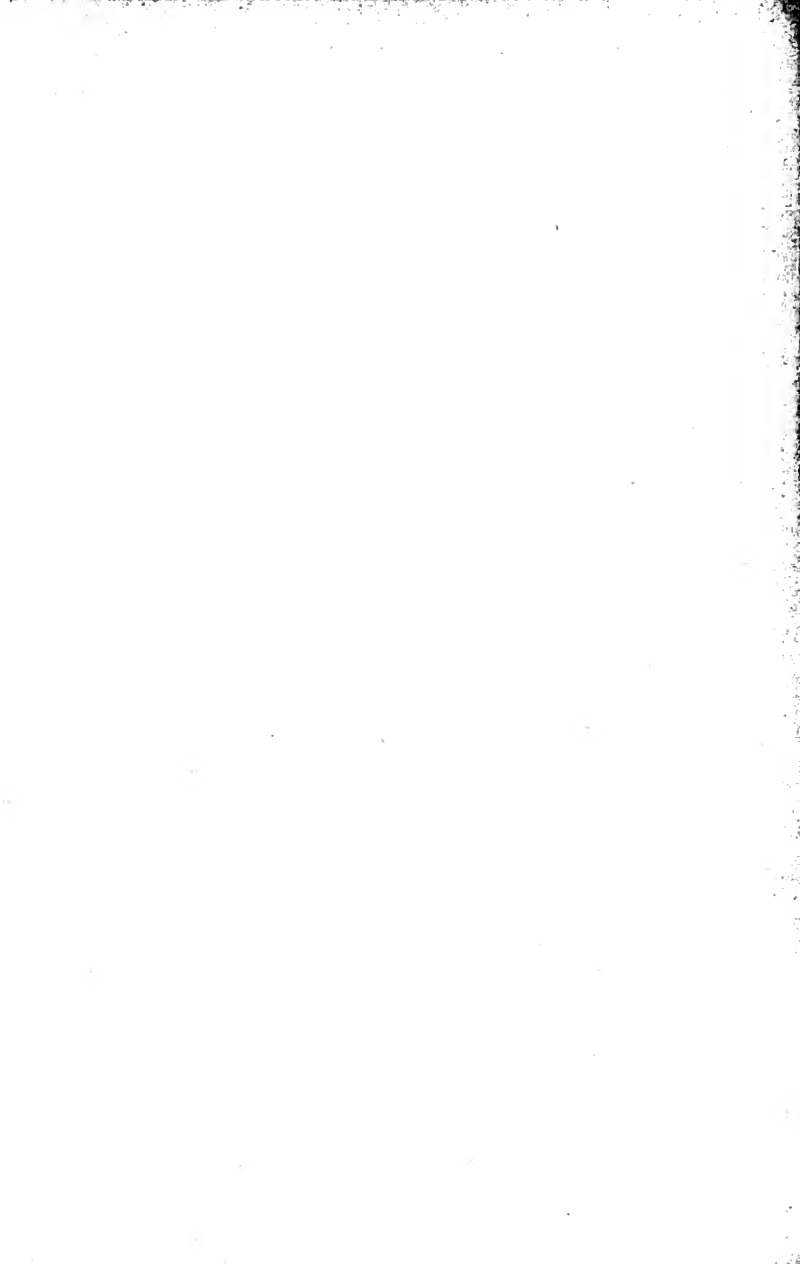
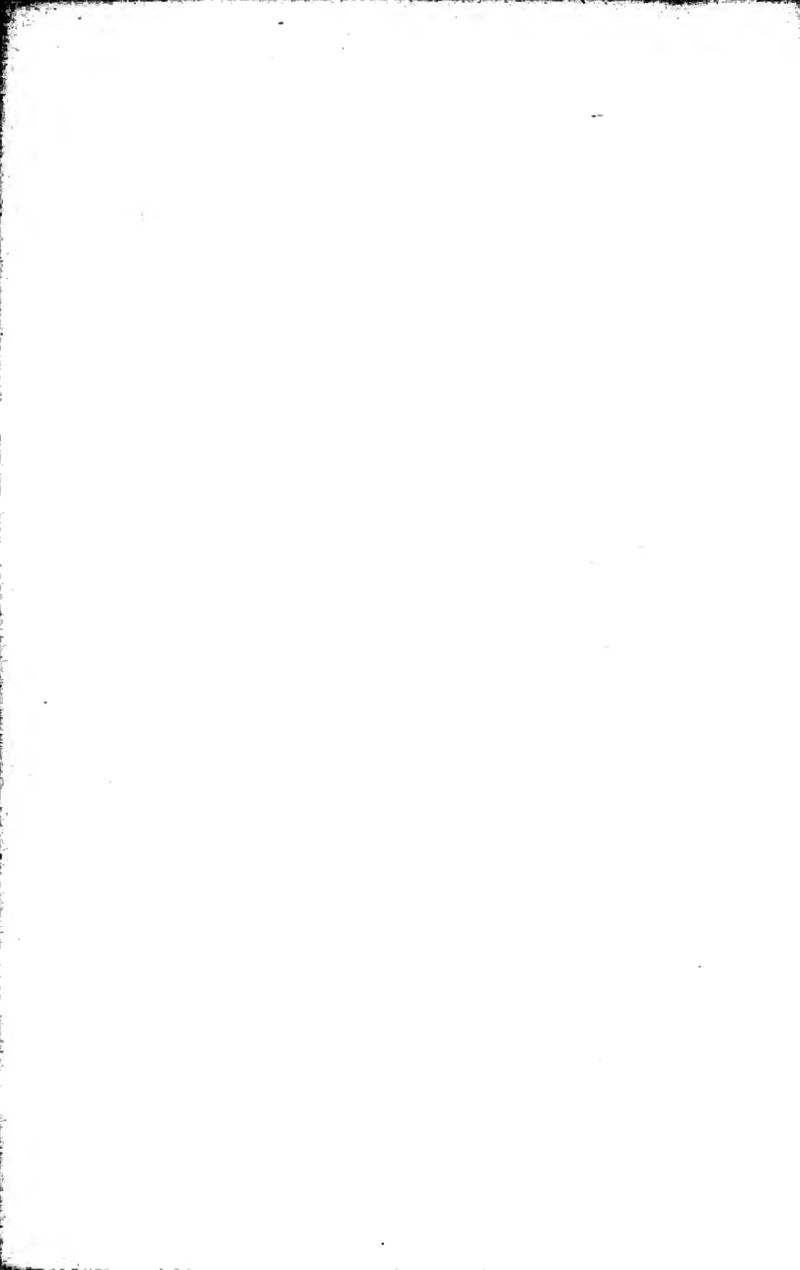

Absolvo
te
Roman von
C. Viebig







Absolvo te

Fünfzehnte Auflage

Von C. Viebig sind im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin W / folgende Werke erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / Einer Mutter Sohn / Absolvo te / Novellen: Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / Theater: Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Absolvo te

Roman von
C. Viebig

Egon Fleischel & Co. Berlin

Von der ersten Auflage des Romans Absolvo te wurden fünfzig Exemplare auf Büttenpapier gedruckt und von der Verfasserin gezeichnet





I

„Die Ratten, hu, die Ratten!“ schrie die schöne Frau Tiralla, als sie mit der Magd im Keller war. Sie wollten von dem eingemachten Kraut aus dem Faß in der Ecke zum Kochen heraufholen, die Magd hielt das Lämpchen, Frau Trialla trug die irdene Schüssel. Aber nun ließ sie diese mit einem gellenden Aufkreischen fallen und hob ihre Röcke so hoch, daß man ihre ganzen zierlichen Beine sah, die Füße in den blanken Lederpantöffelchen, die buntgeringelten Strümpfe und die weißen Hosen mit der um die Kniee fallenden breiten Stickerei.

„Wo ist Ratte?!“ Die Magd lachte, daß man alle ihre breiten weißen Zähne sah. „Seh ich nicht Ratte. Hat sich nicht Ratte hier, Pani!“ Und dumm-verschmitzt blinzelte sie ihre Herrin von der Seite an. „Hat Pani wohl geträumt, is sich nichts Lebendiges in Keller, nur Pani und die Marianna. Kß, kß! Horch!“ Sie neigte für einen Augenblick lauschend den schwarzhaarigen Kopf, schüttelte ihn dann und lachte wieder. „Würden Ratten sonst trappeln — hört man nichts!“

Das Lämpchen hebend, leuchtete sie rundum. Huschende Schatten fielen auf die schwarzen, von Feuchtigkeit glitzernden Wände, zeigten die Sprünge und abgebröckelten Stellen im rohgefügten Mauerwerk und die tiefen Winkel, in denen dicke Spinnwebnester klebten. Es war der alte Keller eines alten Hauses, in dem die beiden Frauen standen, und ein ziemlich verwahrloster dazu. Er war nicht aufgeräumt. Wo das Sauerkrautfaß stand, lagerten auch Torf und Kohlen, unordentlich durcheinander geworfen; zwischen den am Boden liegenden, noch vollen Weinflaschen trieben sich ebenso viele leere umher. Die Lattenregale, die einst bis zur halben Kellerhöhe an den Wänden hinauf gereicht hatten, waren zusammengebrochen zu einem Haufen faulenden Holzes; allerlei Gerümpel fielte sich zwischen den Kartoffeln, und zerbrochene Hacken, Besenstiele, Topfscherben ragten aus dem Sand hervor, in den man, um es so zu überwintern, hier und da nachlässig ein Bündel Suppengrün eingesteckt hatte. Ein fauliger Geruch erfüllte den nie gelüfteten Raum, der kein Fenster nach oben hatte, nur eine winzige, immer verschlossene Luke. Das Lämpchen brannte trübe, wie erstickt in der Moderluft; die beiden Gestalten, die derbe der Magd, die zierlichere der Herrin, waren von einem Flimmer dunstigen Nebels umzittert.

„Sind doch Ratten hier — siehst du — hörst du — hu!“ Wiederum laut aufkreischend und die funkelnden Augen in dem bleichen Gesicht weit aufreißend wie vor Entsetzen, packte Frau Tiralla den Arm ihrer Magd. „Da lief eine! Hu! Abscheuliches Tier!“ Sie

schüttelte sich und sprang in die Höhe, als huschte ihr schon so ein langgeschwänztes Ungetüm unter die Röcke an ihren warmen Leib.

„Heilige Mutter!“ Die Magd, wie vom übertriebenen Entsetzen ihrer Herrin angesteckt, kreischte jetzt auch auf und ließ das Lämpchen fallen, wie die andere vorher die Schüssel. Es klirrte in Scherben und erlosch; sie standen beide im Stockfinstern.

Die Herrin schrie nervös auf: „Frauenzimmer, dummes!“ und hob die Hand wie zum Schlage.

Die Magd, als sähe sie trotz der Dunkelheit die erhobene Hand, duckte sich und witschte zur Seite; bald hörte man ihr unterdrücktes Kichern in einem entfernten Winkel des Kellers. „Wenn Pani mich schlagen will — hihi — ich bleibe hier, hihi!“

„Dummheit — schlagen! Denk ich nicht daran,“ versicherte die Frau und versuchte einzulenken. „Komm nur her! Gib deine Hand!“

„O weh, Pani wird mich doch schlagen, nein, nein!“

„So gib deine Hand doch — sofort! Ich tue dir ja nichts, dummes Ding! He, Marianna, wo bist du?“

Die schöne Frau Tiralla schien jetzt von einer wirklichen Angst erfaßt zu sein, von einer weit aufrichtigeren als vorhin. Ihre Stimme zitterte bang, ihre Brust hob und senkte sich rasch, sie wurde ganz kalt, und dann fühlte sie selber, wie ihr Kopf wieder brannte. Hu, war das dunkel hier — wie in der Grabesnacht! Es rieselte ihr eisig über den Rücken. Ah, war das schrecklich hier

im Schwarzen, so ganz allein zu sein mit d e n Gedanken!

„Marianna," schrie sie hell auf, daß es von der Kellerwölbung widerhallte, „he, Marianna, wo bist du denn?!"

Keine Antwort.

„Marianna, ich werde dir auch meine seidene Schürze schenken, die dir so gefällt. Marianna, wo bist du nur?"

„Bin ich ja hier, bin ich ja nur zwei Schritt zur Seite getreten. Hier, Pani, hier!" Die warme Hand der Magd umfaßte die feuchtkalten, ganz geschwitzten Finger der Herrin. „Daß die Pani nicht anstoße," flüsterte sie geschmeidig.

So tappten sie beide Hand in Hand im Stockdunklen zur Kellertreppe.

„Gelobt sei Jesus Christus und seine Heilige Mutter Maria!" lispelte Frau Tiralla, als sie die erste Stufe der schlüpfrigen Steintreppe unter ihren Füßen fühlte. Noch fünfzehn Stufen steil hinan, Gott sei Dank, dann war man oben! Dann hatte man wieder Licht. Und unten im Finstern blieben die finsteren Gedanken zurück! Jetzt, da sie bald oben war, fühlte sie kein Grauen mehr, kaum konnte sie sich eines Lächelns erwehren: da hatte sie aber der Marianna einmal ordentlich bange gemacht, nun glaubte die fest an Ratten. Darum wollte sie auch wegen der zerschlagenen Lampe nicht mit der Marianna zürnen. Jetzt hieß es, nur noch recht, recht viel von den Ratten reden und über sie klagen,

damit bald alle sagten: ‚in Starydwór, in Anton Tirallas Haus, sind so viele Ratten, daß sie ihm über Bänke und Tische tanzen, daß sie ihm auf der Tenne den Weizen unterm Dreschflegel wegfressen, daß sie der Frau ihr schönes Kleid, das seidene, blaue, mit dem Spitzenbesatz, angefressen haben im Kleiderschrank.‘ Das würde gut sein — o ja, sehr gut!

Mit einem tiefen, erleichterten Aufseufzen preßte Frau Tiralla die Hand des Mädchens: „Siehst du nun, du Ungläubige, daß da Ratten sind — oh, so viele!“

„Wenn Pani sagt: sind Ratten da, so sind Ratten da,“ sprach die Magd unterwürfig.

Frau Tiralla sah nicht das Lächeln, das dabei den breiten Mund unter dem Stumpfnäschen noch breiter zog, sah auch nicht den heimlichen, schlauen Strahl in den schmalen, tiefliegenden Augen aufblitzen.

Aha — die Magd lachte in sich hinein — hielt die Pani sie denn für so dumm?! Es sollten durchaus Ratten hier sein. Die Pani wünschte es, daß Ratten hier waren, die Pani wollte es glauben machen, daß Ratten hier waren — mochten Dümmere das glauben, sie, die Marianna Śroka, war viel zu schlau, ihr machte man nichts vor! Dabei hatte die Herrin wohl einen Grund, denn Ratten waren nicht da!

Aber der Herrin zum Munde redend und wie heimlich schaudernd, sprach sie, als sie oben ans Tageslicht traten: „Pani ist blaß vor Schrecken. Psia krew, die abscheulichen Tiere! Sie werden uns noch fressen die Haare von Kopf!“

Frau Tiralla nickte. Und dann sagte sie: „Du kannst nachher zu mir in die Stube kommen, daß ich dir die Schürze gebe, die ich dir versprochen habe!"

„Und die Spitze," begehrte die Magd, „die Spitze, die mir die Pani neulich gezeigt hat. Ich werde sie an meine Schürze setzen!"

„Meine Spitze — an deine Schürze?!" Frau Tirallas bleiches Gesicht wurde zornrot. „Bist du verrückt?"

„Ah, nur ein Endchen, ist sich ja nur kurzes Endchen! Was will die Frau mit kurzes Endchen anfangen, ist sich nicht Mühe wert aufzuheben!" Und dann lachte die Magd ganz dreist laut heraus: „Werd ich dann sagen, hat mir Pani geschenkt, weil Ratten sonst doch auffressen. Ratten sind so viele — Ratten fressen alles hier!"

Es durchzuckte Frau Tiralla: die war ja so frech! Was ahnte die — was wußte die?!

Für ein paar Augenblicke sahen sich beide Frauen starr an, ohne ein Wort; es war, als wollten sie beide sich stumm bis auf den Grund der Seele erforschen. Dann lächelten sie beide zu gleicher Zeit, wie um sich gegenseitig zu beruhigen.

‚Die Pani kann sich ganz auf mich verlassen,' sagte das Lächeln der Magd. ‚Ich kann dumm sein, ich höre nichts, sehe nichts, weiß nichts, ganz wie die Pani will.'

Und das Lächeln der Herrin sagte: ‚Die ist ja so dumm — nur keine Angst! Die merkt nichts, die

glaubt, was man ihr sagt; und merkt sie auch 'was, mit einer Schürze, mit einem Endchen Band, mit einem Schnippelchen Spitze, mit einem halben Gulden, wenn's hoch kommt, ist die zu erkaufen!'

„Marianna," sprach Frau Tiralla, „nun haben wir die Schüssel zerschlagen und kein Kraut zu Mittag!"

„Braucht Pani nicht sorgen!" Die schwarzhaarige Dirne lachte, daß ihre schmalen, blitzenden Augen ganz hinter den starken Backenknochen verschwanden. „Werde ich noch einmal in Keller steigen mit andere Schüssel und Kapusta holen, ganz alleine, Pani braucht nicht Ratten fürchten. Und wenn er" — sie winkte mit einem kurzen Kopfnicken hinüber zu der nächstliegenden Stubentür — „wenn er spricht: ‚warum Schüssel zerschlagen und Lämpchen zerschlagen?' werde ich sprechen: ‚ei, sprang Ratte über unsere Hand — gottverdammte Ratte — biß Pani in die Hand und mich in die Nase. Sind soviel Ratten in Keller hier, daß man nicht mehr hinabsteigen kann ohne Schaden!'"

„Recht hast du!" Frau Tiralla lächelte befriedigt. „Es ist ganz gräßlich mit dem Ungeziefer in diesem alten Haus. Und Schwaben haben wir auch in der Küche und —"

„Sie bedecken abends die Wände," fiel die Magd eifrig ein. „Soll der Gospodarz nur kommen und sehen in meiner Küche nach, abends, wenn Licht ausgeblasen ist, wird er selber dann sprechen: ‚Hu!' An den Kopf fliegen sie einem, mitten ins Gesicht, gegen Nase, Augen, Ohren. Krabbeln sie hier, krabbeln sie

da — hu!“ Mit einem gellenden Aufkreischen warf sie sich die Schürze über den Kopf.

„Psia krew, was für ein Lärmen! Frauenzimmer, verdammtes, kannst du nicht dein Maul fünf Augenblicke halten, nicht die paar Minuten, die ich schlafen will?!“

Die Stubentür war aufgerissen worden, mit zorniger Stimme schalt der Besitzer Tiralla auf seine Dienerin ein. Aber als er hinter der Magd seine Frau erblickte, wurde sein Ton milder, fast besorgt: „Was ist denn, was ist denn?“ Frau Tiralla hatte mit aufgeschrieen, wie in jähem Entsetzen. „Warum schreit ihr denn so? Mein Seelchen, warum schreist du, was ist denn geschehen, du bist ja ganz blaß? Sage, Zoschchen, was ist dir geschehen?“

Man merkte dem großen Mann mit dem starken Gliederbau und dem braunroten Gesicht die Besorgnis um seine Frau an. Mit einem heftigen Griff die heruntergerutschte Hose heraufziehend, denn Zoschchen mochte es gar nicht leiden, wenn er sich's ein wenig bequem gemacht und die Hosenträger abgetan hatte — ‚Pfui, wie ein Bauer!‘ sagte sie dann — trat er ihr rasch näher. „Was ist denn geschehen, so sage doch!“

Die schwarzen Augen der Frau starrten ihn aus dem bleichen Gesicht an. „Heilige Mutter, wieder die Ratten,“ stammelte sie und griff um sich, als suche sie einen Halt.

Da lachte Herr Tiralla. „Ratten?! Aber, Frauchen! Ratten gibt's überall, wo Schweine sind; warum nicht

hier auf dem Hofe? Wenn's weiter nichts ist!" Er lachte gutmütig. „Ich dachte, ihr hättet die Kurze Plucka*) gesehen oder unten im Keller den Babok, den schwarzen Mann. Warum sprachest du denn nicht: ‚Alle guten Geister loben Gott' — auch die Ratten wären davon entwichen!"

„Lästere nicht," sagte sie eisig. „Daß Gott dich strafe!" Und als er sie schäkernd umfassen wollte, mit seiner riesigen behaarten Hand ihr unterm Kinn herfahren, wich sie zurück und brach in Tränen aus. Da sie, sich die Rechte vor die Augen haltend, mit der Linken an ihrem Kleid herumtastend, nicht gleich das Taschentuch fand, hielt sie nun ihr Schürzchen vor. Sie schluchzte heftig.

Vergebens suchte er ihr die Schürze vom Gesicht wegzuziehen; sie hielt sie fest vorgepreßt. Ihre schlanken, für eine Landfrau merkwürdig wenig verarbeiteten Finger hatten eine eiserne Widerstandskraft.

Er war ganz bestürzt. „Seelchen, Täubchen! Aber Zoschchen, was hast du denn?" Vergebens suchte er einen Blick in ihr Gesicht zu erhaschen. „Verdammtes Frauenzimmer, was grinsest du?" brüllte er plötzlich die Magd an, die noch immer auf demselben Fleck stand und breit lachte. „Daß der Teufel dich hole, du, nur du allein hast die Herrin geärgert!"

„Nein, nein, Panje, ich nicht! Sind es die Ratten gewesen, kann ich beschwören. Mag der Gospodarz nur

*) Ein Gespenst mit Hühnerfüßen.

selber in Keller steigen, wird er sehen, wie sie laufen an Boden, wie sie springen an Wänden. Und in meiner Küche mag er die Schwaben sehen, hunderttausend, hunderttausend Millionen — werden sie noch fallen in Essen von Pan Tiralla. Wird der Herr ja sehen!"

„Untersteh dich!" Tiralla hob die schwere Hand gegen die Magd, aber sie wich ihm so geschickt aus wie vorhin der Herrin. Es war so drollig, wie sie sich hinter die Herrin duckte, diese wie ein Bollwerk benutzend, daß der ungefüge Mann in ein dröhnendes Lachen ausbrach. „Brauchst nicht Furcht zu haben, dummes Ding," sagte er gutmütig, „ich schlage nicht. Weiß ich zwar, daß du ein Satansbraten bist, aber du wirst mir doch keinen Unrat in den Teller schöpfen!"

„Nein, nein," versicherte sie treuherzig, „werde ich nicht tun," und kam hinter der Herrin vor.

Er kniff sie mit seiner behaarten Hand in die feste Wange. Es tat weh, seine derben Finger hinterließen erst eine weiße, dann eine brennendrote Druckstelle, aber sie ließ es sich ruhig gefallen: nein, der Gospodarz war nicht böse! Eigentlich war er viel besser als seine Frau! Marianna dachte auf einmal, daß es doch schade um ihren Herrn sei. Und sie drängelte sich ein wenig an ihn heran und warf ihm unter halbgesenkten Lidern einen verheißungsvollen Blick zu — wenn der Alte nur wollte, sie würde schon wollen!

Aber Tiralla hatte nur Augen für seine Frau. Er bettelte weiter um einen Blick von ihr. Es hatte etwas Lächerliches, wie dieser starke und schon ergraute Mann

um die zarte, zierliche Frau sich mühte. „Aber, Zosia, Zochna, Zosieczka, was hast du denn? Sieh mich an, meine Taube, weine doch nicht!“

Nun war es ihm gelungen, ihr die Schürze vom Gesicht zu ziehen, liebkosend wollte er seinen Mund ihrer Wange nähern, da fauchte sie ihn an, mit sprühenden Augen, wie eine gereizte Katze: „Du hast mir weh getan, au! Pfui, wie du riechst, nach Mist, nach Tabak, und nach Schnaps dazu! Du stinkst, du Bauer!“ Sie spie aus.

„Zoschchen,“ sagte er ganz traurig, „wie du sprichst! Nur einen kleinen, wirklich nur einen einzigen, ganz kleinen Schnaps habe ich heute getrunken, ich schwöre es dir bei der Heiligen Mutter und ihrem Sohne!“

„Beflecke die Heilige Mutter nicht, wenn du sie anrufst,“ sagte sie schneidend. „Lästere sie lieber, daß sie dich eher zur Hölle fahren lasse, wohin du gehörst. Ich werde dir keine Träne nachweinen. Das schwöre ich dir!“

„Was — was — habe ich dir getan?“ stammelte der Mann, ganz erschrocken. „Ich tat dir doch nichts. Ich habe dir Kleider gekauft, so viele du wolltest; ich habe dich zum Balle gefahren, so oft du wolltest; ich habe dich tanzen lassen, mit wem du wolltest; ich habe nie ‚nein‘ gesagt, wenn du sagtest ‚ja‘ — und nun sprichst du so häßlich zu mir?! Du bist krank, meine Liebe, ich werde zum Doktor schicken!“

„Ja, krank!“ Sie schluchzte heftig auf. „Du hast mich krank gemacht! Du, du, du!“ Sie ging auf ihn

los, als wollte sie ihm mit ihren Nägeln ins Gesicht fahren. „Ich mag dich nicht — ich verabscheue dich — ich, ich hasse dich!" Gellend schrie sie das, in den höchsten Tönen; ihre Augen brannten, die Fäuste ballte sie und stieß sie sich vor die eigene Brust, und dann griff sie sich mit allen zehn Fingern in ihre schön-geglätteten Haare und zerraufte sie. Ihre zierliche Gestalt zitterte und schwankte; und nun erbleichte sie so tief, als würde sie gleich in Ohnmacht sinken.

Die Magd riß die Augen auf: was fiel der ein?! War die dumm, war die dumm! Warum es denn dem Herrn ins Gesicht schreien, wenn der's nicht so merkte?! Ei, nun gab sie es ihm aber deutlich: ‚Ich hasse dich' — und er, der Arme, den Gott trösten möge, was tat er? War's zum Lachen oder zum Weinen?! Marianna Śroka wußte selber nicht, sollte sie denken: ‚o du grunddummer Esel', oder sollte sie wünschen: ‚hätte ich ihn doch zum Manne, oder wenigstens zum Liebsten'! Denn gut war der Gospodarz, wirklich von Herzen gut; der würde sie nicht knapp halten, sie und ihre zwei Kinderchen. Die Frau war doch zu garstig, die Frau war, bei Gott, den guten Mann gar nicht wert!

Und in einem plötzlichen Umschwung ihrer Gefühle, die sie vordem mehr zur Herrin hingezogen hatten, neigte sich die Magd nun ihrem Herrn zu. Eine Schande war's, wie die Frau ihn behandelte! Die mußte ihn geradezu behext haben, daß er sich so 'was gefallen ließ! Seinen großen Lederpantoffel mit dem Holzabsatz sollte er lieber vom Fuße nehmen und ihr den auf den Kopf

schlagen, daß ihr Hören und Sehen verging, als daß er so bettelte und barmte. Ja ja, natürlich, da war kein Zweifel daran, der Herr war verrufen; den großen, dicken Mann hatte die kleine Frau behext — diese magere Ziege! Die war eine Mora, die sich verwandeln kann in eine Katze, oder eine, die auf dem Besenstiel durch den Schornstein fährt. Das müßte der Herr Propst wissen, der würde ihr schon das Handwerk legen! Oder nein, — noch besser — sie, die Marianna, nahm selber die Sache in die Hand. Dann hatte sie den Dank von Pan Tiralla ganz für sich allein. Sie würde den Zipfel ihres Hemdes nehmen und dem Behexten dreimal damit über die Stirn wischen, dann wich der Zauber von ihm. Und wer weiß, was dann geschah, ob er dann nicht doch die Frau aus dem Hause jagte, die immer so garstig zu ihm war, die sich in einem besonderen Zimmer bettete und ihm die Türe vor der Nase zuschlug?! Ei, sie, die Marianna, würde die Türe nicht zuschlagen. Hatte er denn nicht Knochen wie ein Ochse, war er denn nicht noch ein ganz ansehnlicher Mann? Wenn er auch strubblige, schon ergraute Haare hatte und ein wenig wässrige Augen, er konnte noch immer seinen Mann stellen. Und Geld hatte er, ei, so viel Geld! Der Magd klopfte das Herz vor Begehrlichkeit. Alle Läden in Gradewitz konnte man dafür auskaufen, die in Gnesen auch, und wer weiß, ob nicht sogar die in Posen. Es war ein Jammer, daß diese Frau, diese Hexe einmal all das Geld kriegen würde, wenn er tot war! Einen schielenden Seitenblick, der ihr hübsches,

derbes Gesicht häßlich machte, warf die Magd auf ihre Herrin.

Frau Sophia Tiralla stand noch immer und weinte. Als lägen alle Leiden der Welt auf ihr, so schlaff ließ sie die Schultern nach vorn hängen, so tief neigte sie den Kopf. Ihr Mann hatte seine vergeblichen Annäherungsversuche aufgegeben, er stand da wie begossen und ließ in einem verwunderten, ratlosen Staunen seine fahlblauen, verschlafenen Augen von der Frau zu der Magd wandern und wieder von der Magd zur Frau.

„Wenn ich nur wüßte, Zoschchen," sagte er endlich kleinlaut — „bei Gott, ich habe dir doch nichts in den Weg gelegt! Was ist dir wohl für eine Laus über die Leber gelaufen?!"

Die Magd prustete laut heraus. Das kam ihr so unendlich komisch vor, sie konnte sich gar nicht fassen vor Vergnügen: eine Laus, haha, eine Laus! Sie stopfte sich die Faust in den Mund und biß darauf, um ihr Lachen zu unterdrücken.

Ein zorniger Blick der Herrin traf sie. „Was unterstehst du dich? An die Arbeit! Dalej, dalej!"

Die Magd erschrak. Ei, guckte die Herrin böse, wie kalter Stahl traf der Blick! „Auf den Hund den bösen Blick!" murmelte Marianna heimlich und schützte ihr Gesicht mit dem Ärmel. Und dann dachte sie: au weh, nun gibt sie mir die Schürze nicht, die seidene Schürze! Es war am Ende doch besser, sich mit der Herrin zu verhalten, die war doch diejenige, die allein alles hier zu sagen hatte. Und so lispelte sie denn

entschuldigend: „Muß Pani verzeihen, war so drollig, daß Gospodarz, großer, dicker Gospodarz, sich vergleicht mit klein-winziger Laus! Konnt ich nicht helfen, mußt ich lachen!" Und sie lachte ein spitzbübisches Lachen, in das diesmal Frau Zosia mit einstimmte. Es war etwas Erbarmungsloses in dem Lachen der beiden Frauen.

Herr Tiralla hörte das nicht heraus; er war froh, daß seine Zosia wieder besserer Laune war. Als sei nichts vorgefallen, nahm er sie jetzt bei der Hand und zog sie in die Stube.

Und sie ließ sich ziehen. Wenn er denn nicht merkte, daß sie ihn nicht mochte, trotz allem und allem nicht, es sogar nicht merkte, wenn sie es ihm ins Gesicht schrie, so sollte er's denn fühlen. Er wollte es ja nicht anders! Ein grausames Lächeln hob für einen Moment ihre kurze Oberlippe, und doch schossen ihr gleich wieder die Tränen in die Augen. Ha, wie sie ihn haßte!

Als sie nun drinnen in der Stube bei ihm saß — er hatte sie auf seine Kniee ziehen wollen, aber sie war ihm geschickt entwichen und saß nun eingeklemmt zwischen Tisch und Wand, daß er nicht so bequem an sie konnte — jagten Gedanken mit fürchterlicher Schnelligkeit durch ihren Kopf. Gedanken, die sie schon oft ausgedacht hatte, und die doch immer von neuem ihr Herz erzittern machten. Ganz stumm saß sie da.

Er verlangte auch weiter keine Unterhaltung. Wenn sie nur da war, wenn er nur das Gefühl hatte: so, nun brauchte er nur den Arm auszustrecken, sie mit seiner starken Hand zu erfassen, zu sich heranzuziehen, sie zu

tätscheln, wenn sie auch nicht wollte — am Ende war er doch stärker. Herr Tiralla hatte sich auf die Ofenbank geworfen, der Länge nach; kaum brachte er seine massigen Glieder auf der Bank unter. Sie ragten in Länge und Breite ein Stück über. Er seufzte: da war er nun schon heute morgen über seine Äcker gestampft und hatte gesehen, daß die Wintersaat gut stand, hatte auch gehört, daß die Dreschflegel in der Scheune fleißig im Takt klappten, hatte eine ganze Weile im Stall den wiederkäuenden Kühen zugeschaut und den zwei stattlichen Rossen einen liebkosenden Klaps mit der flachen Hand gegeben — ei, das war fürwahr ein Tagewerk gewesen! Nun hatte er auch die volle Berechtigung, sich ein wenig auszuruhen. Zudem war Schnee in der Luft, eine große, dicke, graue Stille draußen, da lag sich's in der warmen Stube so behaglich, bis der Barschtsch und das Kraut und die Wurst kamen, und nach dem Mittagessen lag sich's behaglich weiter, bis es wieder 'was zu essen gab oder bis es an der Zeit war, in das Dorf hinein in den Krug zu gehen. Dort traf er dann die Honoratioren, zuweilen sogar den Herrn Propst; der verschmähte es auch nicht, ab und zu mit ihnen ein Glas zu leeren und die Neuigkeiten zu besprechen, wenn er es auch nicht haben mochte, daß man nachher von seiner Anwesenheit erzählte. Ein ganz umgänglicher Mann, der Propst, und lange nicht so streng wie die Zosia! Herr Tiralla fühlte sich gut Freund mit ihm. Der würde ihm nicht Gottlosigkeit vorwerfen! Ei, die Zosia übertrieb es wirklich! Ging er denn nicht jeden Sonntag ins Hochamt

und jeden Feiertag auch? Die Frühmesse konnte man wirklich nicht noch von ihm verlangen; mußte er denn nicht ohnehin Winter und Sommer allzufrüh aus dem Bette? Und hatte er nicht seinen Heiligen in der Stube hängen, und war er nicht allzeit willfährig, zu geben, was die Kirche verlangte? Man braucht darum doch kein Duckmäuser zu sein; und wenn man eine hübsche Frau besitzt, will man doch auch etwas von ihr haben. Deswegen würde es ihr schwer werden, ihn beim Propst anzuschwärzen; der wußte doch auch recht gut, was einem gesunden Manne zukommt!

Herr Tiralla dehnte sich mächtig, und dann streckte er die Arme aus: „Komm 'mal her, mein Seelchen!"

„Was willst du?"

Sein Unternehmungsmut schwand sogleich, als er diesen eisigen Ton hörte. „Warum sprichst du nicht freundlicher zu mir?" sagte er kleinlaut. „Ich will ja nichts von dir. Ich — ich möchte dich nur fragen, ob du dir ein neues Kleid wünschest zum Stefanstag? Oder wie wäre es mit einem Paar Ohrringe? Oder hättest du Lust auf einen neuen Pelz, wenn wir werden nach Posen fahren zum Gesindemarkt?"

„Ich brauche nichts," antwortete sie in gleich kaltem Ton.

„Denk nur darüber, es wird dir schon noch etwas einfallen," ermunterte er. „Sage nur! Für dich wird mir nichts zu teuer sein. Komm, kleines Frauchen, komm doch her!" Wieder streckte er die Arme aus.

Aber sie rührte sich nicht.

„Willst du kein neues Kleid? Ich sah wunderschöne Stoffe in Gnesen. Rosenthal hat ausgestellt in seinem Schaufenster — ei wei, eine Pracht! Kirschrotes Tuch und schwarze Borten zum Besatz. Die Landrätin trägt so eines zum Sonntag. Zoschchen, möchtest du nicht das gleiche haben?“

Ihre Augen begannen zu funkeln. Neue Kleider, ein Kleid wie eine vornehme Dame! Eine Lust darauf kam sie an, aber nur für Momente; der Glanz in ihren Augen erlosch jäh: was sollte ihr das Kleid neben so einem Manne?! Energisch schüttelte sie den Kopf: „Ich will keins!“

So kam er nicht zum Ziel! Herr Tiralla, der sich so ungern erheben wollte, sah wohl ein, er würde aufstehen müssen und sich neben sie hinter den Tisch zwängen oder sie hervorziehen müssen mit Gewalt. Wenn sie dann schrie, das holde Täubchen: ‚Geh doch, laß mich, du Swintuch‘, dann mußte er ihr den Mund mit einem Kusse verstopfen. Mit Gewalt!

Fluchend setzte Herr Tiralla den einen schweren Fuß zur Erde. Er war ärgerlich, daß er so aus seiner Ruhe gestört wurde; aber er konnte nicht widerstehen, sie war zu reizend. Stöhnend erhob er sich vollends.

Sie sah es mit Schrecken. O, nun würde er wieder seine Arme um sie schlingen, diese Arme, weiß und fett, mit dem haarigen Flaum darauf, diese Arme, denen ihre Mutter sie ausgeliefert hatte, als sie noch jung und harmlos war und nur an die lieben Heiligen gedacht hatte und an den Herrn Jesus und keine Lust

gefühlt hatte zu einem anderen Manne! Nun war sie nicht mehr jung und harmlos und — ein plötzlicher Einfall durchzuckte sie — ha, wenn sie ihn dafür herumkriegen würde, Gift zu kaufen?! Rattengift! Sie hatte schon oft davon angefangen, aber er hatte immer nicht gewollt; er glaubte nicht an die Ratten. Und wenn sie ihm auch über die Nase springen würden, er schaffte kein Gift ins Haus, es widerstrebte ihm. Sie aber bekam Gift für das Ungeziefer auf dem Hofe nur gegen einen Schein, unterzeichnet von des Besitzers Hand.

Es überlief sie. Sie schüttelte sich wie in Grausen: „O, die Ratten!" Und dann stand sie zögernd auf. Noch einmal setzte sie sich wie unschlüssig nieder, fast schwer fiel sie zurück auf ihren Platz, aber dann gab sie sich einen Ruck. Sie stand rasch wieder auf, ging hin zu ihrem Mann und setzte sich auf seine Kniee.

Er war schier verdutzt über diese Wandlung. Aber dann war er glückselig: so nett war sie lange nicht gewesen! Sie kraute ihm den Kopf, und er lehnte seine Stirn gegen ihre weiche Brust und fühlte deren Wogen.

„Dein Herzchen klopft sehr!"

Sie sagte kurz: „Das glaube ich!" Und dann küßte sie ihn auf den strubbligen Schädel und schmeichelte ihm: „Mein Alter, mein Lieber! Du willst mir ein Kleid kaufen, also wirklich ein neues Kleid?!"

Er nickte heftig; zu wohlig war's ihm, um zu reden.

„Ich möchte wohl," fuhr sie fort und drückte seinen Kopf immer fester an ihre Brust, „ich möchte wohl

so ein Kleid tragen, kirschrot mit schwarzen Borten, wie unsre Landrätin eines trägt. Wenn sie mich darin sehen würden zu Gradewitz, oder deine Bekannte in der Stadt, würden sie da nicht sprechen: ‚Wie gut die Tiralla das Rot kleidet?! Welch hübsche Frau hat doch der Anton Tiralla‘!“

Er schmunzelte.

„Aber weißt du, was nutzt es mir,“ fuhr sie fort — ihre Stimme sank und wurde ganz tonlos — „die Ratten würden es ja doch fressen!“

„Zum Teufel mit den Ratten! Laß sie!“ Ärgerlich fuhr er auf trotz seiner Zärtlichkeit; sie hatte ihn schon allzu oft und allzu sehr mit ihren Ratten gequält. „Die Teufel mögen dich holen, dich und deine ewigen Ratten!“ Gift kam ihm nun einmal nicht ins Haus; lieber tausend Ratten als ein Giftkorn! Wie leicht konnte da ein Unglück geschehen! Bei Gift hat der Böse die Hand im Spiele!

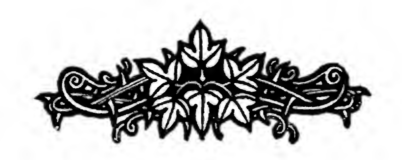
Aber mit Kraft drückte sie seinen Kopf wieder an ihre Brust zurück. Er mußte da liegen bleiben; es war, als ob ihre Finger, die auf seinem Schädel hin und her spielten, ihn bannten.

Er lallte wie ein Kind: „Laß die Ratten — gib mir einen Kuß — da — da!“ Wies hinter sein rechtes Ohr, hinter sein linkes Ohr, dahin, dorthin, und sie kniff die Augen zu und drückte ihren Mund in seine Haare, durch die schon da und dort die wenig saubere Kopfhaut durchschimmerte.

Sie holte tief und zitternd Atem, als ringe sie

nach Luft. Die zusammengekniffenen Augen riß sie weit auf und stierte auf einen Punkt, immer auf einen Punkt — es mußte sein! Und dann sagte sie, indem ihr Gesicht, das er nicht sah, sich vor Widerwillen verzerrte, mit einer Stimme, die doch wie lauter Schmeicheln klang: „Lieber, möchtest du schlafen? So — lehne dich in meinen Arm! Mag die Marianna draußen alleine schaffen, ich bleibe bei dir. Ach, mein Lieber, ich fürchte mich so!“

Und sie schmiegte sich dichter an ihn, so dicht, daß ihr warmer Körper ihn förmlich umschlängelte. „Die Ratten — ach!“ Sie stieß einen zitternden Seufzer aus. „Die abscheulichen Ratten! Lieber, nicht wahr, wir werden Gift legen — Rattengift — aber bald — sonst sterbe ich vor Angst!“





II.

Der Hof des Besitzers Tiralla lag weit draußen vorm Dorf am Przykop, dem tiefen Grund, bei den großen Kiefern. Starydwór war ein stattlicher Hof. Da waren viele in Starawieś, die Frau Tiralla beneideten. Die war doch ein blutarmes Mädel gewesen, die Tochter einer Lehrerswitwe, hatte nicht mal sechs Hemden und einen Wagen voll Hausrat gehabt, und nun hatte sie soviel Geld! Aber keiner, und wenn er ihr noch so übel gewollt, hätte ihr nachsagen können, daß sie ihrem Alten nicht treu gewesen wäre.

Der Besitzer Tiralla war schon bei guten Jahren gewesen, als er sie geheiratet hatte, und er war ein Witwer dazu mit einem großen Jungen. Leicht mochte das für das junge Ding auch nicht gewesen sein, sagten die, die Frau Tiralla wohl wollten. Aber sie hatte sich gut geschickt, wenigstens wurde Herr Tiralla dick und fett und sagte es allen, die ihn gewarnt hatten, die Siebzehnjährige zu freien, seine Zosia sei das süßeste Weibchen unter der Sonne, und er fühle sich so mollig wie die Made im Speck. Und das sagte er noch, jetzt, nachdem sie schon bald fünfzehn Jahre miteinander verheiratet waren. Sie hatte es ihm angetan. Ihre großen Augen, die wie

dunkler Samt aus dem weißen Gesicht glänzten, führten ihn am Narrenseil; er konnte ihr nicht böse sein, wenn sie ihn oft auch noch so sehr kränkte. Und wenn er's recht überlegte: war's denn nicht am Ende gerade schön, daß sie so spröde und zurückhaltend war? Weiber, die sich ihm an den Hals warfen, hatte der Besitzer von Starydwór genug in seinem Leben kennen gelernt; selbst seiner ersten Frau, der verstorbenen Hanusia, konnte er nicht gleiche Keuschheit nachrühmen.

Und hübsch war seine Zosia! Es schmeichelte dem Alternden gewaltig, daß man niemals nur von ihr als von „Frau Tiralla' sprach, sondern immer nur von der ‚schönen Frau Tiralla'. Wenn er mit ihr durch Gradewitz fuhr — er auf dem Vordersitz, sie hinten in der Britschka mit Schleier und Federboa — staunte alles, was auf der Gasse war. Aber selbst in Gnesen stürzten die Herren Offiziere, die im Hotel zu Mittag speisten, ans Fenster und drängelten sich und machten lange Hälse, nur um die schöne Frau Tiralla vorbeifahren zu sehen. Dann knallte Herr Tiralla mit der Peitsche und fühlte sich sehr stolz; die mochten ihn 'mal beneiden! Die wußten es ja nicht — kein Mensch wußte es — daß er manchen Abend, wenn er sich ihr nähern wollte, einen Stoß vor die Brust erhielt, so kräftig, daß man ihn der zarten Frau nimmermehr zugetraut hätte. Seine Zosia war nun einmal nicht für die Zärtlichkeit, damit tröstete er sich. Sie war aber doch eine liebe Frau, eine schöne Frau, ein herziges Weibchen, von dessen Hand ihm das Essen noch einmal so gut mundete und noch einmal so

gut bekam. Und schön war sie noch wie am ersten Tag. Schöner vielleicht jetzt in den Dreißigen als damals, wo sie noch gar so dünn, gar so klein war, keine hundert Pfund schwer, so leicht, zum Auf-der-Hand-tragen!

Er hätte sie gern behängt, bunt und auffallend wie ein Schlittenpferd, aber sie hatte den Geschmack wie eine Dame. Das kam daher: sie hatte Bildung. Sie sprach deutsch, daß es nur so floß, und konnte es auch schreiben ohne einen einzigen Fehler. Sie kannte ganze lange Gedichte auswendig; sie wußte von Berlin zu reden, obgleich sie noch niemals dort gewesen war. Und das imponierte Herrn Tiralla gewaltig. Gnesen und Posen und Breslau waren zwar auch große Städte, aber Berlin, Berlin! Herr Tiralla staunte seine Frau an. Er selber kam sich ihr gegenüber sehr unwissend vor, obgleich er seinerzeit die Ackerbauschule zu Samter besucht und ganz gut verstanden hatte, aus seinen vom Vater ererbten fünfhundert Morgen etwas herauszuwirtschaften. Die Kinder, der Sohn aus erster Ehe, und dann die kleine Rosa brauchten einmal nicht ihr Brot bei fremden Leuten zu verdienen; vor allem aber würde seine geliebte Zosia, wenn er vor ihr sterben sollte, sichergestellt sein. Er hatte, wie er es vor der Hochzeit der Mutter, der Lehrerswitwe, zugeschworen hatte, bald nach der Hochzeit einen letzten Willen zu ihren Gunsten gerichtlich aufgesetzt.

Frau Lehrer Kluge hatte völlig befriedigt über ihr Werk die Augen schließen können. Sie, die einstmals

aus besseren Kreisen, aus Breslau stammend, sich die Jahre ihrer Ehe mit dem Posenschen Schulmeister in den erbärmlichsten polnischen Nestern hatte herumdrücken müssen, hatte ihrer hübschen Tochter durch ihre Klugheit und Umsicht dies glänzende Los bereitet. Frau Kluge hatte nie gelitten, daß die kleine Sophia mit den anderen Kindern auf der Gasse spielte. Zosia trug immer Strümpfe und Schuhe; dafür hungerte man insgeheim lieber. Und als Zosia größer wurde und in den Religionsunterricht für die erste heilige Kommunion ging, wurde sie des Herrn Propsts erklärter Liebling. Frau Kluge war eine fromme Christin, vielleicht die allerfrömmste in Gradewitz; bei ihrer Schneiderei für die Besitzerfrauen, mit der sie sich und ihr Kind ernährte, pflegte sie immer leise betend die Lippen zu bewegen. Durch diese Schneiderei hatte sie auch des Besitzers Tiralla Frau kennen gelernt — vielleicht auch durch ihre Frömmigkeit. Denn war es nicht wie eine Gegengewährung von Jesus Christus selber, daß beim letzten Kleid, das sie der schwangeren Frau Hanusia machte, der Besitzer Tiralla mit in die Stube kam? Er hatte seine Frau vorgefahren, es war bitterkalt, darum stieg auch er ab und ließ das Pferd allein draußen warten. Kaum konnte er durch die niedrige Tür, und die kleine Stube war ganz voll von ihm. Das junge Ding, das der Mutter beim Anprobieren die Stecknadeln zureichte, bekam eine Mark von ihm und einen Blick, vor dem es errötete und die schwarzen Augen niederschlug, ohne zu wissen warum.

Sophia Kluge war sittsam; kein junger Bursche aus der Nachbarschaft konnte sich ihrer Gunst rühmen. Sie wußte nicht einmal, warum sich die Burschen und Mädchen an den Feierabenden hinaus in die Felder stahlen, warum ihr weicher Gesang sehnsüchtig aufstieg zum besternten Himmel. Sophia mit den schwarzen Augen und dem weißen Gesicht, das keine Sonne, keine Landluft gebräunt hatte, denn sie saß immer bei der Mutter drinnen in der Stube, war fromm; so fromm, daß der Propst, ein noch junger Mann mit einem Gesicht wie Jesus Christus selber, sich eingehend mit ihr beschäftigte. Er hatte schon die Elfjährige zu sich kommen lassen in seine Studierstube, die selbst seine alte Haushälterin nur dreimal im Jahre betreten durfte. Dort sprach er dem Kinde von den Freuden der Engel und der bald Mannbaren von dem himmlischen Bräutigam. Er berauschte sich und sie an den Bildern des Himmels, an den Strömen der Liebe, die das Herz der Heiligen durchflutet hatten.

Frau Kluge war eitel auf diese Bevorzugung ihrer Tochter, aber über deren Seelenheil vergaß sie doch das irdische Teil nicht. Sie hatte genug der Entbehrungen und Entsagungen in ihrem armen Leben auf sich nehmen müssen, um ihrer Tochter nicht auch schon ein Genießen auf Erden zu wünschen. Es dünkte ihr wie ein Fingerzeig der Heiligen, daß Frau Tiralla, ehe sie noch das neugeschneiderte Kleid angezogen hatte, zu früh niederkam und starb. Nun war Herr Tiralla wieder ein Freier, und als er selber bei der Schneiderin erschien, um ihr den

noch ausstehenden Schneiderlohn für das nicht mehr getragene Kleid der Seligen zu zahlen, merkte die gescheite Frau den wohlgefälligen Blick, den der Witwer auf die junge Schönheit warf. Frau Kluge kannte die Schönheit ihrer Tochter und wußte sie zu bewerten. Als Herr Tiralla sagte: „Ihre Tochter ist verdammt hübsch,“ sagte sie: „Ach, die ist ja noch so jung!“ Und als Herr Tiralla wiederum vorsprach: „Psia krew, ist das traurig auf so einem öden Hofe allein zu sitzen,“ sprach die Gescheite: „Herr Tiralla muß wieder heiraten. Es gibt Witwen und ältere Mädchen genug, die den Herrn Tiralla gern nehmen würden!“ Das reizte ihn. Er wollte nicht Witwen noch ältere Mädchen, der Jüngsten begehrte er.

Klagend und weinend war Sophia in die Propstei geeilt, als ihre Mutter zu ihr gesprochen hatte: ‚Herr Tiralla will dich heiraten, freue dich!‘ Nein, sie wollte ihn nicht, nein, sie wollte überhaupt nicht heiraten!

Jetzt noch, nach fünfzehn Jahren noch, wenn Frau Tiralla nachts nicht schlafen konnte, übermannte sie die Bitterkeit, wenn sie daran dachte, wie man an ihr gehandelt hatte. Beschworen hatte die Mutter sie, unter Tränen gebeten: ‚Wir sind dann aus aller Not‘ — und als sie noch immer verneinend den Kopf geschüttelt, hatte sie Ohrfeigen bekommen, rechts und links, wohin es traf, und den strengen Befehl: ‚Du wirst Herrn Tiralla heiraten.‘ Und ihr Freund, der Herr Propst? Ah! Frau Zosia sah sich wieder in der stillen Stube, in der sie so manches Mal mit heißen Wangen, mit verzückten

Augen den Legenden der Heiligen gelauscht hatte, auf den Knieen liegen. Sie fühlte wieder den Saum der schwarzen Soutane in ihren Händen, den sie mit ihren Tränen benetzt hatte. Sie hatte geweint, sich gesträubt: ‚Nein, ich will nicht, Hochwürden, ich kann nicht!‘ Hatte ihr der Herr Propst denn nicht immer gesagt, sie förmlich beschworen, eine Jungfrau zu bleiben, ehelos zu bleiben, sich so einen Stuhl im Himmel zu sichern?! Seine Hände hatte sie geküßt: „Helfen Sie mir, raten Sie mir!‘ — da — sie wußte selber nicht, wie es über sie gekommen war — da war sie plötzlich aufgefahren von ihren Knieen, verwirrt und zitternd, war zur Tür gestürzt, ihr Antlitz verbergend in einem Aufruhr ungeahnter Gefühle, die im jähen Ansturm sie fast betäubten. Auf einmal war sie kein Kind mehr; sie war eine, die bebend, glühend, fiebernd vor Verlangen sich ihrer selbst nun bewußt geworden war. Wie selig war es doch, eine — seine Erwählte zu sein! Das Leben lang in dieser stillen Stube bei den Heiligen zu sitzen! In wirren Träumen sah die junge Sophia die Gestalt ihres himmlischen Freundes sich mit der des irdischen mischen — ei, wie fein war er, und so schön! Seine Hände waren wie Elfenbein, seine Wangen wie Samt! Und sein Kuß — — —! Statt seiner war Herr Tiralla gekommen. —

Frau Tiralla hatte in ihrer Bettkammer einen Betschemel stehen unter dem Bild des Herrn Jesus Christus, der sein flammendes Herz vor sich auf der Hand trägt. Der Propst ihrer Jugend war längst aus Starawies fort

— er hatte sich aus der Gegend versetzen lassen — aber sie betete noch immer viel. Als sie heute morgen, nachdem Herr Tiralla sich gestern in der Freude über ihre langentbehrte Zärtlichkeit einen Rausch angetrunken hatte, aus dem Bette stieg, galt ihr erster Blick dem Bilde da drüben. Sie bekreuzte sich, und dann glitt sie auf bloßen Füßen zum Schemel hin, kniete nieder und betete lange.

Herr Tiralla hatte ihr's fest zugesagt, als er gestern in ihrem Arme lag, daß er heute würde den Schein ausfüllen und anspannen lassen und nach Gnesen fahren und selber das Gift holen für die Ratten. Daß sie so ruhig sein konnte! Sie wunderte sich selber darüber. Wenn ihr Herz jetzt klopfte, so klopfte es nicht aus Furcht, nur aus Erwartung wie vor etwas Gutem, Freudigem, Langersehntem. Fünfzehn Jahre — Jesus Maria, fünfzehn lange Jahre! Ihre Lippen, die, während ihre Gedanken schon ihren Mann auf dem Wege nach Gnesen sahen, ihn in die Apotheke begleiteten, mit ihm wieder herauskamen, sich fortgesetzt leise bewegt und Gebetesworte gemurmelt hatten, preßten sich jetzt fest aufeinander. So war ihr Mund ein unerbittlicher. Sie vergaß, daß sie betete. Wilde Verwünschungen wälzten sich in ihrem Innern empor, wilde Anklagen. Ihre Mutter, die sie verkauft hatte — ja, verkauft wie ein junges Kalb, warum es nicht beim richtigen Namen nennen? — war tot. Lange hatte Frau Kluge sich nicht daran erfreuen können, daß ihr das Häuschen, in dem sie sonst zur Miete gewohnt, selber gehört hatte, daß

sie nun nicht mehr für die ewig nörgelnden Besitzerfrauen Kleider zu machen brauchte um jeden Preis. Lange hatte sie das nicht genossen, und das war ihr recht geschehen!

In den Augen der Tochter flammte es auf wie Befriedigung: alles, was die Mutter sich von Herrn Tiralla ausbedungen hatte als Entgelt für die Tochter, hatte sie hierlassen müssen. Nun moderte sie längst. Aber der andere Schuldige — der Käufer? Ei, Herr Tiralla war dick und fett, der sah noch lange nicht so aus, als ob er bald daliegen würde, wo die Würmer nagen!

„Jesus Christus! Heilige Mutter!" Die Betende hob die Hände höher. Sie wußte nicht recht, wie sie in Worte kleiden sollte, um was sie einzig zu bitten hatte — es klang doch zu scheußlich, wenn sie nun beten würde: ‚Laß ihn sterben, er muß sterben!' Das wäre ja so, als würde sie sich vor die Mutter Gottes hinstellen, ganz bloß, und vor Jesus Christus dazu. Nein, das ging nicht an!

Ratlos ließ sie die Hände sinken: wie denn nun?! Aber dann fiel ihr ein: was brauchte sie den Heiligen denn alles zu sagen?! Warum die Heiligen selber bemühen?! Wenn sie sich nur deren Beistand zusicherte, indem sie betete: „Heilige Maria, reine Jungfrau, o, bewirke es durch deine göttliche Kraft und durch die aller Heiligen, daß er auch wirklich fahre! Daß er es endlich hole, das Gift, das Rattengift!' Und dann wandte sie sich auch an Mariä Sohn: „Jesus Christus auf

dem höchsten Thron neben deiner Hochheiligen Mutter Maria, laß ihn nicht umkehren auf seinem Wege! Daß er sich nur nicht eines anderen besinne auf der weiten Fahrt! Ich bitte euch, ich flehe euch an!"

Sie rang die Hände und weinte heiße Tränen; sie schlug an ihre Brust, so heftig, daß sie sich weh tat. All das, was sie gelitten hatte unter Herrn Tiralla, und was sie immer wieder leiden würde, er ließ sie ja nicht und — nein, sie mochte ihn nun einmal nicht, ihr ekelte vor seinen begehrlichen Händen, ach, hätte sie doch in ein Kloster gehen können, wie wohl wäre ihr da! — all das stürmte jetzt mit Entsetzen wieder auf sie ein. So entsetzt war sie gewesen an ihrem Hochzeitsabend, als der freudenerregte, halbtrunkene Mann sie umfing, so entsetzt, als sie sich wider Willen Mutter fühlte, so entsetzt, als ihr die Madra das kleine lebendige Mädchen an die Brust legte. Sie hatte sich zusammengenommen, es gelitten, obgleich es sie wie ein Strom eiskalten Wassers durchrann, als sie das suchende Mündchen an ihrer Brust fühlte. Aber als dann Herr Tiralla erschien, sich vor das Bett hinstellte, in dem sie so schwach, so hinfällig, so preisgegeben lag, und vergnügt schmunzelte: ‚Psia krew, das haben wir gut gemacht!' — da hatte sie sich nicht mehr bezwingen können. Einen Schrei hatte sie ausgestoßen, einen schwachen, klagenden und doch durchdringenden Schrei, und sich so aufgebäumt mit letzter Kraft, daß das kleine Mädchen an ihrer Brust zu wimmern anfing, zu winseln wie ein junges Kätzchen. Ganz erschrocken war

die Madra herzugeeilt und hatte ein Kreuz geschlagen: ‚Alle guten Geister!‘ Sie mochte wohl denken, die Krasnoludki, die bösen Zwerge, wollten das Neugeborene rauben. Hastig hatte sie dem Kindchen ihren Rosenkranz um den Hals geschlungen und das Bett der Wöchnerin mit geweihtem Wasser besprengt. Die junge Mutter aber war in Tränen ausgebrochen, in nicht endenwollende, fassungslose Tränen. — Danach war Frau Tiralla sehr krank gewesen, so krank, daß der besorgte Herr Tiralla nicht nur den Doktor aus Gradewitz kommen ließ, sondern auch den Kreisphysikus aus Gnesen. Beide Ärzte versicherten aber, daß keine Gefahr vorhanden, daß die junge Frau nur sehr schwach und nervös sei. Das hatte Herr Tiralla nicht verstanden. —

Frau Tiralla stand jetzt auf von ihrem Gebet. Nun war es höchste Zeit, ihren Mann anzutreiben, daß er sich auf die Fahrt machte. Womöglich lag der noch im Bette! In einer gewissen zornigen Hast kleidete sie sich an. Heute frisierte sie ihr volles Haar nicht so sorgfältig wie sonst, ihre Hände zitterten, sie hatte Eile. Ihr lauschendes Ohr fing kein Räderrollen auf. Noch wurde der Wagen nicht aus dem Schuppen gezogen, bei Gott, er schlief wirklich noch!

Den Rock hastig überwerfend, die Bluse nicht zuknöpfend, lief sie auf den Ziegelflur, hinüber in das Zimmer, in das sie als zitternde Braut eingezogen war, in dem das kleine Mädchen geboren worden war. Bei Gott, da lag er noch in dem breiten Bett und schnarchte!

„Steh auf!“ Sie packte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn.

Seine grauen Haare sträubten sich wie Borsten über der Stirn. Sie fand ihn abscheulich, wie sie ihn so betrachtete. Und wie roch es denn hier im Zimmer? Nach Trinken! All der häßliche Dunst ging von ihm aus!

Kein Mitleid machte ihren Blick weich. Kerzengerade stand sie an seinem Bett, funkelnden Auges maß sie ihn vom Scheitel bis zur Sohle — da würde er nun bald wieder liegen!

Ein jauchzender Schrei wollte sich ihrer Brust entringen. Sie biß sich auf die Lippen — still, still! Was sollte die Magd, die neugierige, denken, wenn sie also frohlockte?! Aber sie packte ihn wieder mit erneuter Kraft und rüttelte ihn so stark, daß er auffuhr.

Mit noch gänzlich blöden Augen starrte Herr Tiralla drein: wer war da? Warum ließ man ihm denn nicht seine Ruh? Er wollte noch schlafen.

„Steh auf,“ schrie sie ihn an, „du mußt fahren! Es ist Zeit! Allerhöchste Zeit!“

„Wer muß fahren? Ich nicht!“ lallte er und fiel schlaftrunken zurück aufs Kissen.

Er war so schwer, daß sie ihn nicht heben konnte, ihr Rütteln half ihr nichts, vergebens war ihr Schreien ‚Steh auf‘. Da goß sie ihm zornig eiskaltes Wasser ins Gesicht. Das half.

Plötzlich ermuntert öffnete er die Augen. „Ah, Täubchen, kommst du?“ Zärtlich streckte er die Arme aus.

Sie schlug auf die nach ihr langenden Finger. „Laß die Torheiten," sagte sie kalt. Aber dann wurde ihr Ton wärmer: „Du hast mir versprochen, nach Gnesen zu fahren — denke daran, es ist Zeit!"

„Nach Gnesen — Gnesen?! werde ich nicht fahren — was soll ich da?!" Er hatte nicht eine Ahnung mehr. Was er gestern im Rausche versprochen hatte, war heute vergessen.

Verzweifelt sah sie ein, daß sie heute von neuem beginnen müsse. Und sie setzte sich auf sein Bett. Und sie schlang, die Zähne zusammenbeißend, die Arme um ihn, und sie quälte ihn: „Du hast es mir versprochen, du wolltest doch nach der Apotheke fahren — die Ratten — wegen der Ratten — denke doch dran — die Ratten!"

„Was gehen mich Ratten an?!" Er lachte dröhnend. „Solange nicht Ratten kommen in mein Bett, stören mich Ratten nicht!" Er küßte sie schmatzend.

Mit geschlossenen Augen litt sie's, sie war totenblaß. Plötzlich entwand sie sich seinen Armen; die schwarzen Augen fest auf ihn gerichtet, sah sie ihn starr an. „Wenn du jetzt nicht nach Gnesen fährst," sprach sie langsam — ganz leise, aber man verstand jede Silbe doch deutlich — „werde ich in den Przykop laufen. Ich werde mich ertränken in dem tiefen Tümpel, der dort unter den Fichten steht. Ich kann nicht leben so länger mehr. Gehst du nicht, dann gehe ich!"

Er war verdutzt: was sagte sie denn das mit so seltsamer Betonung, was meinte sie damit? Unsinn! Aber dann entschloß er sich doch. Schimpfend und fluchend

erhob er sich: psia krew, was für ein Unsinn war es doch, der paar Ratten wegen Gift ins Haus zu schaffen! Die schlug man doch leicht mit dem Knüttel tot! Er stellte ihr das vor: eine ganze Nacht wollte er gern unten im Keller auf die Rattenjagd gehen.

Aber sie beharrte bei ihrer Forderung. „Du hast es mir versprochen! Geschworen hast du es mir! Nie werde ich dir wieder glauben, wenn du so meineidig wirst. Nie werde ich dir wieder erlauben, nur meinen Finger zu berühren, wenn du so gering ein Versprechen achtest!“

„Nun wohl, ja ja, ich gehe ja schon,“ sagte er endlich. Was waren denn da noch so viel Worte zu machen? Mißmutig und übelgelaunt fuhr er in die Stiefel.

Sie half ihm; diensteifrig hielt sie ihm den Rock hin.

Aber als er schon seine Arme in die Ärmel gesteckt hatte, zog er sie noch einmal zurück: „Ich werde doch nicht fahren. Wozu? Wir werden Fallen stellen, ja ja! Rufe den Jendrek, der mag gehen, Fallen kaufen. Zwei, drei, so viele not tun. Gleich mag er sie holen aus Gradewitz. Rufe ihn!“

Sie rührte sich nicht; sie war so erschrocken, daß sie zitterte: sollte er ihr so noch in letzter Stunde entschlüpfen?

Er stampfte mit dem Fuße auf: ging sie denn noch nicht, mußte er selber den Knecht rufen? Unwirsch trampelte er zur Tür.

Da stellte sie sich ihm in den Weg, da fiel sie ihm

3*

an die Brust, halb bewußtlos, gänzlich erschöpft. „Ich — ich werde — wenn du mir dieses zu Gefallen tust — werde ich — ich — dir auch zu Gefallen sein!“

Herr Tiralla fuhr nach Gnesen. Frau Tiralla hatte selber mitgeholfen, das Pferd anzuspannen. Sie hatte es dabei zärtlich geliebkost. Dem Knecht wurde heiß und kalt und begehrlich bei den Schmeichelworten, die das schöne Weibchen an den dummen Gaul verschwendete.

„Laufe, mein Pferdchen, laufe,“ sprach sie schmeichelnd dem Tiere ins Ohr. Und dann stützte sie sich schwach gegen die Stallwand; noch immer konnte sie kaum feststehen, noch immer bebten ihr die Kniee, noch immer flatterte ihr Herz wie ein getäuschter Vogel, dem man das Türchen zur Freiheit geöffnet und im Moment, da er ausfliegen will, doch wieder verschlossen hat. Ihr war erst erträglich zumut geworden, als Herr Tiralla, gestiefelt und gespornt, aus der Haustür getreten war. Und während der Knecht das Pferd noch beim Kopf hielt, daß es nicht anruckte, bis Herr Tiralla aufgestiegen war, trat sie dicht an den Wagen heran und reichte ihm die Hand hinauf: „Fahre wohl!“ Es war etwas von wirklicher Anteilnahme in ihrem Ton, und ihre Augen, die so gleichgültig blicken konnten, sahen ihn an wie mit einer Verheißung.

Schnalzend trieb er das Pferdchen an: „Huj, hot!“

Daß er nur bald wieder daheim war! Ermunternd knallte er mit der langen Peitsche. Wenn ihr Herz nun mal daran hing, konnte er ihr ja auch gern zu Gefallen fahren, sie war doch ein süßes Weibchen, seine Zosia!

Frau Tiralla hatte ihrem Mann lange nachgeschaut; zum ersten Mal in fünfzehn Jahren fühlte sie etwas wie Zuneigung für ihn, wie Zuneigung und Dankbarkeit. Aufatmend ging sie dann ins Haus zurück.

Da war es ganz still, so leer, als hätte Herr Tiralla mit seiner lauten Stimme und seiner Breite nie hier gewohnt. Die Magd holte vom Feld aus der Miete Kartoffeln herein, die Knechte waren in der Scheune, Rózyczka in der Schule. Sie war ganz allein.

„Ah!“ Mit einem tiefen Seufzer hob die Frau die Arme und lief durch die Stube, als durchflattre sie den Raum. Wie wohl war ihr, ach, wie wohl! So wohl war ihr seit Ewigkeiten nicht gewesen. Sie ging durch die große Stube und musterte sie. Hier, wo sein Bett stand, hier stellte sie ein Sofa hin — dies war ja der größte und schönste Raum im Haus, sie würde eine Besuchsstube daraus machen. Oder wenn Mikolai seine drei Jahr herum hatte und vom Militär heimkam, mochte der sie haben; sie beanspruchte die Stube nicht, sie war mit ihrer Bettkammer ganz zufrieden!

Träumerisch setzte sie sich auf einen Stuhl am Fenster und blickte hinaus in die schneeverhangene Weite. Vom Dorf, das sie sonst durch die offenstehende Hoftür mit seinen tief eingesunkenen Hütten unter den moos-

behangenen Strohdächern und den neuaufgeführten Backsteinmauern des stattlichen Kruges wie in einem Rahmen sehen konnte, war heute nichts zu erspähen; alles war zugeweht von treibenden Flocken. Ei, war das ein Gestöber, viel Schnee, dichter Schnee! Wenn das so anhielt, würde sich Herrn Tirallas Fahrt verzögern, so rasch konnte er dann nicht wieder nach Hause kehren. Horch, klang da nicht ein Glöckchen schon, das Glöckchen des Pferdchens, das sie selbst angeschirrt hatte?! Erschrocken fuhr sie auf: er würde doch des Gestöbers wegen nicht umdrehen, nicht etwa unverrichteter Sache wieder nach Hause zurückkehren?!

Sie hielt beide Hände auf das pochende Herz gepreßt; den Kopf vorgestreckt, lauschte sie scharf, aber dann lächelte sie beruhigt: ach, das war ja gar kein Glöckchen draußen, das klang ihr hier, hier innen in beiden Ohren! Da fing es jetzt an, förmlich Sturm zu läuten. Eine jähe Glut schlug ihr plötzlich zu Kopf, sie mußte sich mit beiden Händen an die Stirn fassen und die stützen und halten. O weh, wie wurde ihr so ängstlich jetzt! Was hatte sie getan — was wollte sie noch tun?!

Mit verängstigten Augen sah sie sich um, die Stille, die Leere entsetzte sie auf einmal. Was sollte sie denn sagen, wenn nun der Sohn vom Militär kam?! Was sollte sie ihm vorerzählen von seinem Vater? Würde er ihr auch glauben? Würde er nicht gehen und mit Fingern auf sie zeigen: ‚Die da, die da hat's getan!‘ O, was war das für eine große Angst! Woher nur

auf einmal diese Gedanken kamen? Sie hatte sich doch vorher keine gemacht!

Aufspringend vom Fensterplatz stürzte die Einsame aus der Stube in die Küche; die Leere jagte sie, quälte, peinigte sie so, daß sie es drinnen in Herrn Tirallas Stube nicht mehr aushalten konnte. Aber auch in der Küche war es leer, die Magd noch immer nicht zurück. Fröstelnd kauerte sich Frau Tiralla beim Herd zusammen — wie weit war er nun wohl schon? War er nun wohl schon in Gnesen? Nein, nein, so rasch lief das Pferdchen nicht — doch, doch, es war wohl möglich, hatte sie dem Pferdchen denn nicht Zucker gegeben und ihm mit liebkosender Hand den Hals geklopft? Das lief schon wacker. Und wenn er nun schon in Gnesen wäre, wenn er nun schon in der Apotheke gewesen wäre, wenn er es nun gar schon bei sich trüge, das Gift, das Rattengift?! Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte laut aufschreien vor Angst. Was hatte sie getan?!

„Ach, ach!“ Wimmernd stützte sie den Kopf. Aber sie hatte ja noch gar nichts getan, noch gar nichts verbrochen, was fürchtete sie sich denn so?!

Aber sie würde es tun!

Mit einer zuversichtlichen Gebärde richtete sie sich aus ihrer Versunkenheit auf und strich sich die Haare aus der Stirn: sie würde es tun, denn sie hatte ja darum gebetet. Es gab kein Zurück mehr; die Heiligen hatten es gehört. Hatte ihr denn der Herr Propst nicht damals, als sie noch klein war, immer gesagt: ‚Was

du betest, wird erhört'?! Nun war ihr Gebet schon vor dem höchsten Thron. Daran war nichts mehr zu ändern. Es sollte so sein. Hätten die Heiligen es nicht so gewollt, so wäre Herr Tiralla ja nicht nach Gnesen gefahren trotz all ihres Drängens, trotz all ihrer Liebkosungen!

Diese Gewißheit beruhigte sie. Sie fing an, in der Küche zu hantieren und in alle Ecken zu gucken, ob die Magd auch nicht wieder vom Essen beiseite geschafft hatte für irgend einen ihrer Liebhaber. Die war ja eine so leichtsinnige Person. Wahrlich, wenn man es nicht als Christenpflicht erachten würde, sie nicht in das Elend zurückzustoßen, aus dem Herr Tiralla sie gezogen hatte, so müßte man sie aus dem Hause jagen, je eher, je lieber. Die hatte ja noch nicht genug mit den zwei Würmern, mit denen sie Gott weiß wer hatte sitzen lassen. Eigentlich war's eine Schande, eine solche Dienstmagd im Hause zu haben!

Und doch war Frau Tiralla froh und atmete erleichtert auf, als Marianna jetzt mit einem Korb voll Kartoffeln in die Küche trat. Sie war glücklich, nicht mehr in der Leere so allein zu sein; sie vergaß ganz zu schelten darüber, daß es nun schon Mittag läutete und die Kartoffeln noch nicht auf dem Herde kochten.

Die Magd hatte Herrn Tiralla abfahren sehen — nach Gnesen fuhr er, so hatte ihr der Jendrek gesagt — ei, was brauchte sie sich da zu sputen?! Mit der Pani würde sie schon fertig werden; wenn sie der nach dem Munde redete, dann war die schon still und zankte

nicht. Was die bloß mit ihren Ratten hatte?! Gift sollte der Herr holen — durchaus — wie wäre sie denn sonst je so zärtlich gewesen?! Hatte sie, die Marianna, das nicht gestern an der Türe erlauscht? Ei, wie die ihm um den Bart gegangen war, gesponnen hatte sie wie ein Kätzchen, das sich auf dem Schoße zusammenringelt. Rattengift — o weh!

Es war der Magd gewesen, als müsse sie ihrem Herrn, da sie ihn heute davonfahren sah, nachrufen: ‚Halt, fahre nicht!‘ Aber sie hatte sich doch auf den Mund geschlagen: was ging sie's denn an? Wenn er so ein Esel war — seine Schuld! Und dann hatte sie über dem Liebeln mit dem Jendrek hinter der Stallwand ganz den Herrn vergessen. Erst jetzt, als sie in der Küche die Herrin antraf, fiel ihr alles wieder ein.

„Der Herr ist ausgefahren,“ sprach Frau Tiralla. Und obgleich Marianna nicht fragte, setzte sie rasch hinzu: „Nach Gnesen!“ Und dann mit einem Erröten, das die Lüge ihr in die Wangen trieb: „Er will sich Winterstoffe ansehen, zum Anzug, bei Rosenthal!“

Die Magd sagte noch immer nichts, nickte nur und fing an, flink die Kartoffeln aus dem Korbe zu schälen.

„Er wird auch wohl in die Apotheke fahren um Rattengift!“ Frau Tiralla konnte nicht anders, das drängte sich ihr über die Lippen, ganz wider ihren Willen. Sie mußte das sagen. Die Stummheit der Magd trieb ihr das heraus. Warum schwieg die so andauernd, was dachte die?! Ein Zittern befiel sie.

Die Magd hob den Kopf. „Da kann sich die

Pani ja freuen!“ Sie seufzte und ließ den Kopf wieder sinken: „Armes Herrchen!“

„Wieso — was meinst du? ‚Armes Herrchen‘ — warum sagtest du das?!“ Frau Tirallas Zittern wurde immer stärker.

„Ei, is sich denn nicht ‚armes Herrchen‘, bei solch abscheuliches Wetter fahren zu müssen? Wer weiß, wann wiederkommt armes Herrchen!“ Marianna lächelte.

War dieses Lächeln nun harmlos oder boshaft?! Frau Tiralla zerbrach sich den Kopf: nein, nein, die war doch ganz harmlos! Aber der Schrecken, der sie befallen hatte, wollte noch nicht weichen. Bei Gott, sie mußte zusehen, sich mit der Magd zu verhalten! Und wenn die Liederliche ihr auch noch so zuwider war, sie mußte gut Freund mit ihr sein! So ging sie denn, als die Magd, jetzt gänzlich verstummend, am Herd stand und immer in einem Topf rührte, in ihre Bettkammer und holte ein buntschottisches Tuch, das sie gern um ihre Schultern getragen hatte. „Da,“ sagte sie und legte es der noch immer am Herd Rührenden um, „es ist kalt, und ich sehe, du hast nichts, um dich zu wärmen!“

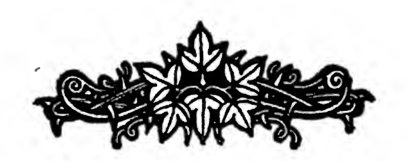
„Padam do nóg!“ Wie ein Blitz fuhr Marianna herum, bückte sich und küßte der Herrin Knie. „Ei, schönes Tuchchen, so schönes Tuchchen das! Alle Heiligen mögen es Pani vergelten! Möge sie gesegnet sein bis ans Ende ihrer Tage!“ Sie küßte auch das Tuch und tanzte mit ihm in der Küche herum. „Wie mir gut steht! Ei, ei! Und so weich ist, so warm! Ei,

und so bunt!“ Strahlend wie ein beschenktes Kind, legte sie den Finger auf die bunten Farben und weidete sich daran.

Nein, von der hatte sie nichts zu befürchten! Frau Tiralla wurde plötzlich sehr guter Dinge. Nein, so alt war sie denn doch auch noch nicht und auch noch nicht so abgestumpft, um nicht begreifen zu können, wie ein armes junges Ding sich über ein buntes Tuch freut! Sie lachte mit der Glückseligen.

Unter Lachen und Späßen bereiteten sie das Mittagsmahl.

Als Różyczka verspätet aus der Schule kam, sehr müde und überangestrengt vom Waten durch den Schnee, bereitete die Mutter, gut gelaunt, der Uberhungerten noch einen Extraschmaus: einen goldgelben Eierkuchen mit Himbeermus. Dann kochten sich beide Frauen einen starken Kaffee, stellten auch für Herrn Tiralla ein Töpfchen zurück und wärmten ihm das Bett aus mit heißen Steinen. Warm sollte er liegen nach kalter Fahrt.





III.

Różyczka — Rosa war sie getauft, aber er nannte sie immer Różyczka, Röschen — war ihres Vaters Lieblingskind. ‚Sein Ebenbild‘, wie Frau Tiralla sagte in einem seltsamen Ton. Ja, die Tochter hatte des Vaters blaue Augen, wenn auch nicht ganz so fahl und wässrig, auch seine Haare, die einstmals, ehe sie mißfarben und grau wurden, so blondrot gewesen sein mochten; darum auch hatte die Mutter sich hundertmal abgewandt, wenn das kleine Mädchen auf ihren Schoß verlangt und mit täppisch liebkosenden Fingerchen ihre Wange zu streicheln begehrt hatte.

Aber heute abend war Frau Tiralla liebevoller gestimmt. Verwundert blickte das Mädchen auf, als es eine weiche Hand auf seinem Scheitel fühlte, und schmiegte sich dann sanft mit einem dankbar-glücklichen Aufleuchten der matten Augen an die Mutter.

Herr Tiralla war aus Gnesen heimgekehrt, und nun war es der Frau, als stünde ein Stern über ihrem Haus und wiese ihr hell den Weg, den sie zu gehen hatte. In ihr war eine längst nicht gekannte, befreiende Heiterkeit.

Wie eine Schachtel voller Bonbons, deren er ihr zuweilen aus der Stadt welche mit heimbrachte, so

hatte ihr Herr Tiralla das Apothekerpaketchen präsentiert. Hübsch war es eingeschlagen in gestreiftes Seidenpapier und mit rotem Bändchen gebunden. Aber als sie das Schnürchen löste, da grinste auf der Schachtel ein Totenkopf sie an mit darunter gekreuzten Knochen, und ‚Gift‘ hatte sie gelesen und mit einem Aufschrei das Schächtelchen vor sich auf den Tisch fallen lassen.

„Siehst du, nun hast du auch Angst davor,“ sagte Herr Tiralla.

Ah, wie schlecht er sie kannte — sie und Angst?! „Wie macht man's denn, wie macht man's denn?“ fragte sie hastig.

Nun belehrte er sie. Er kam sich recht wichtig vor, denn der Apotheker hatte ihn ermahnt, ja recht vorsichtig zu sein. Keinem anderen Menschen würde er so etwas in die Hand geben, hatte der gesagt, selbst auf einen Giftschein hin nicht; nur ihm, dem wohlbekannten Besitzer Tiralla. Hier von diesen weißen Pülverchen, die so harmlos wie feiner Zucker aussahen, streute man auf Stückchen von rohem Fleisch und legte diese in die Ecken: keine Ratte im Keller blieb lebendig. Oder man konnte auch hier aus dem Dütchen von diesem Weizen streuen, dem man's gar nicht ansah, daß es nicht ganz gewöhnlicher Weizen war, der nur ein wenig rötlicher schimmerte.

„Aber Vorsicht, meine Taube! Zoschchen, ich beschwöre dich, du mußt mir versprechen bei deiner Seligkeit, recht vorsichtig zu sein!“ Von einem plötzlichen Angstgefühl befallen, wischte sich Herr Tiralla den Schweiß von der Stirn. Ihm war so heiß auf ein-

mal, trotzdem der Schnee kalt auf seinem Pelzkragen lag und auf seiner Mütze. Er legte ab, warf die Oberkleider von sich und dehnte sich wie beklommen, während sie regungslos am Tische stand und mit glühenden Auge auf das Mitbringsel starrte.

„Was ist denn wirksamer,“ sagte sie ganz verträumt, „die Pulver oder der Weizen?“

„Beides, beides,“ versicherte er ängstlich. „Der Weizen ist schlimm, aber — Heilige Mutter! — von dem weißen Zeuge darf man nur lecken — ah, noch nicht einmal lecken darf man, kaum die Zungenspitze daran bringen, und man ist schon hin. Gift, schreckliches Gift ist's, furchtbares Strychnin!“ Er schauderte. „Ach, daß ich auch so was ins Haus bringen mußte! Der Teufel hat mich geritten. Her damit!“ Er riß es ihr unter den Augen weg und lief hin zum Ofen, in dem die flackernden Holzscheite knackten.

„Bist du verrückt?“ Sie sah seine Absicht: er wollte es verbrennen. Mit einem Sprung war sie ihm im Wege, riß ihm das Päckchen aus der Hand und verbarg es in ihre Tasche.

„Gib's her, gib's her!“ schrie er.

Sie lachte ihn aus und hielt ihre Hand fest auf der Tasche.

Da fing er an zu jammern: ach, ach, was hatte er angerichtet! Was war das für eine Dummheit von ihm gewesen, sich so etwas ins Haus zu schaffen! Keine ruhige Stunde hatte man jetzt mehr, ewig mußte man denken, es könnte ein Unglück geschehen!

„Aber warum denn," sagte sie ruhig und heftete ihre schwarzen Augen fest auf ihn, „warum denn ein Unglück?"

„Ach, ach," jammerte er und hielt sich den Kopf.

Sie mußte ihn trösten. Ihr Zureden beruhigte ihn; er war wie ein Kind. Zuletzt verlangte er, gestreichelt zu werden; auch das tat sie. Und dann wünschte er, ins Bett gebracht zu werden; er hatte wohl auch getrunken, obgleich er's leugnete. Die Magd mußte auch herbei und helfen; sie zog ihm die hohen Schaftstiefel ab, während er der Frau seinen schweren Kopf an die Schulter lehnte und sie ihn mit ihren Armen umschlingen mußte.

Als sie ihn im Bette hatten, waren sie alle beide heiß und rot, so hatte er sie beide schäkernd gekniffen und sich absichtlich unbehilflich gemacht.

Dann ließ er sich Rózyczka kommen. Er hatte sie heute den ganzen Tag nicht gesehen; sie war schon nach der Schule gewandert, als er noch geschnarcht hatte, und als er fortgefahren, war sie noch nicht wieder dagewesen. Nun verlangte ihn nach Zärtlichkeit. Das kannte die Kleine schon, dann mußte sie sich auf sein Bett setzen und ihre dünnen Ärmchen um seinen Hals legen und ihre kühle Wange fest an sein Gesicht drücken. Dann flüsterte er mit ihr wie mit einer Liebsten und gab ihr hundert Schmeichelnamen. Er nannte sie sein Füchschen, sein Sternchen, sein Vögelchen, sein Sönnchen, seinen Augentrost, sein Balsamkraut, seinen Schutzengel, seinen Himmelsschlüssel, der ihm den Himmel aufschloß.

Und die Kleine lächelte und streichelte ihn mit ihren sanften Händen. Sie war ihm so gut; all das, was ihr die Mutter nicht gewährte, gab ihr der Vater. Und doch hatte sie auch für jene eine heimliche Liebe — sagten denn nicht alle Leute: ‚die schöne Frau Tiralla‘?! und trug ihr der Herr Lehrer, der doch sonst so barsch war, nicht öfters einen Gruß an die Mutter auf und sah ihr wohl gar Fehler nach und zog sie vor, eben weil sie die Tochter der schönen Frau Tiralla war?! Rózia wußte, daß sie nicht hübsch war, wenigstens fand sie sich selber nicht hübsch, wenn sie vorm Spiegel ihre rotblonden, krausen Zöpfe flocht. Schwarz wie Ebenholz und glatt wie Seide war das Haar der Mutter, und doppelt schön erschien ihr deren gelbliches Weiß mit dem Hauch von Rot auf den Wangen gegen die eigenen Sommersprossen. Die Halbwüchsige sehnte sich, schön zu sein, warum, das wußte sie selber nicht; es gab ihr eine gewisse Niedergeschlagenheit und Gedrücktheit, daß sie eben nicht schöner wurde, so inbrünstig sie auch darum betete. Alle Abend kniete sie vor ihrem Bett in der Kammer, die sie mit Marianna teilte, und hob die Hände und flehte und wußte selber nicht recht, um was alles.

Marianna war auch eine gläubige Christin, und oft, wenn sie schon lange im Bett lagen, erzählte sie dem aufgeregt lauschenden Kinde noch von allerlei Zeichen und Wundern, von Besprechungen und Heilungen, von all den merkwürdigen Begebenheiten, die sich da und dort in der Gegend zugetragen hatten.

Hatte nicht ein Besitzer, der Herr Kiebel, als er letzten Jahrmarkt von Wronke nach Obersitzko fuhr, hinter sich im Walde tuten hören, nicht weit vom neuen Judenkirchhof? ‚Tut, tut, tut!' Aber er war abgestiegen und hatte vor die zitternden Pferde und neben und hinter den Wagen — rund herum — lauter Kreuze mit dem Peitschenstiel in den Schnee gezeichnet, da war der Nachtjäger an ihm vorübergesaust mit ‚Tut, tut' und Gebell und schrecklichem Gejage. So stark war das Flattern seines Mantels gewesen, daß es Pan Kiëbelski beinahe vom Wagen heruntergeweht hätte; aber die Kreuze schützten den Frommen, der Nachtjäger mußte weiter.

Und bei Ossówiec war ein Berg, auf dem hatten die Hexen im vergangenen Juni sich versammelt und würden es nun bald wieder im Dezember tun und beratschlagen, wo sie überall hinfahren wollten in Staub und Wind. Aber malte man an Türen und Wände ‚K M B', die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige, so konnten sie nicht hinein, und dann konnte einem keine Hexe 'was in den Teller spucken. Oder aber man brauchte auch nur, ehe man aß und trank, bei sich zu sprechen: ‚Gesegne es Gott', dann schadete kein Hexenwerk, Gott hielt seine Hand über den Teller gereckt.

Gott Vater — wer fleißig zu ihm betete oder zu Jesus Christus, seinem Heiligen Sohne, oder zur Hochheiligen Mutter Maria, der brauchte auch den Teufel nicht zu fürchten, der vor vier Wochen in Latalice, nördlich von Gradewitz, dem Müller Kiërski, der immer fluchte und

so fleißig trank, hinter seiner Scheune auf dem Mist in der Mitternacht beinahe den Hals umgedreht hätte. Ganz steif hatte er schon dagelegen und ganz blau im Gesicht; wenn nicht Sankt Petrus Hahn auf das Mühldach geflogen wäre und da dreimal gekräht hätte, sodaß der Teufel vermeinte, der Haushahn krähe schon den Morgen an, so hätte man Müller Kiërski mit herumgedrehtem Kopfe, das Gesicht im Rücken, mausetot gefunden; seine Seele aber wäre schon in der Hölle gewesen.

Marianna glaubte fest daran, daß die Nachtgespenster auch hier in den Fichten schrieen, daß die Hexen in den Winden tanzten, die draußen fauchten; vor allem aber, daß der Teufel, der unten im Przykop wie ein Irrlicht umherlief, gern ins Haus hinein wollte, um sich eine Seele zu holen für seine Hölle. Aber auch, wenn sie selber nicht so fest an all dies geglaubt hätte, so wäre es ein Vergnügen für sie gewesen, dem zitternden Kinde, das längst aus seinem Bett in das ihre gekrochen war, und sich dicht an sie schmiegte, allerlei Seltsames zuzuwispern. Immer abenteuerlicher wurden die Erzählungen, immer schauriger. Die Stunde der Nacht, das Stöhnen des Windes, das Klagen der Käuzchen, die in den alten Fichten am tiefen Grund hockten, vor allem aber die Dunkelheit der Kammer, die Schneestille, die Abgeschiedenheit, befruchteten die Phantasie der Magd. Alles gewann ein Gesicht und belebte sich; in jedem Baum seufzte ein Wesen, aus jedem Stein sprach eine Stimme, unter jedem Acker

rang 'was nach Luft, in jedem Tümpel lauerte etwas. Zweige, die an die Scheiben klopften, waren die Finger Abgeschiedener, Sterne, die über's Haus zogen, waren wandernde Seelen, und Wolken und Winde waren der Prophezeiungen voll. Als sie noch ein Kind gewesen war, so versicherte Marianna, und ins Korn gelaufen war, um Ähren zu raufen und sich von den roten Mohnblumen einen Kranz zu binden, da hatte der Zagak sie beinahe gegriffen, ein großer Mann mit einem Knotenstock, mit einem zerlöcherten Hut auf seinem Kopf und mit Schuhen, aus denen die Zehen heraussahen. Wäre da nicht zufällig ein Bauer, ein frommes Lied singend, in der Nähe vorbeigefahren mit knarrenden Rädern, so hätte der Zagak nicht von ihr abgelassen. So war sie davongekommen mit dem bloßen Schrecken und mit einem zerrissenen Rock. Ihr schauderte noch, wenn sie an den Zagak dachte — hu, hu! Gut, daß der Mann nicht hier herein ins warme Bett zu ihr konnte! In wollüstigem Schauer rüttelte sich die üppige Magd, und sie und das Kind schlossen sich enger aneinander.

Dann krampften sich Różyczkas Fingerchen fest um Mariannas derbe Finger, und sie fingen alle beide an zu beten aus Leibeskräften. Was blieb ihnen weiter übrig in Nacht und Einsamkeit, umgeben von bösen Geistern, die sich in der Finsternis überall hervorstahlen?! Sogar aus des Menschen Brust. Nur Beten rettete. Und sie beteten und beteten.

Dann liefen über Różyczkas zartes Gesicht Schweiß-

tropfen und Tränen, und ihre Glieder zuckten. Ach, wenn doch die Gottesmutter käme und sie unter ihren blauen Mantel nähme! Ihr war so bang, so weh. Der Kopf schmerzte sie, der Rücken und die Brust auch, der Hals wurde ihr eng, ordentlich schwer fiel ihr das Schlucken; wie Fieber brannte es ihr in den Augen.

„Heilige Maria, Gottesmutter!“ Die angstvollen Augen des Kindes, die kaum über das Deckbett wegsahen, so hoch hatten sie sich's heraufgezogen, bohrten sich ins Dunkel. „Alle guten Geister loben Gott! Liebe Heilige Mutter, gegrüßt seist du, Maria“ — — — ah, da war sie ja, da stand sie ja im Dunkel und nickte!

Das Dunkel war auf einmal kein Dunkel mehr, und das Klopfen der Finger am Fenster und das Ächzen des Windes ums Haus verloren auf einmal das Schreckliche. Ei, wie lieb war die Gottesmutter, wie sanft, und so schön! Sie nahm das verängstigte Kind in ihren Schutz und lächelte ihm zu, bis seine brennenden Augen zufielen, bis ein herrlicher Traum, der noch kein fester Schlaf war, aber doch ein wohliges Hindämmern, seine Seele mit einem süßen Schreck erfüllte. —

Kein Wunder war es, daß Rózia Tiralla, als ihr Vater heute abend mitten im Schäkern mit ihr wieder zu jammern anhub: „O, was habe getan, o, o, die Angst! Keine ruhige Stunde habe ich mehr! Der Teufel hat bei so 'was die Hand im Spiele —“ sehr ernsthaft sagte: „Warum hast du Angst? Rufe die Gottesmutter an, die trägt einen blauen Mantel, darein wickelt

sie dich. Ich habe auch oft Angst, aber dann habe ich keine Angst mehr. Soll ich sie rufen?"

„Ja ja!" Herr Tiralla, der zu anderen Zeiten laut gelacht haben würde, nickte heute heftig. Und dann flüsterte er dem Kinde ins Ohr, so leise, daß seine Zofia, die am Tisch wie auf dem Sprunge stand und lauschte, nichts verstehen konnte: „Ich habe Angst, ich weiß nicht warum. Bete, bete!"

Rózia rutschte vom Bett herab, kniete nieder auf dem Rehfell davor und hob die zusammengelegten Hände zu ihrem blassen Mund. Sie betete inbrünstig. Es waren die alten, tausendmal gebeteten, mechanisch hergesagten Gebete, aber von ihren Lippen bekamen sie Feierlichkeit. Des Mädchens dünne Stimme wurde tiefer und klangvoller. Das rötliche Haar bauschte sich locker um die Schläfen, der Lampenschein fiel darauf; es war wie ein Strahlenkranz.

Frau Tiralla hob den Kopf und sah die Tochter an; sah sie an und stutzte, herausgerissen aus Gedanken, die sie durchstürmten mit einer solchen Unwiderstehlichkeit, daß sie schwach wurde, unfähig zu jedem Widerstand. Ei ja, da war Rózia und da Rózias Vater, aber ganz war Rózia doch nicht ihres Vaters Ebenbild — ah, die hatte auch 'was von ihr! Und Frau Tiralla fühlte sich wie mit Zauberkraft um zwanzig Jahre verjüngt, sah sich in ihres Propstes stiller Studierstube und vernahm wiederum die wunderbaren Dinge, mit denen er sie so unwiderstehlich an sich gefesselt hatte. Still hatte sie dabei gesessen, aber heiß war sie ge-

worden und rot; noch jetzt fühlte sie, wie das Blut ihr damals zu Kopf geschossen war wie im Rausch.

Ach ja, die da, das Mädchen da, bei Gott, die mußte Nonne werden! Das krause Haar, das im Lampenschein flimmerte, würden sie ihr abschneiden und unter den Brautschleier der Kirche tun; die Linnenbinde würde die Stirn bedecken und das Kinn. Nur das feine Näschen guckte hervor und die blauen Augen — ah, wie lieblich würde Rózia aussehen in der heiligen Tracht! Als Rose würde sie blühen in des Heilands Garten. Eine plötzliche Liebe für ihre Tochter erfaßte Frau Tiralla, sie ging hin und legte ihre Hand auf des Mädchens Scheitel. —

Heute abend war Rózia glücklich. Ihre Mutter hatte zur guten Nacht sie gar geküßt, und ihr war dabei, als durchzucke sie eine Flamme. Heute mochte sie nicht Mariannas Geschichten hören, nach denen sie sonst immer verlangte. ‚Ich will nur beten,‘ sagte sie. Und sie betete, daß ihre Mutter ihr doch immer lächeln möge. Sie bewunderte sie ja so sehr, ihren schlanken Wuchs, ihr schönes Haar und ihre samtigen Augen. Niemand war so schön wie die Mutter, nur die Gottesmutter noch!

Während Rózia noch betete, fielen ihr schon die Augen zu, und im Eindämmern sah sie plötzlich die Gottesmutter am Bette stehen. Die hatte ganz genau dasselbe Gesicht wie die Mutter und trug auch dasselbe Kleid, einen dunkelblauen Rock und eine hellrot gestreifte Bluse. Und die Gottesmutter beugte sich über sie, so dicht, daß sie deren warmen Atem an ihrer Wange fühlte —

die horchte wohl, ob sie schon schliefe. Dann richtete sich die Gottesmutter wieder auf und horchte hinüber nach dem Bette, in dem Marianna längst schnarchte, und dann ging sie leise zur Tür hinaus. O, wie schön, wie schön war doch die Gottesmutter! Mit lallenden Gebetsworten auf den Lippen schlief die Kleine fest ein.

Aber Marianna schlief nicht, wenn sie sich auch so gestellt hatte. Was hatte denn nur Frau Tiralla, daß sie bei nächtlicher Zeit durchs Haus wanderte?! Das Ohr des Landmädchens, das scharf war wie das des Waldtieres, hörte das leise Tappen treppauf, treppab — der Ruhelosen Umhergehen durch die Räume. Warum schlief die Herrin nicht? Und was hatte sie vorhin hier oben gewollt, hier oben bei ihnen in der Kammer?! Die trieb 'was um!

Als das Kind gleichmäßig und tief atmete, setzte sich die Magd aufrecht im Bett und legte die Hand hinters Ohr: nun war die Frau in der Küche — psia krew! — was rappelte die denn so mit der Kaffeemühle? Oder war es die blecherne Dose, in der sie den Zucker verwahrten, mit der sie so klapperte?!

„Alle guten Geister!“ Marianna schlug ein Kreuz — sollte die da unten wohl dem Teufel zu Gefallen sein?! Gift hatte der Herr mitgebracht aus Gnesen — Rattengift! Die hurtigen Augen der Magd hatten die Schachtel wohl auf dem Tisch stehen sehen, die weiße Schachtel aus der Apotheke mit dem schwarzen Totenkopf darauf. Wenn die da unten nun dem Herrn 'was davon in den Kaffee mahlte oder unter den Streuzucker

mischte, den er, ein ganzes Schälchen voll, in seine Tasse zu schütten liebte?! Heilige Mutter!

Ganz klein machte sich die Magd im Bett und zog sich das Deckbett bis über die Ohren. Sie wollte nichts sehen, sie wollte nichts hören. Was ging sie's an?! Der Herr war gut, die Herrin war aber eigentlich auch gut, es war immerhin eine schwere Sache für einen armen Dienstboten, der noch dazu zwei Kinderchen auf dem Halse hatte, sich ganz auf die eine Seite zu schlagen. Es war besser, man verhielt sich nach beiden Seiten!

Aber obgleich Marianna zuletzt beide Zeigefinger in die Ohren steckte — das dicke Federbett genügte ihr noch nicht — so hörte sie das ruhelose Hin und Her doch. So ging's bis gegens Morgengrauen, sie konnte darüber nicht schlafen. Das war ihr sonst kaum je passiert, daß sie eine Nacht nicht völlig verschnarcht hätte; heute krähte schon der Haushahn auf dem Mist, und die Kühe brüllten dumpf, als sie endlich eindruselte.

Sie hatte sich gründlich verschlafen; als sie nach ängstlichen Träumen auffuhr, stand Rózyczka schon vor dem Spiegelscherben und flocht ihre beiden Zöpfchen, und vom Hofe herauf klang schon Holzschuhgeklapper, und die Kette, an der Jendrek den Wassereimer aus dem Brunnen zog, klirrte.

„Jesus Maria!“ Ärgerlich fuhr Marianna aus dem Bett und herrschte die Kleine an: „Warum weckest du mich nicht, du Kobold?“

„Gerade, jetzt gerade wollte ich es tun,“ entschuldigte sich Rózia, die in ihrem kurzen Unterröckchen und

den bloßen Schultern noch recht unentwickelt und dürftig aussah. „Gerade wollte ich dich anstoßen!“

Aber man sah es Rózia an, sie hatte gar nicht daran gedacht, die Magd zu wecken, ihre Gedanken waren anderweitig in Anspruch genommen. Sie träumte eben weiter mit offenen Augen. Ach, wenn sie doch sagen dürfte, was sie geträumt hatte! Es war so schön gewesen! Die Gottesmutter hatte ihr das Jesuskind zu halten gegeben, und sie hatte das weiche, warme Körperchen an ihrer Brust gefühlt. Wie es sich anschmiegte! Selig lächelte die Halbwüchsige in den blinden, seifenbespritzten Spiegelscherben hinein.

Marianna rannte ungewaschen, ungekämmt hinab in die Küche. O weh, da stand schon die Herrin, sauber frisiert und niedlich wie immer, am Herd! Hatte sie wohl gar schon den Kaffee gemacht?!

Frau Tiralla sprach: „Der Kaffee ist fertig, du kommst ja so spät!“ Aber sie schalt nicht über's Verschlafen, sondern händigte der Magd das Tablettchen ein, darauf die Kaffeetasse stand, groß wie ein Kübel: „So, das trage ihm nun hinein. Gesüßt ist schon!“

Mit aufgerissenen Augen sah Marianna die Herrin an. Alle Verschlafenheit war plötzlich von ihr gewichen; alles, was sie heute Nacht sich ausgedacht hatte, fiel ihr auf einmal wieder ein. Sie stotterte etwas und stand noch, bis die Herrin lachend rief: „Aber so bringe es ihm doch, was stehst du so dummlich?!“

„Nein, es konnte nicht sein, daß einer, der 'was Giftiges in den Kaffee getan hatte, so lachen konnte!

Marianna war ziemlich beruhigt. Aber als sie das Tablett über den Ziegelflur trug, schlug sie zur Sicherheit doch lieber ein Kreuz darüber: „Gesegne es Gott!" Nun schadete es nichts! Und als ihr der Kaffee warm und stark in die Nase duftete, konnte sie sich nicht enthalten, rasch einen Schluck zu tun. Sie war noch so nüchtern, was Warmes würde gut tun! Ei, und war der Kaffee mal stark; trotzdem er gesüßt war, schmeckte er noch so bitter — pfui! Aber gut war er doch! Noch einmal einen ordentlichen Schluck.

Da schrie innen Herr Tiralla: „Psia krew, Frauenzimmer verdammtes, du naschest wohl, daß ich meinen Kaffee nicht kriege!" Ein Stiefel, von kundiger Hand geschleudert, flog durch die halbgeöffnete Tür der Marianna mitten vor die Schürze. Da schrie sie hell auf und ließ das Tablett fallen; auf ihre Füße, auf den Ziegelflur hinab floß der gesüßte Kaffee.

„Psia krew!" Ein zweiter Stiefel kam geflogen. Die Tür sprang nun vollends auf, und man sah Herrn Tiralla auf seinem Bettrand sitzen, im kurzem Hemd, und mit den bloßen Beinen nach den Pantoffeln angeln, die unters Bett gerutscht waren.

Auf der Schwelle stand die Magd, ganz begossen.

Herr Tiralla brach in ein schallendes Gelächter aus. „Du bist ein Tolpatsch, du bist ein Ungeschick!" schrie er und klatschte sich die Lenden. „Bei Gott, nie habe ich ein dümmeres Schicksel gesehen! Glotze mich nicht so dummlich an — na na, zu heulen brauchst du nicht gleich! Geh, hole neuen Kaffee!"

„Die Pani wird mich schlagen!“ schluchzte das Mädchen. „Hab ich Angst, o, hab ich große Angst!“

„Frau,“ rief Herr Tiralla, der besonders gut ausgeschlafen hatte, „Frau, das dumme Mondkalb hat den Kaffee vergossen — Zoschchen, schlage sie nicht!“

Schon war Frau Tiralla zur Stelle; sie wurde totenblaß, als sie den gesüßten Kaffee am Boden rinnen sah wie ein braunes Bächlein, und wurde dann glühend rot.

Schon duckte sich die Magd: jetzt würde die Herrin losschlagen! Aber sie schlug nicht los. Sie erhob nicht einmal drohend die Hand, sie sagte nur: „Es hat nicht sollen sein. Mache ihm einen anderen Kaffee!“ Holte dann selber einen Lappen, wischte selber auf, las die Scherben zusammen und sagte kein Wort weiter.

Marianna war ganz verwirrt: noch nie hatte sie einer Herrschaft etwas zerschlagen, ohne daß sie dafür einen Denkzettel bekommen hätte — und heute nicht mal eine Ohrfeige, nicht mal die Androhung einer solchen! Marianna ging umher wie ein witternder Hund: hier ging 'was nicht mit rechten Dingen zu! Hier war es nicht geheuer! Sie belauerte die Herrin. Aber die saß drinnen in der Stube beim Fenster und las; der Herr war hinaus aufs Feld gegangen, einen Hasen wollte er schießen. Und Rózyczka war in der Schule. Ach, hätte sie nur eine Menschenseele zum Reden gehabt!

Die Magd fühlte sich beklemmt, als drücke sie ein viel zu schweres Geheimnis. Aber sie fühlte sich auch

in Wirklichkeit seltsam beklommen auf der Brust. Was war das nur?! Sie mußte in einem fort hastig atmen wie unter einem schweren Druck und den Speichel, der ihr im Munde zusammenlief, konnte sie gar nicht herunterkriegen; die Kehle war ihr so enge. Eine plötzliche Angst fiel sie an. Und einen Durst hatte sie, einen Durst! Der Mund war ihr so trocken, wie ausgebrannt. Schwankend ging sie zum Wassereimer, sie wollte trinken, aber sie konnte nicht. Heilige Mutter, warum konnte sie denn auf einmal nicht schlucken?! Ein Zittern lief ihr durch den ganzen Körper, ein Zittern, so stark, daß sie sich hinsetzen mußte, wo sie gerade stand, platt auf den Boden. O, wie war ihr schlecht, ganz entsetzlich schlecht! Es wurde ihr schwarz vor den Augen, naß wurde sie am ganzen Körper von Schweiß. Und jetzt konnte sie auf einmal gar nicht mehr atmen. Sie wollte schreien, um Hilfe rufen, auch das konnte sie nicht. Sie rang, um aufzukommen, aber sie war steif wie ein Brett; der Kopf saß ihr fest wie in Eisen. Ihre Fäuste ballten sich im Krampf. O blutiger Heiland, erbarme dich! Sollte sie sterben hier?! Wie weh tat ihr alles, alles so weh, Brust, Bauch, Arme, Beine!

In furchtbarer Hilflosigkeit lag die Magd am Boden, bis der Atem ihr wiederkam und sie sich stöhnend aufraffen und hinauswanken konnte aus der Küche hinters Haus. Da stand sie nun, sich mit einer Hand gegen die Hauswand stützend, und ein schreckliches Würgen, bei dem es ihr bitter in den Mund kam, grausig bitter,

erschütterte sie so, daß sie sich kaum auf den Füßen erhielt.

Jendrek kam dazu. Er lachte sie aus, als er sie so dastehen sah: he, war sie denn heimlich zu Tanze gewesen? Erntefest war doch schon vorüber, und Heilige drei Könige war noch nicht da! Er höhnte: ei, ihr hatte es aber mal gut gemundet! Was hatte sie denn Leckeres gegessen und getrunken, daß sie zu voll davon war?!

Sie gab keine Antwort. Sie konnte nur ein wenig den Kopf heben und ihn seltsam anstarren mit Augen, in denen die Pupillen ganz riesig groß waren.

Da bekam er doch einen Schrecken — hu, sah die aus! — und anstatt ihr zu sagen, wie es ihn freue, daß sie auch einmal fühle, wie ihm des Montags immer zumute sei, packte er sie am Arm: „Fehlt dir 'was? Sage!"

Sie aber stöhnte und nickte schwach. Wie er vorhin gesprochen hatte: ‚Was hast du gegessen?' — ja ja, da hatte es ihren dumpfen Schädel durchfahren: ihr war 'was angetan, sie hatte 'was gegessen oder ge — —

Und: „Gift, Gift!" schrie sie plötzlich gellend auf, warf sich zu Boden und wälzte sich heulend, daß der Knecht zehn Schritte zurückfuhr vor Schrecken.

Frau Tiralla mußte innen im Haus das Schreien auch gehört haben, schon kam sie heraus. Sie lief hin zur Magd, und als diese noch immer gräßlich schrie: „Gift, Gift!" und sich, die Hände auf den Leib gepreßt,

wie eine Unsinnige wälzte, wurde sie selber so leichenblaß, daß der Jendrek dachte, auch sie würde gleich umfallen. „Still, still," sprach Frau Tiralla hastig und drückte der Marianna die Hand auf den Mund. Als diese sich wehrte und dumpf weiter gurgelte: „Gift, Gift," sah sie um sich wie ein in die Enge getriebenes verängstigtes Tier.

Dem Jendrek wurde ganz angst vor den wirren Augen der Frau. „Werde ich laufen nach Gradewitz, Doktor holen," sagte er sehr verschüchtert.

„Nein," stieß die Frau heraus. Und dann, sich ermannend, schrie sie ihn an und hielt ihn am Kittelzipfel: „Bist du verrückt? Sie ist nur betrunken — nur betrunken — weiter nichts!"

„Bin ich nicht betrunken," heulte Marianna; und dann wurde sie wütend: „Der Esel, der Jendrek, spricht, ich sei betrunken. Soll er sich an eigene Nase ziehen. Hab ich nicht getrunken — nichts — keinen Tropfen nicht, kann ich schwören bei Gott!" Marianna konnte jetzt auf einmal wieder sprechen. „Der Esel der! Hab ich nur Gift in Leibe — bin ich vergiftet — muß ich sterben — o, o!"

Der Knecht machte große Augen. Frau Tiralla sah, wie er aufhorchte; sie wurde so glühend rot, wie sie vordem blaß gewesen war, Blässe und Röte jagten sich förmlich auf ihrem Gesicht. Gezwungen lachte sie kurz auf: „Unsinn — Gift — woher?! Du sprichst irre, mein Kind! Komm, so" — sie half der Magd vom Boden auf — „so, stütze dich auf meinen Arm!

Ist dir schon besser — ja, nicht wahr, es ist dir schon besser? Ich werde dich zu Bette bringen. Ich werde dir einen starken Tee kochen. Ich werde dir Wärmkruken machen. Und danach, wenn dir besser wird sein, werden wir sehen, ob dir von meinen Unterröcken einer wird passen, du mußt wärmer gekleidet gehen!" Sie befühlte das dünne Röckchen der Magd. „Sie hat ja nichts an! Sie hat sich erkältet! Ich werde schon sorgen. Dir ist jetzt besser, nicht wahr? Heilige Mutter! Marianna, so sage doch, dir ist schon besser?!"

Marianna schüttelte verneinend den Kopf. Sie tat nun wieder sehr kläglich, verdrehte die Augen, stöhnte, wimmerte und hing sich so schwer an die Herrin, daß sie alle beide taumelten.

Jendrek mußte zuspringen. Sie nahmen das Mädchen in die Mitte und schleiften es ins Haus hinein, die Treppe hinauf und ins Bett.

Der Knecht, als er sah, wie sich die Herrin um die Magd mühte, glotzte ganz starr: ‚Bei Gott, die war aber mal eine gute Frau!'

Frau Tiralla rieb der Marianna die eiskalten Füße und die Hände, und dazwischen fragte sie in einem fort: „Ist dir noch nicht besser? Ach Gott, dir ist doch schon besser, nicht wahr?!"

Es rührte den Knecht, wie die Gute sich ängstigte; man hörte es ja ihren Fragen an: ‚Ist dir schon besser, ist dir denn noch nicht besser?!' Da möchte man auch schon krank sein, dachte sich Jendrek

und nahm sich vor, das nächste Mal am Montag auch so zu schreien und zu stöhnen: ‚Gift, Gift!‘ und sich auch so lang an den Boden zu legen und sich auch so zu wälzen. Es mußte recht süß sein, wenn der Frau weiche Hände einen so streichelten — über die Backen, über die Stirn — wie sie jetzt der Marianna tat, und sie dabei fast weinte. Und wenn sie dann in die Küche rannte, was hast du was kannst du, und Tee brachte, gutes Warmes, eine ganze Tasse voll, und einem die an die Lippen hielt: ‚Trinke, mein Liebchen, trinke!‘

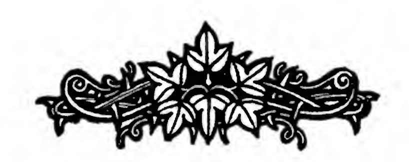
Aber Marianna mochte nicht trinken. Sie schlug der Herrin fast den Tee aus der Hand. Und als diese sanft zuredete: „Trinke, ei, so trinke doch, es wird dir gut tun,“ sagte sie patzig: „Werd ich mich hüten. Trink ich nicht!“ und kehrte sich ab, das Gesicht nach der Wand zu.

Ei, warum trank sie denn nicht so etwas Gutes?! Das hätte der Knecht gern gewußt.

Aber Frau Tiralla fragte nicht. Die Tasse klirrte in ihrer Hand; als sie vom Bette zurücktrat, zitterte sie so, daß sie sich hinsetzen mußte auf den nächsten Schemel. Für einen Moment schloß sie die Lider ganz schwach. Aber dann riß sie sie auf, und die fragenden Blicke des Knechts bemerkend, sagte sie, wie entschuldigend, ihn dabei anschauend mit einem süßen, schüchternen Lächeln fast: „Ich bin nicht sehr stark. Mich greift es so an. O, der Schrecken!“

Als sie nun die Treppe hinabstiegen, die steil

war und dunkel, tastete sie nach seinem Arm: „Führe mich, Jendrek! Ich kann nicht allein gehen. O, die arme Marianna!“





IV.

Der Winter war lang in Starydwór.

Und der Winter war immer diejenige Jahreszeit, die Frau Tiralla am wenigsten behagte, denn dann war Herr Tiralla fast den ganzen Tag zu Hause. Er wurde immer bequemer; nicht einmal auf die Jagd gehen wollte er jetzt mehr. „Wozu Hasen schießen?“ sagte er. „Die kann ich ja billig kaufen, jeder Komornik schlägt mir einen tot. Ich bleibe lieber bei Zoschchen im Stübchen!“

Die schöne Frau Tiralla war mager geworden in diesem Winter. „Elfenhaft schlank,“ sagte Herr Schmielke, der Steuerbeamte. Es war abends im Krug, daß die vornehmsten Leute zusammenkamen und die wichtigsten Ereignisse besprachen. Und da nicht viele Ereignisse sich zutrugen in Starawieś, Gradewitz und Umgegend, sprachen sie über die Tiralla. Das taten sie öfters; denn den Männern war sie das Interessanteste in Starawieś, Gradewitz und Umgegend.

„Zum Donner, ist das Weibchen schön,“ sagte irgendeiner, und ein anderer setzte hinzu: „Ein Jammer, daß die der alte Esel hat!“

„Nichts zu machen,“ seufzte der Steuerbeamte, der bei der Garde in Potsdam gedient hatte und, sehr

schneidig, gewohnt war, alles im ersten Anlauf zu nehmen. „Absolut nichts zu machen, meine Herren! Ich habe schon versucht — aber ehrlich gesagt — auch mich hat die Tiralla abblitzen lassen. Ja ja, die Tirallala!" Er strich sich den Schnurrbart und legte sich auf seinem Stuhl ganz hintenüber, damit er so nebenan in die allgemeine Wirtsstube sehen und dem jungen Bauernmädchen zuzwinkern konnte, das, dumm und linkisch, dem Wirt hinterm Schenktisch half.

Lehrer Böhnke ärgerte sich: da kam dieser Berliner in die gutpolnische Gegend hereingeschneit und bildete sich ein, gleich die schönste Frau für sich zu gewinnen! Nein, für so einen war diese Rose nicht gewachsen, für so einen, ohne jede höhere Schulbildung, der nur hervorgegangen war aus dem Unteroffiziersstande. „Sprechen Sie doch nicht so laut, schreien Sie doch die Namen nicht so!" Der Lehrer sprang auf und schloß die Tür nach der Schenkstube. Er ärgerte sich, daß sein bleiches Gesicht dunkelrot wurde. Ansehnlich freilich war dieser Schmielke, und man durfte es auch nicht ganz mit ihm verderben, er repräsentierte eben den preußischen Staat, aber — aber es war eine Frechheit von ihm, überhaupt nur an Frau Tiralla zu denken! An diese gebildete Frau, eines Lehrers Tochter! Eine kolossale Frechheit war es! Zum Lachen! Und er lachte gereizt.

„Ei, hier geht es ja recht fröhlich zu," sprach ganz überraschend eine Stimme von der Türe her. Das war der Herr Propst, der sie leise wieder ge-

öffnet hatte und nun den Kopf mit den gesträubten weißen Haaren über der kantigen Stirn und den lebhaften braunen Augen hereinsteckte. „Wer ist denn alles da? Lehrer Behnka — dobri wieczor!“ Er nickte leichthin und ein wenig herablassend dem Lehrer zu, der respektvoll aufgesprungen war; dann begrüßte er sehr freundlich den Steuerbeamten, der zwei Finger vorn in seiner Uniform, hintenübergelehnt mit dem Stuhle kippelte.

„'n Abend,“ sagte Schmielke, der Steuerbeamte.

Sein Freund, der Postassistent Ziëntek aus Gradewitz, der sich hier in Starawies besser amüsierte als dort, wo ihn jeder Mensch kannte, und der öfter noch abends spät angeradelt kam, ärgerte sich als guter Katholik im geheimen, wie sehr Schmielke, der Ketzer, es an sich herankommen ließ. Er selber war aufgestanden wie der Lehrer, wenn auch nicht ganz so rasch, und schüttelte dem Herrn Propst die Hand.

Propst Szypulski war an den Tisch getreten; er sah ja, es waren lauter gute Bekannte, vor denen er sich nicht zu genieren brauchte. Es war ihm gar so einsam gewesen in dem engen Studierstübchen, das seine große, breite Gestalt kaum zu fassen vermochte. Immer lesen kann man doch nicht! Zu den Besitzern der Umgegend zu einem Spielchen Préférence zu fahren, war auch nicht möglich, denn die Wege waren jetzt weglos. Ach, es waren jetzt auch zu viele Deutsche unter den Angesessenen! Selbst nicht bis Gradewitz zum Amtsbruder, eine Stunde auf der Chaussee, konnte

man jetzt gelangen. Am Ende, was hätte man denn dort auch gehabt? Im Gasthof am Markt konnte man doch nicht sitzen, da waren zu viele Augen. Aber hier, wer sah einen hier in der Schneenacht, wenn man, die Soutane hochgerafft, zum Kruge schritt? Höchstens ein paar dumme Bauern, die so tief knixend grüßten, als sei der Herr Propst der Herrgott selber. Und hier im Krug fand man doch Menschen, Menschen!

Propst Szypulski hatte wohl das Gefühl, daß es nicht ganz passend für ihn sei, im Kruge zu sitzen — seine Vorgesetzten würden es übel vermerkt haben. Aber trank er denn mehr, als er vertragen konnte? Kein Mensch hatte ihn je noch betrunken gesehen. Im Geist revidierte er einen Amtsbruder nach dem andern — wo war einer, der nicht auch Mensch gewesen wäre?! Und warum wurde man auf einen so entlegenen Posten geschickt?! Ländlich sittlich! In der Schneenacht der Wintertage, die kein Streiflicht erhellte — Zeitungen bekam man kaum zu Gesicht, ihre Lektüre war ja auch nur verderblich — in dieser monotonen Stille, die kein Pfiff einer Lokomotive belebte, denn weit jenseits Gradewitz ging die Eisenbahn, schliefen die Skrupel allmählich ein.

„Von was sprechen denn die Herren?“ fragte Propst Szypulski interessiert. Bald war er mitten drin im Gespräche über die Tiralla. Sie war sein Beichtkind. „Ein braves Frauchen, ein allerliebstes Frauchen,“ lobte er sie.

„Hochwürden,“ sagte der berittene Gendarm Krauz,

der unten am Tische saß, und strich seinen martialischen, schon graumelierten Schnurrbart, „neulich hatte ich großen Krach mit ihm, dem Tiralla. Die Frau hat mir leid getan. Man sollte sprechen, es ist nicht möglich, aber es ist mir angezeigt worden, und es ist so: der Tiralla läßt sich Hasen totschlagen von den Tagelöhnern! Es kommt ihm gar nicht darauf an, ob's auf anderer Leute Acker ist. Ich bin ihm auf die Bude gerückt, er hat nicht mal abgeleugnet, gelacht hat er! Aber sie, die Frau, wurde blutrot, so schämte sie sich. ‚Eine Schande ist es', sagte sie und sah mich dabei an, die Augen voll Tränen. Und dann fuhr sie ihn ganz gehörig an: ‚Habe ich dir nicht immer gesagt: geh selber auf die Jagd?! Wenn du Hasenbraten essen willst, so schieße sie! Sonst werfe ich sie vor die Küchentür, wenn du noch einmal bringst. Ich schwöre dir!'"

„Bravo!" schrieen alle am Tisch. Das war wieder ein famoses Stückchen von der Tiralla! Die Hand hätte sie nur noch heben sollen, ihm eins hinter die Löffel geben, dem Kerl! Sie waren so empört über Herrn Tiralla, als wüßten sie gar nicht, daß hierzuland, wo die Hasen, gewissermaßen herrenlos, auf den meilenweiten, einsamen Äckern einem so mir nichts dir nichts über die Füße springen, gar mancher einen totschlägt.

„Ja, sie ist schon eine prächtige Frau," sprach wohlgefällig der Propst.

Den jüngeren Leuten funkelten die Augen. Der Steuerbeamte, der Postassistent, der Lehrer waren noch

nicht an die Dreißig. Der Förster, der neben dem Postassistenten saß, und Jokisch, der Inspektor vom Ansiedlungsgut am See, zählten auch mit, obgleich sie verheiratet waren; und der Gendarm, wenn er auch einen grauen Schnurrbart und eine schon beinahe erwachsene Tochter besaß, war auch noch ein strammer Kerl. —

„Wußt' ich schon mit den Hasen," sagte Förster Bilkowski und lachte.

„Das wußten Sie?" Ganz weit riß der Gendarm die Augen auf.

„Nun, habt Euch nicht so! Wenn ich das alles zur Anzeige bringen wollte, was hier vorgeht" — der Förster zuckte die Achseln — „nie würde ich fertig werden!"

„Aber man soll doch — man muß doch — ich bin verpflichtet!" Entschlossen holte der Gendarm, der erst voriges Frühjahr hierher versetzt worden war, ein dickes Notizbuch heraus, das er vorn in der Brust trug, und zückte den Bleistift: „Ich schreibe alles auf. Toll war's ja schon in Oberschlesien, aber hier scheint's doch noch toller zu sein!"

„Ei nun, Sie werden sich noch gewöhnen," beruhigte der Förster. „Ist ganz nett hier. Ich möchte nicht sein wo anders mehr. Wurde mir anfangs auch schwer, besonders meiner Frau; hat sie mir in den Ohren gelegen genug. Aber nun höre ich nichts mehr und" — er machte eine kleine Pause und lächelte halb verschmitzt, halb beschämt — „und sehe auch nur das, was ich sehen will. Was bleibt einem übrig?! Soll

ich angehen gegen die großen Herren, die doch machen, was sie wollen, oder soll ich mich totschlagen lassen, wenn die Bauern freveln in der königlichen Forst? Natürlich, ich laufe herzu, wenn ich's knallen höre im Przykop — aber wenn sie nicht knallen, wenn sie nur den Knüttel nehmen, was dann?!"

Ja ja, er hatte recht, es war ein heilloses Geschäft, Förster zu sein! Darin waren sie alle einig. Der Gendarm konnte sich aber doch noch nicht zufrieden geben, daß der Bilkowski alles so unverfroren heraussagte. Aber Bilkowski klopfte ihm auf die Schulter: „Lieber, wir ziehen an einem Strang, warum soll ich nicht offen sprechen, hier, wo wir doch sind ganz unter uns?!"

Der Propst warf einen raschen Blick nach der offengebliebenen Schenkstubentür; dann flüsterte er dem Lehrer zu: „Zumachen!"

Böhnke beeilte sich, dem Wink zu folgen.

„Glauben Sie, daß die Tirallas kommen werden auf unsern Ball nach Gradewitz?" fragte der junge Postassistent, und sein milchbärtiges Gesicht wurde rot wie das eines errötenden Mädchens. „Ich bin Festordner, ich würde einen Cotillon arrangieren mit Blumensträußen, wenn die Tirallas kämen. Wenn wir in Posen bestellen in einer großen Handlung, kriegen wir schon Sträußchen von natürlichem Grün und Blumen auf Draht für fünfzig Pfennig pro Stück. Es würde sich sogar für einen solchen Auftrag lohnen, nach Berlin zu schreiben. Wenn man so ein Fest gibt, muß man doch auch etwas springen lassen!"

„Wann haben Sie es denn vor?" Das Fest interessierte alle. Der kleine Assistent tat sehr wichtig. „Wie immer, Fastnachtabend; danach liegt man ja so wie so lange genug brach. Es wird großartig werden, ich sage Ihnen, ganz großartig! Hoffentlich kommt die Tiralla!"

„Na, warum soll sie denn nicht?!" Schmielke nahm sich vor, sich jedenfalls beizeiten den Cotillon, der dem Tänzer auch das Recht gab, die Dame zu Tisch zu führen, mit der Tiralla zu sichern.

Diesen Vorsatz hatten sie alle; ein jeder von ihnen plante, so bald als irgend möglich einmal bei den Tirallas vorzusprechen. Das war denn doch ein anderes Vergnügen, diese Frau im Arme zu wiegen, als die Tochter vom Bäckermeister Stumpf, den dicken Trampel, oder das stupsnasige Dummerchen vom Stationsvorsteher Musiëlak, oder das Fräulein Stanislawa, das ganz niedlich war, dessen Vater aber, der Edle von Jagodziński, auf der Bürgermeisterei als Schreiber beschäftigt wurde und jeden anpumpte. Oder hielt selbst die kleine Jadwiga mit den Sommersprossen, die einzige noch zu habende Tochter des reichen Mühlenbesitzers Hähnel, oder das blonde Mariechen von Schlächtermeister Różycki, das gleich nach dem ersten Glase Bier heftig verliebt wurde, den Vergleich mit Zosia Tiralla aus?! Man ließ die Balldamen von Gradewitz und Umgegend Revue passieren, einstimmig galt der Preis der schönen Tiralla.

„In der Tat, ein hübsches Frauchen," sagte Propst Szypulski.

„Haben Sie das auch bemerkt, Herr Propst?“ fragte naseweis Schmielke und zwinkerte dabei verschmitzt.

Empört fuhr der Lehrer zusammen: das war wieder einmal eine Unverschämtheit! Und auch Ziëntek räusperte sich verlegen: wie konnte Fritz nur so etwas sagen?!

Aber der Propst vermerkte es weiter nicht übel; er erwiderte das Zwinkern Schmielkes mit einem Lachen: ei, warum sollte er das denn nicht auch sehen? War er denn blind? Seine Augen wenigstens hatte er behalten, und wer durfte es ihm verdenken, wenn auch er sich an einer hübschen Kreatur erfreute?!

Lehrer Böhnke war innerlich starr über dies ungenierte Bekenntnis: wie konnte Hochwürden nur so etwas laut sagen?! Noch dazu vor Schmielke, dem Ketzer! Das wurde nun natürlich gleich weiter getragen und wieder ausgenutzt!

Aber die anderen amüsierten sich köstlich darüber. Ein allgemeines Hallo entstand. Inspektor Jokisch, der bis dahin kaum ein Wort gesprochen hatte — er hatte nur immer still vor sich hin getrunken — erhob sein Glas: „Unser Probosz soll leben! Wir haben den besten im ganzen Königreich — leben und leben lassen!“

Sie stießen alle mit ihm an. Jokisch war sogar so unverschämt, dem Herrn Propst auf die Schulter zu schlagen: „Schade, daß Sie nicht mit beim Balle sein können, Probosz!“

„He, glauben Sie wohl, ich würde nicht tanzen

können?" sagte Szypulski und sah auf seine Kniestiefel nieder, die so hoch reichten und so fest anlagen wie bei einem Kavallerieoffizier. „Ich würde auch da noch meinen Mann stellen, das glauben Sie nur. Schade —" er seufzte leicht — „aber es geht nicht!"

„Na, warum denn nicht?" fragte Schmielke und lachte. „Der Jüngling sieht den Grund nicht ein!"

„Sie haben schöne Begriffe," platzte der Lehrer heraus; die Galle trat ihm ins Blut, er konnte nicht mehr an sich halten. „Sie scheinen ja in Deutschland nette Begriffe von uns hier zu haben! Nun natürlich — Sie Ketzer!" Das klang sehr giftig. „Es mag schon sein, daß Ihre Herren Geistlichen sich so etwas gestatten!"

„Nun, nun!" Propst Szypulski hob beschwichtigend die Hand; es war ihm höchst unangenehm, daß die Verschiedenheit des Bekenntnisses und der Nationalität aufs Tapet kamen. Welche Unschicklichkeit von diesem Böhnke, sich so mausig zu machen! Man mußte miteinander leben, man mußte miteinander auskommen. Das wurde ja auch von oben herab angestrebt! Hinter einem jovialen Lachen seine augenblickliche Verlegenheit verbergend, sagte Szypulski in die Stille hinein, die plötzlich eingetreten war, laut: „Trinken Sie Bitterwasser, Lehrer, nehmen Sie Glaubersalz, das wird Ihnen gut tun!"

Ein schallendes Gelächter belohnte diesen Witz.

Böhnke wurde bleich. Er biß sich auf die Lippen, er durfte ja nichts sagen. Aber er klammerte sich an seine Verachtung: wie sehr war er doch diesen allen

hier an Bildung überlegen! Selbst dem Propst. Der war ja auch nur Bauerssohn, während er der Sohn eines Lehrers war. Oh, und er hatte Philologie studieren sollen, die höhere Karriere einschlagen! Aber auch so, mit der einfacheren Seminarbildung überragte er alle diese hier, das glaubte er ohne Selbstüberschätzung behaupten zu können.

Böhnke hielt sich stets für sich, hatte keine Freunde, war barsch gegen die Kinder, oft übel gelaunt; nur gegen die kleine Tiralla schlug er einen milderen Ton an. Die war auch ein ganz anderes Kind, viel feiner als die übrigen; der Tochter merkte man eben die Mutter an und deren gute Abstammung! Der Lehrer interessierte sich für diese Frau; es war nicht ihre Schönheit allein, die ihn reizte. Er fühlte sich ihr innerlich verbunden durch ihre Herkunft. Eine eifersüchtige Wut überkam ihn, wenn er jetzt diese ungebildeten Flegel kurzweg von ‚der Tiralla' sprechen hörte. Konnten sie nicht sagen ‚Frau Tiralla' oder ‚die Frau Besitzer Tiralla'?! Es hätte sich so geschickt! Bleich und verbissen vor sich hinstierend nagte der Lehrer an seiner Unterlippe.

Die vorherige friedliche Unterhaltung wollte nicht recht mehr in Fluß kommen, ein Funke war ins Stroh gefallen. Jokisch und Schmielke fingen auf einmal einen Wortwechsel an. Jokisch, der schon zuviel getrunken hatte, begann plötzlich über die Tiralla loszuziehen: das war eine, der konnte man nicht über den Weg trauen! Er, der Tiralla, konnte einen wirklich dauern,

ein ganz ehrlicher Kerl war er, aber betrogen, betrogen! „Meine Frau sagt auch" —

„Na, Ihre Frau ist nur eifersüchtig," neckte Schmielke lachend. „Ja, ja, es mag nicht angenehm sein, die schöne Tirallala zur nächsten Nachbarin zu haben!"

„Was fällt Ihnen ein?" brüllte der Halbtrunkene. „Sie wollen wohl sagen, ich hätte 'was mit der? Nicht rühr an, nicht mit der Feuerzange anzufassen!" Er schrie sich in Empörung.

„Na, Ihre Frau hat Sie ja gut angelernt," bemerkte überlegen der Steuerbeamte.

„Angelernt? Angelernt?! Ich bin längst angelernt!" brüllte der Inspektor dagegen. „Ich brauche nicht mehr zu lernen. Ich bin fünf Jahre Inspektor gewesen beim Grafen Bninski in Opalenitza, ich brauche nichts mehr zu lernen für Ihre lausige preußische Domäne hier, überhaupt in der Nachbarschaft" — er spuckte auf den Boden — „in der —!"

Ein Schlag traf seinen Mund. Der Lehrer war aufgesprungen; alle Bildung hatte ihn verlassen. „Halten Sie das Maul!" schrie er und stand dem betrunkenen Inspektor gegenüber wie ein Puthahn, den ein rotes Tuch gereizt hat. Er war nur ein schwächlicher Mensch, eine Handvoll gegen den breiten Landmann, aber seine Augen funkelten gefährlich.

In der Tat, das war stark von Jokisch! „Psia krew!" entfuhr es dem Propst; und die anderen schrieen wild durcheinander: „Beweisen!" Das sollte er nur erst mal beweisen, daß er die Tiralla so beklatschen

durfte. Neugierig waren sie alle, sie brannten förmlich: was wußte er von ihr, was denn?! Es lieh ihr noch einen neuen, pikanten Reiz, daß einer so etwas von ihr wußte.

„Na, man los!“ sagte Schmielke behaglich.

Auch der Propst lächelte; er war es gewohnt, wenn zweie sich zankten, als gänzlich Unbeteiligter zuzuhören und zuletzt sie doch sich seinem Richterspruch beugen zu sehen.

„Weiß ich nichts,“ sagte der Trunkene plötzlich ernüchtert. Ei, was war er doch für ein Esel! So schoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Wenn er etwas auf sie sagte, würden sie da nicht alle vermuten, daß er sich bei ihr die Finger verbrannt hatte?! So wußte es keiner, daß er neulich bei einem Besuch in Starydwór, ganz entbrannt, sie im dunklen Ziegelflur hatte umfassen wollen und dafür eine derbe Ohrfeige erhalten hatte. Er verschanzte sich denn nun hinter seine Frau: „Meine Frau sagt, sie ist gar nicht wirtschaftlich! Meine Frau sagt, sie ist so häßlich gegen ihren Mann! Allein schläft sie in einem Zimmer!“

„Allein?! Was Sie nicht sagen! Ist's wahr?“ Davon waren sie nun alle entzückt. Wieder funkelten ihnen die Augen: ei, nun ja, er war ja auch so ein häßlicher, alter Kerl!

„Meine Frau sagt, sie möchte ihn am liebsten vergiften! So sieht sie ihn an!“ Das war der höchste Trumpf, aber auch er erregte keinen Unwillen. Mit Blitzesschnelle durchflog einen jeden ein Plan, wie er sich wohl bei ihr anbringen könne.

Der Propst aber lächelte. „Sie sind Partei, Herr Jokisch, Partei! In Frau Tiralla ist kein Arg!“

„Gut, ja, gut ist sie,“ stimmte der Gendarm zu, „wirklich herzensgut. Komme ich da neulich aus dem Przykop, lungert das Mädel, die Magd vom Althof, vor dem Hoftor — 'ne dralle Person — Marianna Śroka — aber frech, frech! ‚Panje,‘ sagt sie zu mir und schleicht sich zu mir heran, ganz verstohlen, ‚Panje Krajutsch, da ist sich Mörderhaus!‘ und zeigt mit dem Finger auf das Haus der Tirallas und macht Augen — na, ganz verrückt! Sie läßt mich nicht locker. Nun war ich doch auch neugierig. Und ich mußte 'reingehen ins Haus. Und da kommt auch schon die Frau aus der Stube. „Wo ist Herr Tiralla?“ frage ich, aber da ruft er auch schon von innen heraus: ‚Zoschchen, mein Liebchen, wer ist denn da? Nur herein, immer herein, hier ist gut sein im Stübchen!‘ Er war kreuzfidel. Da war alles ganz lustig, wenn auch die Śroka die Augen rollte und mir zuplinkte, ganz deutlich, wie: ‚Paß auf!‘ Na, so ein Weibsbild, die richtige Schlange! Und die Frau ist gleich dem Bauer, der so'ne Kreatur am Busen wärmte. Das ist eine Herrin! ‚Bitte‘ sagte sie und ‚danke‘, als die Śroka 'was aus dem Keller brachte. Aber so ist das Gesindel! Die Weibsperson hat's da wie im Himmel, und doch schimpft sie. Ich sagte zur Tiralla: ‚Wie ist denn Ihre Magd?‘ — ich wollte sie darauf bringen — aber sie sagte: ‚O, sehr gut ist sie, sehr gut‘ und lobte sie sehr.“

„Ein schöner Zug," sprach der Propst.

Eine allgemeine Empörung kehrte sich gegen Jokisch: wie durfte er es wagen, nur ein Wort auf die Tiralla zu sagen, selbst wenn er betrunken war?! Nein, diesmal hatte der Behnka ganz recht: das ungewaschene Maul sollte der Jokisch halten, er war ein Pantoffelheld, ein Weiberklatsch-Nachträtscher! Die Junggesellen höhnten den Inspektor. Der kleine Ziëntek goß ihm seine Bierneige auf den Kopf, und als der Begossene sich prustend wehrte und laut fluchend um sich schlug, zogen sie den Stuhl unter ihm weg, daß er auf die bespieene Diele zu sitzen kam. Der Gendarm, der sonst überall auseinandertrieb, sah hier ruhig zu: das geschah dem ganz recht! Der Propst, der anfänglich etwas unsicher darein gesehen und nach der Tür geschaut hatte, ob auch keiner sie belausche, hielt sich die Seiten vor Lachen, als jetzt ein jeder sein Glas nahm, und, wie es Ziëntek vorgemacht, dem nun am Boden Sitzenden die Neige über den Kopf goß.

Es war aber doch an der Zeit, jetzt zu gehen! Der Propst erhob sich und verschwand so behutsam, wie er gekommen war; die laut durcheinander Schreienden, Zankenden und Lachenden bemerkten es kaum. — —

Lehrer Böhnke fühlte sich, als er durch die Schneenacht nach Hause stapfte, wie ein Held. Er war ihr Ritter! Dem ungebildeten Mistfinken hatte er es tüchtig heimgezahlt! Den ersten und den letzten Fußtritt hatte Jokisch von ihm erhalten, als sie in Gemeinschaft den schweren Mann zur Tür hinausbeförderten: „Werft

ihn hinaus, den Verleumder!" Diesmal hatten sie alle gemeinsame Sache gemacht, nur der Gendarm hatte sich im letzten Moment empfohlen; das machte er jedesmal so, wenn die Katzbalgerei in der Herrenstube anging: er hätte doch sonst die Ruhestörer aufnotieren müssen.

Über dem einsam dahinschreitenden Lehrer blitzten die Sterne; wie eine Glasglocke wölbte sich der kalte Nachthimmel über dem flachen Land. Die Sterne gaben Licht, man sah genau den Weg: die ganz menschenleere Dorfstraße — breit war sie wie die breiteste Großstadtstraße, so breit, daß die Hütten zu ihren beiden Seiten doppelt niedrig erschienen. Böhnke ging unsicher. Er ging wie im Rausch, obgleich er nicht betrunken war. Er pflegte nie zuviel zu trinken wie die anderen. Eine ehrgeizige Sehnsucht quälte ihn: diese Frau, diese Frau, die möchte er gewinnen! Sehr freundlich war Frau Tiralla zu ihm; er glaubte es bemerkt zu haben, daß auch sie sich ihm innerlich verwandt fühlte. Morgen würde er der Kleinen, die oft so ganz verträumt während des Unterrichts darein starrte und gar nicht wußte, von was die Rede war, einen Gruß an ihre Mutter auftragen und fragen lassen, ob Frau Tiralla etwa Lektüre wünsche in diesen öden Wintertagen? Sie habe unter seinen Büchern die Wahl. Durch wieviel Entbehrungen er sich diese auch angeschafft hatte, alle würde er ihr gerne leihen. Seit drei Jahren freilich — beinahe so lange er nun hier war — hatte sie schon einen Band geborgt — den würde er wohl nie mehr wiedersehen — aber

das schadete nichts! Morgen würde er ihr wieder seine Bibliothek zur Verfügung stellen. Am besten in einem Brieschen, das er der Kleinen mitgab. Er schrieb eine schöne Handschrift, wie gestochen. Was schrieben die anderen hier doch für eine Klaue!

Der Ball in Gradewitz würde ihn auch eine ganze Menge kosten — knapp war er bei Gelde — aber was half es, hin mußte er, und sollte er beim Juden borgen! Er hatte es ja insofern bequem: mahnte der Isidor Prochownik, so setzte er die Tochter gleich einen herunter — bis auf den untersten Platz sollte die Rebekka rutschen — ließ der Alte ihn aber zufrieden, dann kam das Rebekkchen tüchtig herauf! Er lachte vor sich hin über diesen guten Gedanken; aber dann wurde er rot, obgleich ihn niemand sah. Nur der Sternenhimmel war über ihm und um ihn die ausgestorbene Ödenei des schlafenden Dorfes. Es war nicht recht, wenn er die Rebekka auf und ab rutschen ließ je nach seinem Gefallen, das fühlte er; wie eine Scham vor sich selber kam's über ihn. Aber dann ermannte er sich: ei, was machte es denn dem Mädel, das so schmierig, so dumm, so ganz und gar verkommen war, wenn es zu unterst saß?! Es kam gar nicht darauf an. Er, er mußte auf den Ball!

In dieser Nacht träumte Böhnke von der schönen Frau Tiralla. Sie hatte ein seidenes Kleid an und hielt ihm einen Cotillonorden entgegen. Verlangend griff er danach; sie heftete ihm den Goldpapierstern auf die Brust, und dann nestelte sie an ihrer Brust — das

seidene Kleid wich, und die weiße Brust schlug sich auf wie der Deckel eines Buches. ‚Lies darin,‘ sprach sie lächelnd, ‚wir verstehen uns ja!‘

Es war ein wirrer Traum, denn nachher kam noch allerlei tolles Zeug, dessen sich der junge Mann am andern Morgen nicht mehr entsinnen konnte.

Der Lehrer ging an diesem Morgen zur Schule wie ein Schüler, der das erste Gedicht an seine Geliebte in der Tasche trägt, voller Erwartung und Ungeduld, es ihr zukommen zu lassen. Er war, trotzdem er sich erst so spät niedergelegt hatte, zeitig aufgestanden und hatte zweimal ein Billettchen geschrieben an Frau Tiralla; das erste war ihm nicht gut genug geraten, darum schrieb er es zum zweiten Mal. Das sollte Rózia ihr überbringen. Aber als er in die Schulstube trat, suchten seine Blicke vergeblich das blasse, zerstreute Gesicht unter der bauschigen Haarmähne. Alle braunen, stumpfnasigen, verschmitzten Gesichter waren da, nur Rózia Tiralla fehlte. Das war ihm wie ein Fehlschlag. Heute war er noch viel barscher, noch viel ungeduldiger als sonst; die Antworten mußten auf die Fragen nur so fliegen, Schlag auf Schlag mußte es gehen, sonst nahm er das erste beste Buch und feuerte es über die Bänke. Eine große Gereiztheit war in ihm, er konnte sie kaum bezwingen: warum, zum Teufel, kam das rothaarige Mädel gerade heute nicht?

Als am andern Tage Rosa Tiralla wieder fehlte und am übernächsten auch und keines der Kinder ihm zu sagen wußte warum, faßte er einen Entschluß. Er würde

sich aufmachen nach Starydwór — das Mädchen mußte krank sein, war es da nicht ganz angemessen, wenn er sich einmal selber nach seiner Schülerin umsah?!

Die Raben krächzten über ihm, als er den Weg durch die tiefverschneiten Felder suchte, der kaum zu erkennen war; eine schmale Spur nur hatte der Karren, der in aller Morgenfrühe die Milch von Starydwór nach Gradewitz fuhr, gelassen. Ihn schauderte, als er so durch die weiße Weite wanderte, die heute freilich nicht melancholischer war als zur Zeit, da die Rüben grünen und das Korn reift, die aber jetzt in ihrer gleichmäßigen Farbe noch weiter und noch unbelebter erschien. Die Hasen, die an stehengebliebenen Strünken nagten, und die Raubvögel, die mit langsamem Flügelschlag den großen Kiefern des Przykop zusegelten, belebten nicht die Einsamkeit; ihre träge Sorglosigkeit, die den Menschen ganz nahe herankommen ließ, zeigte deutlich, wie wenig sie hier gestört wurden.

War seine Kleidung nicht genügend, daß ihn so fror? Böhnke befühlte sich — hu, war das eisig! Freilich, der Überzieher war sehr dünn, eigentlich nur ein Sommerüberzieher, aber er konnte doch heut nicht die Flauschjoppe anziehen, in der er alltags zur Schule ging! Er hatte seinen besten schwarzen Rock an und Glacéhandschuhe; seine Finger waren ganz starr. Er wäre gern Trab gelaufen, um sich warm zu machen, aber wie Bleiklumpen hängte es sich ihm an die Füße. Als er die Bäume des Przykop in der Bodensenkung auftauchen sah, war's ihm, als hielte ihn etwas zurück, als bliese

der Wind ihm entgegen, als sollte er nicht hinkommen, durchaus nicht. Und sein Herz verlangte doch, bald in Starydwór zu sein.

Nach links hinüber lag das Ansiedlungsgut, der Brennereischornstein reckte sich wie ein Spargel — da residierte Jokisch. Nun, er würde bald ausresidiert haben! Wenn das Ganze erst parzelliert war und die Ansiedler anzogen, konnte er gehen. Gott sei's gedankt! Böhnke fühlte eine unbestimmte Eifersucht; diese Nachbarschaft, jede Nachbarschaft dünkte ihn gefährlich. Und Jokisch war ein stattlicher Mensch, und daß auch er Frau Tiralla anziehend fand — wer sollte das nicht?! — das glaubte Böhnke trotz allem und allem deutlich genug herausgehört zu haben. Vielleicht gerade darum war er so gereizt auf sie!

Nun lief der Lehrer doch. Wer wollte ihn hindern, bald in Starydwór zu sein?! Da lag es!

Der alte Hof, der schon über hundert Jahre in Händen der Tirallas war, machte von weitem einen ganz stattlichen Eindruck. Vom Wohnhaus sah man nicht viel, das war niedrig, wie in den Boden gesunken; aber im Viereck ragten die mit neuen roten Ziegeln gedeckten Scheunen und Ställe, durch ihre nach außen gekehrten, fensterlosen Rückwände zugleich die Mauer bildend, welche den Hof umschloß. Ein großes Anwesen! Aber was nützte es ihr, wenn sie ihren Mann nicht liebte?!

Noch einmal sah der junge Mann prüfend an sich herunter, und den Schnee von seinen Hosen klopfend, trat er durchs offenstehende Hoftor, über dem die

Gottesmutter hinter einem kleinen Gitterchen thronte. Ein paar Hunde fuhren ihm kläffend an die Beine, aber er war nicht feige, wenn er auch kein Riese war. Ein Fußtritt scheuchte die Köter. Als er aufs Wohnhaus zuschritt, glotzte ihm, nebenan aus der Stalltür, ein feiernder Knecht nach.

Was wollte der Lehrer aus Starawieś hier?! Aha, der kam wohl auch, der Pani die Hand zu küssen?! Gestern, vorgestern waren schon welche dagewesen. Wie sie alle nach ihr liefen! Jendrek grinste breit: die hatten kein Glück! Für ihn hatte die Pani doch den freundlichsten Blick, und Speck gab sie ihm in der Küche und einen Extraschnaps jetzt jeden Tag. Daß Gott der Herr sie segne, die gute Seele!

Böhnke betrat den Ziegelflur — niemand kam. Er räusperte sich stark; er war noch nie hier gewesen und wußte nicht, wo anklopfen. Er scharrte mit den Füßen, und als immer noch niemand kam, rief er höflich: „Ist es erlaubt, einzutreten? He! Ist niemand zu Haus?!“

Da schrie Herrn Tirallas Stimme hinter der Türe rechts: „Herein, nur immer herein, hier ist's gut sein im Stübchen!“

Der Lehrer klopfte an.

„Zum Donner, herein doch, nur herein!“

Böhnke trat ein und fuhr zugleich wieder zurück. O nein, er wollte nicht stören! Aber er stand doch wie gebannt und schaute und schaute — — Herr Tiralla streckte sich lang und breit auf der Lotterbank

am Ofen, sein Kopf lag schwer in Frau Tirallas Schoß.

Frau Tiralla wurde blutrot, sie schlug die Augen nieder, als der Blick des Lehrers sie traf. So hastig sprang sie auf, daß der schwere Mann fast von ihrem Schoß herunter auf den Boden gekollert wäre.

„Psia krew!“ schrie Herr Tiralla, und dann lachte er: he, sie brauchte sich doch nicht zu genieren, waren sie denn nicht Mann und Frau?!

Sie antwortete nichts hierauf. Sie sah ihren Mann nur so verächtlich von oben herunter an und schickte dann einen so ausdrucksvollen Blick ins Leere, daß Böhnke sofort wußte: die ist unglücklich, die ist unverstanden! Und er fühlte sein Herz klopfen.

„O,“ sagte sie dann freundlich, „Herr Behnka!“ Sie reichte ihm ihre Hand. Wie Samt, aber zugleich wie Eis, lag sie in der seinen. Er wagte einen leisen Druck, sie erwiderte den nicht, sah Böhnke nur mit ihren prächtigen Augen traurig an und lächelte flüchtig. Ach, dieses arme Weibchen! Der Lehrer hätte dem rohen Patron, der sich da noch immer auf der Ofenbank rekelte, eins versetzen mögen.

Herr Tiralla war bester Laune. Er brüllte nach Marianna, Bier sollte sie bringen und Schnaps; und dann hieß er seine Frau etwas zu essen herausgeben: „Der Lehrer wird Hunger haben — so ein Lehrer hat immer Hunger — tische auf! Schinken, Eier, Kuchen, Wurst, Käse und was du sonst noch in der Kammer hast! Wir haben es ja!“ Dann streckte er die Hand

nach dem Lehrer aus: „Ist dem Herrn ein Sessel gefällig?“ und zwang den Widerstrebenden, ohne daß er sich selbst aus seiner Lage erhoben hätte, auf den nächsten Stuhl. „Wir geben es Ihnen gerne! Psia krew, keine Ausflucht gemacht!“

Böhnke hatte etwas gestammelt von: ‚keine Mühe machen wollen‘ — von ‚zu satt sein‘ — ‚gleich wieder gehen müssen‘ — aber der andere schlug seine dröhnende Lache auf: das sollte so ein Lehrerchen einem anderen weismachen als ihm! Er war wohl auch so angelernt wie die Zosia, he? Die war als Mädel immer in Strümpfen und Schuhen gegangen, zierlich wie eine Puppe, den Bauch aber hatte sie so leer gehabt, wie eine Scheune ist vor der Erntezeit. Mager war sie gewesen wie eine Kirchenmaus!

Wieder sah der Lehrer einen Blick der Frau den Mann treffen; aber diesmal war mehr als Verachtung darin. In der dunklen Tiefe flackerte etwas auf. Ohne Wort wandte sich Frau Tiralla ab und ging zur Tür.

„He, Zoschchen, beeile dich,“ schrie ihr Mann ihr nach. Und dann fing er an, sie dem Lehrer zu rühmen. Herr Tiralla hatte für sein Leben gern Besuch, er war so erfreut, sein Zoschchen und sein Glück vor jemandem preisen zu können. Er prahlte ordentlich. Geschwätzig erzählte er allerlei, was sonst ein Ehemann anderen Männern nicht mitteilt. Sie hatte einen Wuchs, einen Wuchs! Schlank wie ein Birkenreischen! Zart war sie noch, dünn in der Taille, aber doch voll, breit in den Hüften, weich und mollig wie eine Wachtel, oder wie

eins von den Marzipanschweinchen, die Wolkowitz in Posen um die Weihnachten im Fenster hatte. „Einen Busen hat sie, einen Busen! Wollen Sie wohl glauben, daß" — die Stimme nur ein klein wenig dämpfend, wollte er dem jungen Mann noch allerhand nähere Vertraulichkeiten zuschreien, aber dieser riß sich los von der ihn auf den Stuhl niederzwingenden Hand. Längst war er unruhig hin und her gerutscht, nun hielt er es nicht mehr aus. Eine lodernde Röte schlug ihm zu Kopf — war's vor Scham oder vor Verlangen?! O, diese Frau! Die arme, preisgegebene Frau! Dieser dicke, rohe, seine Frau vor anderen förmlich entkleidende Alte dünkte ihn unsäglich widerlich. Konnte man's ihr verdenken, daß er ihr zuwider war? So zuwider, wie Frau Jokisch sagte?!

Herr Tiralla bemerkte es gar nicht, wie der Lehrer kämpfte. Dessen Schweigsamkeit fiel ihm weiter gar nicht auf. Der redete eben nicht viel, war bescheiden — nun gut — er hörte eben zu! Herr Tiralla war sehr befriedigt von seinem Gast.

Marianna erschien, drei Bierflaschen unter jedem Arm, ein Tablett mit Gläsern in den Händen. Sie sah frisch und wohlgenährt aus, keine Spur des schrecklichen Übelbefindens, das sie bei Winteranfang befallen hatte, war ihr mehr anzumerken. Ihre spitzbübischen Augen musterten funkelnd den jungen Mann: würde der etwa der Liebhaber von Frau Tiralla werden?! Denn wenn die Pani sich nun doch auch noch einen anschaffen würde, wäre es kein Wunder. Aber dieser —

sie machte eine abfällige Grimasse — dieser hier war lange nicht hübsch genug! Und unternehmend schien er auch nicht, kein einziges Seitenblickchen warf er ihr zu, so oft sie ihn auch mit ihrem Hemdärmel streifte, so nahe sie auch ihre üppige Gestalt vor ihm über den Tisch reckte, um die Gläser hinzustellen und die sechs Flaschen.

„Das wird genügen," sprach Herr Tiralla. „Fürs erste! Höre du, Teufelsbraten," — er kniff die Dirne in die Lende, daß sie laut aufjuchzte — „steige in den Keller hinab und hole uns noch eine Flasche Ungar herauf. Und wo ist der Schnaps? Erst ein Likörchen, Lehrerchen, sonst friert dir dein Magen! He, was stehst du noch, du Teufelin?" fuhr er die Magd an, die vergnügt ihre Zähne zeigte. „Verstehst du nicht, spreche ich etwa deutsch, spreche ich nicht polnisch?! — Sie ist sehr dumm," sagte er wie entschuldigend, als die dreist Lachende das Zimmer verließ, „aber sie ist treu. Und sie ist hübsch!"

Er sagte das mit einem Lachen, das den Lehrer aufs neue entsetzte. Auch das noch?! Nicht einmal treu war ihr der Mann?! Arme, Arme! Sie tat ihm so leid, wie ihm in seinem Leben noch nie jemand leid getan hatte; er war sonst kein Weichherziger. Sehnsüchtig wartete er auf sie. Sie schämte sich wohl noch vor ihm, sonst wäre sie längst wieder hereingekommen!

Herr Tiralla wurde auch schon ungeduldig. Der Likör schmeckte ihm nicht halb so gut und das Bier gar nicht, sagte er, wenn sein Zoschchen ihm nicht das Oberste

vom Glas nippte. Er schrie wieder nach der Magd, und als diese mit der Flasche Ungar kam und mit einem großen Tablett voller Eßwaren, herrschte er sie an: „Stell hin! Wo ist die Pani? Psia krew, wo bleibt sie?“

Marianna zuckte die Achseln: „Kann ich nicht wissen, warum Pani nicht kommt. Wird der Gospodarz wohl selber wissen!“

„Möge dich der feurige Blitz zerschmettern! Rufe sie! Sie soll kommen!“

Die Magd verschwand. Nach wenigen Minuten steckte sie ihren braunen Kopf mit wehleidiger Miene zur Stubentür herein: „Kann Pani nicht kommen, ist Paninka wieder schlimmer geworden — sehr krank — o!“ Schleunigst zog sie sich zurück.

Das Glas, das Herr Tiralla nach ihr schleuderte, traf, in viele Splitter zerschellend, nur mehr die Stubentür.

Es wollte den Lehrer nicht länger hier dulden. Was sollte er nun auch noch hier? Sie würde sich doch nicht mehr zeigen. Solches Pech! Dieses verdammte, rothaarige Mädel, mußte das auch jetzt gerade kränker werden?! Oder war das nur ein Vorwand von ihr? Ja ja, ein Vorwand, so war es! Oben saß sie in einem Winkel, den Kopf tief beschämt auf die Kniee geneigt, und weinte, weinte so sehr, daß ihr schöner Wuchs — breit in den Hüften, in der Taille schlank wie ein Birkenreischen, zart und doch voll — sich davon erschütterte. So sehr der junge Mann sich auch dagegen wehrte, er konnte nichts dafür, immerfort sah er sie so,

wie der Alte sie ihm beschrieben hatte. Er wechselte immerwährend die Farbe, bald ward ihm heiß, bald ward ihm kalt. Herr Tiralla schenkte ihm ein — Bier, Schnaps, Ungar, alles durcheinander — er trank aus lauter Zerstreutheit mehr, als er sonst je zu trinken pflegte; seine Gedanken waren ganz bei ihr. Er konnte es nicht fassen, daß er nun fortgehen sollte, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Und so saß er und saß, bis der frühe Nachmittag, an dem er gekommen war, dunkel wurde, immer dunkler bis zur pechschwarzen Nacht. Endlich stand er auf, Verzweiflung im Herzen; alles, was er hier hatte erreichen wollen, war unerreicht, er hatte ihr nicht Bücher angeboten, er hatte sich ihrer nicht versichert für einen Tanz in Gradewitz, nicht einmal seinen Vorwand, sich nach dem Töchterchen zu erkundigen, hatte er angebracht. Wut gegen Herrn Tiralla erfaßte ihn plötzlich: der war an allem schuld! Dann empfahl er sich.

Herr Tiralla gab ihm nicht das Geleit — das Lehrerchen würde ja schon alleine finden — und so tappte denn der ein wenig Taumelige durch den gänzlich finsteren Flur dem Ausgang zu. Da fühlte er sich von einer warmen Hand erfaßt, ein Kichern erklang neben ihm im Dunkeln, die tiefe Stimme der Magd sagte halb mitleidig, halb spöttisch: „War sich langweilig drinne bei Pan Tiralla, tut mir leid! Sitzt Pani oben bei kleine Rózia. Wenn Pan Lehrer ihr sagen will gute Nacht?!“ Sie schob ihn der Treppe zu und verschwand kichernd im Dunkeln.

Wie ein Kobold, dachte er — nein, wie ein Engel! Es durchrieselte ihn fast wie abergläubische Furcht, es war ihm alles so seltsam — das alte Haus — die kichernde Magd — der laute Mann — die schöne Frau — er verwünschte das viele Getränk, das er zu sich genommen hatte, er verwünschte Herrn Tiralla. Ach, hätte er doch den klaren, nüchternen Kopf wie sonst!

Die alte Treppe ächzte unter seinem behutsamen Tritt. Was würde sie sagen, würde sie es auch nicht zudringlich finden, daß er hinauf zu ihr kam? Aber klang es durch das Ächzen der Treppe nicht wie menschliches Stöhnen? Die Bedauernswerte, die Schöne, er mußte zu ihr! Wo war sie denn?

Nun war er oben. Horch, war das nicht der Kleinen Stimme?

‚Mutter,' hörte er Rosa sprechen, ‚süße Mutter, wirklich, ich sah sie, du kannst mir glauben! Sie war so schön, so schön wie du! Sie hatte Haare gleich den deinen, wenn du deine Zöpfe aufflichtst. Und das Jesuskind gab sie mir zu halten. Ich liebe es, ich liebe es!' Das wiederholte sie mehrmals mit großer Inbrunst.

Was fabelte die Kleine da? Von wem sprach sie denn eigentlich? Lehrer Böhnke trat näher zur Tür. Ah — es durchfuhr ihn förmlich — nun sprach sie, Frau Tiralla! Was sie aber sagte, konnte er nicht deutlich verstehen, sie sprach so leise; und dazwischen war es ihm, als ob sie weinte. Er klopfte an und trat zugleich ein — da lag Rózia im Bett, die Mutter saß bei ihr auf dem Bettrand. Beide sahen ihn er-

staunt an; aber Rózia freute sich, als er, erst stockend, dann sicherer sagte: er hätte nicht fortgehen können, ohne zu wissen, wie es ihr gehe.

„Gut," sagte sie und lächelte schüchtern. „Sehr gut, ich danke, Panje Behnka!"

„Sie hat Fieber," sprach die Mutter. „Vorgestern lag sie in Ohnmacht am Morgen früh, die Marianna kam schreiend herunter. Wir werden den Arzt holen lassen müssen, wenn es nicht anders wird mit ihr!"

„Nein, nein!" Hastig setzte sich die Kleine im Bett auf, und dann verzog sie das Gesicht zum Weinen. „Ich bin ja nicht krank, süße Mutter, ich bin nicht krank!" Beide Arme ausstreckend, umfaßte sie die Mutter und drückte ihren Kopf an deren Brust.

Böhnke trat ans Bett und legte seine Hand auf des Mädchens Kopf — nein, sie fieberte nicht, aber ihn, ihn begann zu fiebern, so dicht in der Nähe der schönen Frau. Er machte sich um Rózia zu schaffen: was war ihr denn, wollte sie denn nicht bald wieder in die Schule kommen zu ihm?

Rózia nickte, und dann richtete sie ihren Kopf auf von der Mutter Brust, strich sich die wirren Haare aus dem trotz der Sommersprossen blendend weißen Gesicht. Böhnke fiel es selbst in seiner Benommenheit auf, wie ihre sonst so matten Augen glanzvoll blickten.

„Sie träumt so viel," klagte die Mutter. „Nachts schreit sie auf, daß man sich erschrickt. Und sie spricht aus dem Schlaf — die Marianna graust sich förmlich. Ach ja, die bösen Träume!" Sie seufzte.

Aber der Lehrer erkundigte sich nicht weiter; was die kleine Rózia träumte, das interessierte ihn gar nicht, ihn verlangte nur, Frau Tiralla seine Ergebenheit zu bezeigen. „Darf ich fragen, ob die Pani Bücher von mir leihen möchte? Ich werde sie gerne herausbringen!" Dann, um ihr einen leisen Wink zu geben, wie sehr er sie verstehe und bedauere, faßte er sich das Herz, zu sagen: „Wenn man so einsam lebt wie die Pani, so un —" er wollte sagen ‚unverstanden' oder ‚unglücklich' — aber er stockte und sah sie mit umflorten Augen verlangend an; er wußte es selber nicht, wie es kam, er geriet in ihrer Nähe völlig in Verwirrung.

Sie mußte ihn trotz seines Stockens wohl verstanden haben, denn sie seufzte: „Ach ja, Herr Tiralla gibt wenig auf das Lesen. Er ißt, trinkt, schläft und —" nun stockte auch sie und errötete. Und dann sah sie den jungen Mann mit ihren schwarzen Augen so tief an, daß das Herz ihm still stand. „Ich werde Ihnen dankbar sein," sprach sie leise weiter, „wenn Sie mir Bücher leihen. Herr Tiralla mag nicht Geld dafür ausgeben. Oh, ich lese so gern schöne Geschichten, die rührend sind!"

Böhnke war selig: also Bücher wollte sie haben?! Das hieß soviel als: oft kommen; denn er würde sich wohl hüten, die Bücher Rózia mitzugeben, er selber würde sie bringen, und zwar immer nur ein Buch auf einmal. „Ich werde Ihnen bringen, oh, ich werde Ihnen welche bringen," versicherte er in einem Ansturm von Freude.

„Ach, nicht so laut — nicht so laut,“ bat Rózia, plötzlich glühend rot werdend. Sie war in ihre Kissen zurückgesunken, hatte die Augen weit geöffnet, sprach aber doch wie im Schlaf: „Ich höre sie — pst, Mutter! Panje Behnka, pst! Oh, ich höre sie!“

Was hörte sie? Die beiden sahen sich an, draußen ächzten die Winde und fühlten sich wie mit klammernden Fingern am Hause entlang. Böhnke schüttelte den Kopf: das Mädchen war wirklich etwas seltsam!

Frau Tiralla aber schauerte leicht zusammen; sich über das Bett ihrer Tochter neigend, sagte sie merkwürdig sanft: „Höre weiter, meine liebe Rózia, höre weiter!“ Und dann faßte sie den Lehrer an der Hand und zog ihn aus der Kammer: „Kommen Sie! Sie schläft schon!“

Draußen im Stockdunklen standen sie still. Drinnen in der Kammer erklang Gemurmel — einzelne Freudenlaute — Rózias Stimme hob sich hell und jauchzend. Der Lehrer war wie betäubt: was war das?! Frau Tiralla hatte seine Hand noch nicht losgelassen, nun flüsterte sie an seinem Ohr: „Ich habe keinen Freund. Ich stehe ganz allein. Ich wünsche oft, ich wäre tot!“

Brennend drückte der junge Mann seine suchenden Lippen auf ihren Kleiderärmel, er stammelte etwas, kaum verständlich, fast erstickt vor Bewegung: ja, er war ihr Freund, ihr treu-ergebener! Einmal schon war er ihr Ritter gewesen, aber wenn sie befahl, auch ihr Hund würde er sein. Ewig — ewig!

Wenn der Lehrer jetzt auf eine Gunstbezeugung

gehofft hatte, so wurde er enttäuscht. Sie drückte nur seine Hand — ei, war die ihre eiskalt, und pressen konnte sie so fest, als wäre ihre zierliche Hand eine Mannesfaust! „Ich verlasse mich auf Sie, Panje Behnka," tuschelte sie und sprach dann ganz laut und gelassen: „Fallen Sie nicht! Hier ist die Treppe — so!"

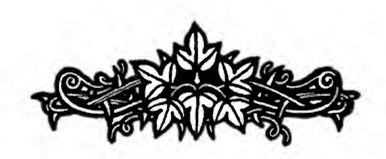
Unten dröhnte Herrn Tirallas kräftiges Organ aus der Stube: „Zoschchen, wo steckst du? Daß dich der Teufel beim Hemdzipfel nehme! Kleine Taube, mein Zoschchen, warum kommst du denn nicht?!"

„Gute Nacht," sagte sie hastig und drückte dem Lehrer noch einmal die Hand. —

Er stand allein auf dem totenstillen Hof, kein Licht war in den Ställen, das Vieh regte sich nicht darin. Ihm war beklommen. Fürchtete er sich vor seinem Weg durch die einsamen Felder? Im Gegenteil, er atmete jetzt auf, als ihm der, vom freien Feld her blasende Wind eine ganze Ladung Schnee ins Gesicht warf, der ihn von oben bis unten bestäubte. „Ah!" Er holte tief und zitternd Luft. Und dann erschrak er. Vom Przykop her tönte ein Pfiff, langgezogen und schrill. Ein ganz absonderlicher Pfiff. So schrie kein Waldvogel; das tat auch kein Mensch! Ein Schauer lief ihm über den Rücken, ein abergläubisches Entsetzen faßte ihn, das er nicht abschütteln konnte, trotz allen Verstandes und trotz all seiner Bildung. Das war die Hexe, die da pfiff aus dem stockdunklen Przykop!

Und er bekreuzte sich, wie das Landvolk sich zu bekreuzen pflegt, wenn es den Hexenpfiff hört — ‚Jesus

Christus ist am Montag geboren‘ — und spie aus in den trotz der Dunkelheit schimmernden weißen Schnee. Dann hat die Hexe die Macht verloren dann braucht man ihr nicht zu folgen.





V.

Rosa Tiralla hatte Geister gesehen.

Ob Engel oder Teufel, das wußte man nicht. Marianna Śroka hatte heulend die Kunde ins Dorf getragen, und ihr Liebster, der Jendrek, es mit einem Kopfnicken bestätigt: die Paninka hatte etwas gesehen, der Paninka war etwas angetan!

Herr Tiralla war tief betrübt über seine Różyczka, so tief betrübt, wie er überhaupt sein konnte. Nun hatte er sich schon damit beschäftigt, seine Augen umhergehen zu lassen nach dem zukünftigen Bräutigam für sein Töchterchen — vierzehn wurde sie nächsten Herbst, ein Frauchen kann gar nicht jung genug sein — statt dessen lag nun das Mädchen viel zu Bett. Allerlei, was den starken Mann ängstigte — nie hatte er Nerven gehabt, er wußte gar nicht, was Nerven waren — stellte sich ein. Rózia war so reizbar, sie weinte gleich, fuhr man sie an; man sollte sie ja nicht hart anfassen, meinte der Doktor, sie weinte auch gleich so schlimm, daß es Weinkrämpfe wurden. Nachher war sie so matt, daß sie kein Glied rühren mochte noch konnte, sah aus wie jemand, der vergehen will, so daß der Vater, von Angst gepackt, sagte: ‚ja,‘ und ‚mein Engel‘, ‚alles, was du willst, mein Engel!‘ Immer ‚mein Engel.‘

Und von Engeln war Rózyczka immer umgeben. Im Vater sah sie einen Engel, in Marianna einen Engel, in Jendrek einen, in der Mutter vor allen. Auch Pan Behnka war ein Engel; er kam sie so oft besuchen, saß dann an ihrem Bett mit der lieben Mutter, und sie sprachen so leise und lind zusammen, daß ihr die Augen zufielen dabei und daß sie schlummerte wie im Paradies.

Frau Tiralla hätte nie gedacht, daß sie soviel Liebe zu diesem Kinde fassen könnte. Nun mochte sie ihre Tochter doch leiden. Marianna hatte durchaus nicht mehr in der Kammer bei Rózia schlafen wollen: man konnte ja des Nachts kein Auge zutun, und wenn man tagsüber so fleißig arbeitete, mußte man doch seine Ruhe kriegen! Die Wahrheit war, daß, wenn Marianna heimlich aufstand, um zu ihrem Liebsten zu schleichen, das Kind sich im Bette aufrichtete und rief: ‚Wohin gehst du, Marianna?‘ So seltsam mahnend klang das, so vorwurfsvoll, daß es der Magd gruselte — woher wußte die? — und sie sich nicht traute, zum Jendrek zu schlüpfen.

Nun hatte Frau Tiralla ihr Bett zur Tochter hinaufschaffen lassen. Herr Tiralla wütete und fluchte; sonst hatte er sie doch wenigstens auf gleichem Flur nebenan gehabt. Aber sie beharrte bei ihrem Willen: Rózyczka bedurfte der Pflege, Rózyczka durfte nicht alleine schlafen! Das sah er denn ein.

In der Nacht, wenn es so still im Hause war, daß man das Ticken der Uhr wie Donnerschläge hörte

und das Schnarchen Herrn Tirallas wie ein unablässig gehendes Sägewerk, dann saß Frau Tiralla an des Kindes Bett. Sie hielt seine Hand — ein Händchen, blau geädert und schmal und zart — und sie flüsterten miteinander. In der freudlosen Nacht, die um sie war, in dem öden Hof, schwimmend im Schneemeer, in der Einsamkeit, in der die Seele sich verirrt, flüsterten sie von Paradiesesfreuden. Immer davon.

Die himmlische Welt, jene, in der auch sie einst gelebt hatte, war Frau Tiralla wieder aufs neue nahe gerückt durch Rózia. Ah, sie verstand sehr wohl, was Rózia so beschäftigte, daß es sie ganz benahm! Ah, und das war recht so, sie sollte ja auch eine Heilige werden! War sie es nicht fast schon? Rózias Augen blickten ganz überirdisch, wenn sie der Mutter erzählte, was sie gesehen hatte: die Gottesmutter und das Jesuskind, ei, und den schönen, schönen Schutzengel, der immer, wenn sie schlief, an ihrem Bette saß. Neulich in der Nacht war sie plötzlich erwacht, war aber noch zu müde gewesen, die Augen weit aufzutun, da hatte er sich gerade über sie geneigt — oh, so schön in einem langen, weißen Gewande!

Frau Tiralla wußte genau: sie selber war das gewesen, und das weiße Gewand war ihr Nachthemd gewesen, das sie so lang und fein trug wie eine städtische Dame. Aber sie ließ das Kind dabei: wozu es enttäuschen? Und nun schlich sie jede Nacht wieder an Rózias Bett und störte deren Schlaf, indem sie ihr die Hand auflegte, und neigte sich über sie und spielte den Schutzengel zu des Kindes

Entzücken und zu dem eigenen auch. Es war ihr eine Wollust. Sie übte sich förmlich darauf ein; jede folgende Nacht konnte sie besser den Schutzengel spielen. Am Tage kramte sie in ihren Sachen und zeigte dem Kinde alles, was sie von früher her besaß. Teure Reliquien, die sie andächtig küßte: geweihte Rosenkranzperlen, ein geweihtes Palmzweiglein, ein Engelchen aus weißem Porzellan, ein Weihwasserkesselchen und viele bunte Heiligenbildchen, die ihr einst ihr Propst geschenkt hatte.

Nun lag dies alles auf des Kindes Bett, und zu jeder einzelnen Kostbarkeit erzählte die Mutter etwas, erzählte sich selber in einen erregten Eifer hinein, sprach mit gedämpfter Stimme, mit heimlichem, wie betendem Flüstern, mit entrücktem Lächeln, mit Augen, deren Blicke glänzend waren, bis sie sich umflorten und die glühende Erzählerin, in Schluchzen ausbrechend, über das Bett des Kindes sank. Dann umarmten sich Mutter und Tochter und weinten zusammen.

In Rózyczkas Tränen war überquellendes, schwärmerisches Entzücken und eine Sehnsucht, ach, eine so große Sehnsucht nach etwas, was sie nicht zu benennen wußte — die liebe Gottesmutter, das liebe Jesuskindlein, der liebe Schutzengel und die lieben Heiligen alle! Sie kannte sie alle; von jedem Märtyrer, von jeder Märtyrerin, die jetzt im Strahlenglanze prangten, wußte sie die Geschichte. Die Mutter hatte ihr die vorgelesen und immer wieder vorgelesen aus dem Buch der heiligen Legenden, das sie aus der buntbemalten Truhe, darin

sie einst als junges Mädchen ihr Eigentum verwahrte, hervorgesucht hatte.

Wie herrlich mußte es sein, so zu leben wie diese Frauen! Wenn man wurde wie die heilige Julia, wie die heilige Helena, oder gar wie die heilige Agnes, dann durfte man das Jesuskind in der Ewigkeit auf dem Schoße halten, durfte es wiegen und einsingen mit Halleluja.

Wenn Rózia ganz allein war, niemand in ihrer Nähe, dann versuchte sie dieses himmlische Eiapopeia. Sie bemühte sich, mit ihrer dünnen Mädchenstimme in die höchsten Höhen zu steigen und dem hellen, spitzen Klang weichen Wohllaut zu verleihen.

„St, Panusia singt," sagten dann unten auf dem Hof die Dienstleute und horchten andächtig nach dem langgezogenen, choralähnlichen Gesang, der aus Rózyczkas Kammer herunterscholl.

Aber immer, immer noch wollte ihr das Wiegenlied für das Jesuskind nicht recht gelingen; Rózia brach oft in Tränen darüber aus. Ei, sie betete eben nicht inbrünstig genug, ei, und sie war noch lange nicht fromm und nicht rein genug! Sie schrieb sich auf einen Zettel mit ihren unausgeglichenen, steifen Buchstaben alle ihre Sünden auf — keine derselben zu vergessen, eine lange Reihe — die wollte sie demnächst beichten gehen und Vergebung dafür erlangen, sowie der Schnee nur soweit geschmolzen war, daß sie durchkommen konnte zum Herrn Propst.

Sie ging jetzt nicht in die Schule; Starydwór lag für ihre Kräfte zu weit ab von Starawieś. — —

Aber Herr und Frau Tiralla rüsteten trotz Schnee und Unwegsamkeit zum Balle nach Gradewitz. Ei was, man würde schon durchkommen! Herr Tiralla hätte es nicht über sich bringen können, eine Gelegenheit zu versäumen, bei der er in aller Behaglichkeit, in einer Ecke des Saales bei Glas und Kartenspiel sitzend, sich an den vielen begehrlichen Blicken weiden konnte, die seiner dahinwirbelnden Frau folgten.

Frau Tiralla war eine flotte Tänzerin. Als sie das Ballkleid auspackte, das ihr Herr Tiralla in Posen bei einer feinen Schneiderin bestellt hatte, klopfte ihr das Herz. Ihr blauseidenes hätte sie freilich noch gut anziehen können — aber hatten es die Ratten nicht angefressen?! Und dieses war auch viel schöner: ein ganz duftiger weißer Flor, lange flatternde Enden an der Schärpe, ein Sträußchen von künstlichen Rosenknospen für die Brust und ein ebensolches fürs Haar. Über Seide war der luftige Stoff gespannt; es raschelte und rauschte und knisterte bei jedem Sichumdrehen.

In der großen Wohnstube zu ebner Erde machte Frau Tiralla Toilette. Oben in der Bettkammer war es zu kalt; Marianna hatte den Spiegel heruntergebracht und, durch ein paar Scheite Holz gestützt, auf einem Tische aufgestellt. Zwei Lichter brannten davor. Frau Tiralla frisierte sich; man hatte die Schneiderin aus Gradewitz, die zugleich die Haarkünstlerin der Gegend war, kommen lassen wollen, aber sie hatte schon gehört, daß Frau Tiralla das Ballkleid aus Posen bezogen, und war beleidigt.

Für gewöhnlich brannte Frau Tiralla ihr Haar nicht, heute benutzte sie eine Brennschere und mühte sich ab mit Marianna. Marianna war gar nicht ungeschickt, trotz ihrer groben Fäuste; sie half der Herrin eine mächtig-gekrauste Frisur auftürmen, aber als diese endlich fertig war, fand sich Frau Tiralla so scheußlich, daß sie in Tränen ausbrach. Mit einem ‚Psia krew!‘, bei dem Rózia zusammenzuckte, die, im dunklen Winkel kauernd, die Hände um die Kniee gelegt, mit bewundernden Augen die lichte Erscheinung im weißen gestickten Unterrock anstaunte, riß sie zornig die ganze Frisur wieder herunter.

Au, au, war die Herrin heute schwer zu befriedigen, bald dies, bald das, bald so, bald so! Wenn Marianna sich nicht damit getröstet hätte, bald Herrin im Hause zu sein für eine ganze Nacht, dann würde sie geheult haben, anstatt so freundlich zu lachen wie jetzt. „Muß die Pani sich Haar machen wie immer,“ sagte sie, „sieht sich Pani dann am allerhübschesten aus!“

Ja, sie hatte recht! Mit einem Seufzer fing Frau Tiralla noch einmal an, ihr Haar zu kämmen; kämmte das Gekräusel so lange aus, riß so gewaltig daran, bis das seidige Haar, schwarz wie Ebenholz, sich in glatten, tiefen Wellen an ihre weißen Schläfen schmiegte. Tief im Nacken steckte sie die Zöpfe zu einem dicken Nest zusammen; so hatte sie das Haar schon in ihrer Mädchenzeit getragen, so stand es ihr am besten.

„Teufel auch,“ sprach Herr Tiralla schmunzelnd von der Ofenbank her, auf der er trotz des reinen

Hemdes, des schwarzen Rockes und des pomadisierten Haares sich noch sielte, „siehst aus wie ein junges Mädel, mein Täubchen! Es werden mich viele beneiden, bei Gott!“

Sie sagte nichts hierauf, ärgerte sie sich doch über ihn. War es nicht eine Schande, daß er sich, neu und sauber angetan, jetzt noch, gerade so wie alltags in der schmierigen Joppe, auf der Ofenbank rekelte?!

„Wie schön, ach, wie schön,“ flüsterte Rózia. Sie war leise aus ihrem Winkel herangekommen, kniete jetzt vor der Mutter und hielt, wie anbetend, beide Hände zu ihr erhoben. Frau Tiralla hatte nun das Ballkleid übergeworfen; wie eine Wolke, licht und leicht, umwehte sie das schneeige Weiß. Sie selber fand sich schön — wie ein junges Mädchen, ah! Es durchzuckte sie mit einem zwar nur flüchtigen, aber doch brennenden Schmerz: es war doch schade, daß dies alles nun neben Herrn Tiralla verkümmerte! Immer neben ihm! Eine heftige Wut überkam sie mit einem Mal; einer jener plötzlichen Wutanfälle, die ihr schwarz vor den Augen machten, ihr die ganze Besinnung trübten. „Steh auf,“ sagte sie kalt zu Rózia, deren Hände an ihrem Kleid liebkosend auf und ab gestreichelt hatten, „steh auf! Was soll das?! Du beschmutzest mich!“

Rózia fing an zu weinen.

„Warum erschreckst du sie so?“ tadelte Herr Tiralla; er konnte es nicht hören, wenn seine Tochter weinte. „Komm her, mein Röschen, mein Sonnenkälbchen, laß das Mütterchen, es ist heute schlechter Laune. Komm

zu mir, Różyczka, mein Seelchen, komm, fasse meinen Rock an, den beschmutzest du nicht!"

„Ja, so geh doch, geh!" Frau Tiralla entwand so heftig ihr Kleid den sich daran klammernden Händchen, daß eine Falbel lostrennte. Nun war sie erst ganz heftig, nun mußte noch genäht werden. Laut schalt sie auf Rózia, und das Mädchen starrte sie mit großen Augen wie entgeistert an: konnten auch Engel schelten? Ach, sie mußte doch etwas sehr Schlimmes getan haben, ein sehr unnützes Kind sein, daß der Engel mit ihr schalt! Leise wimmernd verkroch sie sich wieder in ihre Ecke.

„Ärgere dich nur, kleidet dich gut," sprach Herr Tiralla lachend.

Beide Eltern hatten keine Acht mehr auf das Kind. Er war jetzt von der Ofenbank aufgestanden; draußen ratterte der Wagen vor die Tür, und der Jendrek knallte mit der Peitsche. Es war schon spät; wenn sie zur Zeit da sein wollten, mußten sie jetzt fahren, zwei Stunden würde man heute brauchen bei dem Wege nach Gradewitz.

„Dalej, meine Liebe," sagte er und hielt in einem Anflug von Galanterie seiner Zofia den Pelz hin zum Hineinschlüpfen.

Marianna zog der Herrin des Herrn dickste Wollsocken über die zierlichen Schuhe. „Ei, Schuhchen schöne," schmeichelte sie. „Daß Pani nicht in Schnee trete mit Füßchen schönes!"

Während sich die Frau vorbückte, um dem Bemühen der Magd nachzuhelfen, warf Herr Tiralla einen

schmunzelnden Blick in den Ausschnitt des Ballkleides und drückte dann einen knallenden Kuß auf den glatten, kühl-frischen Nacken seiner Frau.

Die Magd schrie laut auf vor Lachen; sie lachte noch immer, als der Wagen längst zum Tore hinausgeschwankt war, bis wohin sie und der Jendrek, jeder mit einer Laterne, ihm das Geleit gegeben hatten durch die von Schweinen und Federvieh ausgewühlten, jetzt von losem Schnee verdeckten, gefährlichen Mulden des ungepflasterten Hofes.

Das Kind blieb ganz allein zurück in der großen, überheizten Stube, deren winklige Ecken vom Flackern der beiden Kerzen auf dem Spiegeltisch nicht erhellt wurden. —

Frau Tiralla saß mit geschlossenen Augen hinter ihrem Mann, dessen breiter Rücken ihr den Wind abhielt, auf der Britschka. Einen anderen Wagen hätte man nicht nehmen können, er wäre umgestürzt auf diesem holprigen Wege; selbst die offene Britschka auf den starken Karrenrädern hatte ihre Not, durchzukommen; bald ging ein Rad hoch, bald das andere tief, je nachdem, wie voll die Geleise von geschmolzenem und wiedergefrorenem Schnee waren.

Wie gräßlich war es doch auf dem flachen Lande! Unter ihrem Pelz und den vielen Schaltüchern seufzte Frau Tiralla. Der Lehrer hatte ganz recht: sie war

hier nicht an ihrem Platze. Das Leben in dieser Umgebung machte einen ganz wunderlich. Bei Gott, sie war wahrlich für etwas anderes geboren! Hatte denn auch nicht dazumal schon, als sie doch noch so jung war, ihr Propst zu ihr gesprochen: ‚Du bist auserlesen unter vielen‘ —?! Und nun, was war ihr Los geworden?! Unter gesenkten Lidern hervor schoß die Frau einen bösen Blick nach dem vor ihr sitzenden Mann: ah, wie er sie jetzt wieder zur Ausstellung fuhr, wie ein Züchter, der sich einen Preis holen will für sein gut gehaltnes Stück Vieh!

Eine wilde Heftigkeit kam über Frau Tiralla; vom Wagen hätte sie Herrn Tiralla stoßen mögen. Daß er doch unten läge im Schnee, daß doch die Räder über ihn weggingen, daß sie doch die Zügel ergreifen könnte und auf die Pferde peitschen: „Huj, het!‘ Frei, frei! Aber — sie ließ plötzlich den Kopf hängen, eine jähe Traurigkeit kam sie an — sie hatte ja doch nicht den Mut dazu! Oben im Hause, in der Rumpelkammer, in der buntbemalten, ärmlichen Holzlade aus ihrer Mädchenzeit, da, wo niemand es suchen würde, da bewahrte sie das Rattengift. Herrn Tiralla hatte sie erzählt, die Ratten hätten alles aufgefressen — er hatte ihr's geglaubt. Und daß sich die toten Ratten nicht fanden, wunderte ihn auch nicht; man weiß ja, die Tiere verkriechen sich, wenn sie das Gift im Leibe haben, in irgend ein Loch. Da sterben sie. Ha, wenn sie nur damals nicht so die Angst angekommen wäre, als Marianna schrie: ‚Gift, Gift!‘ Wie gräßlich mußte sich's ansehen, wenn

der dicke Herr Tiralla so mit den Augen rollte und schäumte: ‚Gift, Gift!‘

„Heilige Mutter!‘ Hastig faltete sie die Hände in den weißen Ballhandschuhen unter ihrem Pelz. ‚Blicke du auf mich! Gnadenreiche, leihe du gnädig deinen Beistand meinem Tun!‘ So ganz allein, nein, das hieße doch eine zu große Sache auf sich nehmen — würde sie dazu wohl je, je wieder den Mut finden?! Das erste Mal, da war es ihr nicht so schwer angekommen. Aber da hatten die Heiligen es eben doch nicht gewollt, die Magd, der Tolpatsch, hatte den Kaffee verschüttet, Herr Tiralla hatte keinen Tropfen davon gekriegt. Wie schade! Ein großes Bedauern erhob sich in Frau Tiralla. Wie hatte sie sich nur dazumal heimlich freuen mögen, daß Herr Tiralla gesund am Frühstückstisch saß?! Mit jedem Tage wurde er ihr gräßlicher — wie lange, wie lange sollte sie das nun noch ertragen?! Hatte denn der Himmel kein Einsehen? So viele Männer starben ihren Frauen weg, wurden beweint und vermißt, und er — er — oh, sie würde ihm keine Träne nachweinen, des war sie sicher. Lachen würde sie, lachen! Ha, und tanzen würde sie heute, tanzen! Es war ihr, als müßte sie sich betäuben. —

Die Tirallas wurden schon sehnsüchtig erwartet; so lange Frau Tiralla noch fehlte, fehlte auch noch der Anreiz zum Tanze.

Im Frack, den Zylinder auf den blonden Härchen, stürmte der kleine Ziëntek vor die Hoteltür, als die Britschka auf den Marktplatz rasselte. Gott sei Dank,

da waren sie ja! Er, der Festordner, hatte schon Angst geschwitzt: was hätten sie mit all den Cotillonsträußchen anfangen sollen, die Hälfte hätte dann schon genügt!

Im spärlichen Licht, das die an schwanker Kette hängende, im Wind hin und her schaukelnde Laterne auf das mit Stroh belegte, schmutzige Pflaster warf, standen so und so viele Tänzer und sahen die schöne Tiralla absteigen. Viele Hände streckten sich hilfreich aus, aber sie schien sie nicht zu bemerken; mit zierlichem Sprunge stand sie gleich auf der untersten Stufe der Steintreppe, über die ein Stück zerschlissenen Teppichs gelegt war, und schüttelte ihre Röcke. Sie wartete nicht ab, bis Herr Tiralla abgestiegen war; schnurstracks ging sie in die Garderobe, legte ihre Sachen ab, nickte in den blinden Spiegel und flog schon im Arme von Herrn Schmielke in der Mazurka dahin, als Herr Tiralla in den Saal trat.

Er suchte sich gleich sein Plätzchen. Mochte sie tanzen, er gönnte es ihr! Um ihre Tugend war ihm nicht bange, kalt war sie ja wie Eis, man mußte noch froh sein, wenn sie einem nicht das Gesicht zerkratzte! Gerade in letzter Zeit hatte Herr Tiralla Erfahrungen mit ihr gemacht, die ihn verstimmten. Seit Rózyczkas Krankheit war sie ganz und gar nicht mehr für ihn da. —

Nun spielte er mit dem Edlen von Jagodzinski seine Partie; die von ungewaschenen Händen und vielem Gebrauch ganz dick gewordenen Karten hatte dieser gleich aus der hinteren Rocktasche gezogen. Was machte es

Herrn Tiralla aus, wenn er seine dreißig, vierzig Taler verlor! Er amüsierte sich, wenn der Edle von Jagodzinski sie gewann: war das doch die einzige Ernte, die der arme Teufel noch hatte.

Jagodzinski hatte sonst nie einen so nachsichtigen Partner, jeder sah ihm scharf auf die Finger, nur Herr Tiralla nicht, und im stillen bedauerte der immer galante Edle die schöne Frau: die Arme, bei Gott, einen solch dummen Mann zu haben!

Frau Tiralla war wie eine Flamme, eine Flamme trotz des weißen Kleides, trotzdem ihre Wangen nicht rot wurden, wohl heiß, aber nicht rot; sie setzte den ganzen Saal in Brand.

An den kahlen Bretterwänden, durch deren Fugen der Wind der Ebene pfiff, waren Papierfahnen — karmoisin und weiß — befestigt, die unablässig wehten im Luftzug, den das Vorüberwirbeln der tanzenden Paare verursachte; leise raschelten die Girlanden, die noch vom letzten Fest des Sokol*) her, dürr und braun sich von Fahnenknauf zu Fahnenknauf schlangen. Die nur lose aufgelegten Bretter des Bodens wippten merklich auf und nieder unter dem Hüpfen und Schleifen der vielen Füße. Stampfte ein Fuß derber auf, oder stürzte gar ein Paar hin mit Krachen, so wirbelten Wolken von Staub empor und verdunkelten das Licht der Petroleumhängelampe, um die zwölf Stearinkerzen auf einem Blechreifen flackerten. In der Ecke pustete

*) Polnischer Turnverein.

ein Ofen; die Wand hinter ihm war ganz schwarz angesengt, und ein großer Schirm von Eisenblech schützte die vorüberflatternden Kleider, daß sie nicht Feuer fingen am funkensprühenden Ofenloch. Auf dem erhöhten Bretter-podium, auf dem zuzeiten auch Theater gespielt wurde, stand das Klavier; ein Klavierspieler aus Gnesen paukte gar nicht übel darauf los, von einer Violine und einem Baß unterstützt. Rhythmus hatten die Musiker, einen fortreißenden, feurigen Rhythmus, der sich den Tänzern mitteilte. Man tanzte gut in Gradewitz. Schmielke, der zu Hause immer als besonderer Tänzer gegolten hatte, kam hier nicht dagegen an. Die Mädchen waren leicht wie die Seifenblasen; selbst der dicke Trampel des Bäckermeisters und das stumpfnasige Dummerchen von Stationsvorsteher Musiëlak tanzten wie Federn. Und doch waren sie nicht so sehr begehrt.

Auch die kleine Jadwiga, die reiche Mühlenbesitzers-tochter, die ein funkelnagelneues hellblaues Kaschmirkleid trug mit viereckigem Ausschnittchen, das, gerade so weit die Sommersprossen reichten, den Hals freiließ, fand nicht halb soviel Anklang, wie sie nach ihrer Toilette, die die Gradewitzer Schneiderin für ihr Meisterwerk erklärt hatte, erwarten durfte.

Auch Mariechen Różycka, deren stark-rote Arme und Hände sich aus einer rosaseidenen Bluse reckten, mußte sehen, wie einer der Herren nach dem andern sich an Frau Tiralla heranmachte. Das war bitter!

In den Tanzpausen steckten die Mädchen die Köpfe zusammen; sie alle, ob blond, ob schwarz, ob braun,

ob rot, waren nach **einer** Schablone frisiert. Allen hatte die Gradewitzer Friseurin die Vorderhaare gebrannt, sie mit Hülfe einer Kreppunterlage zu einer mächtigen Tolle über der Stirn emporgeschlagen und das Hinterhaar auf dem Scheitel in drei Puffen gesteckt. Nur die Fülle oder weniger große Fülle des Haares machte einigen Unterschied und die Farbe des Schleifchens, das freundlich an der linken Seite sich präsentierte.

Wie sahen diese jungen Dinger abscheulich aus! Die eine in Grellrosa, die andere in Grellblau, die dritte fast orangegelb, die vierte giftgrün! Und nun gar erst die Frauen! Frau Fleischermeister Rózycka prangte in starrer Seide — dunkelbraunrot mit gelblichen Spitzen — an und für sich gar nicht übel, aber wie gewöhnlich sah das dicke rote Gesicht über dem prallen Seidenbusen aus! Und die anderen alle! Frau Jokisch in Schwarz mit lila Einsatz und weißem Spitzenkragen sah aus wie ihre eigene Großmutter. Oh, wie das Innere des Menschen doch auch in seinem Äußeren zum Ausdruck kommt! Lehrer Böhnke stand in einer Ecke und musterte alle Erscheinungen. Er hatte sonst nicht soviel auf Äußeres gegeben — seine Mutter war eine sehr bescheidene Frau, und seine Schwestern — lieber Gott! — aber seit er mit Frau Tiralla verkehrte, fühlte er sich verwöhnt. Die war immer schön, heute schöner denn je; er verschlang sie fast mit seinen Blicken. Wie wunderherrlich ihr das zartweiße Kleid ließ! Sie war wie die Harmonie selber in diesem bunten Wirrwarr von schreienden Farben. Das einzige, was Farbe gab

an ihr, war das schlichte, seidige Dunkelhaar mit den Rosenknospen darin und das Sträußchen an ihrer Brust.

Sie war die einzige, die einen regelrechten Ballausschnitt hatte. Das war noch nie in Gradewitz Mode gewesen; nur die Kehle ließ man frei und die Schaufelknochen des Halses. Eigentlich war es greulich unanständig, so nackt sich zu zeigen! Aber keine der Frauen hätte das auszusprechen gewagt, und die jungen Mädchen erst recht nicht. Zum nächsten Ball, der in Gradewitz stattfand, würden alle diese Roben hier den gleichen Ausschnitt zeigen wie das Kleid der Tiralla. Den Herren gefiel's doch nun einmal so! Selbst die unschuldigsten Kinder merkten es, wie die Augen ihrer Väter auf Frau Tirallas aalglatte Schultern herabfunkelten.

Sofia Tiralla schien alle diese Blicke nicht zu sehen. Wie ein Kind, wie ein harmloses junges Ding gab sie sich ganz dem Vergnügen des Tanzes hin. Für diese kurze Stunde war all ihr Kummer weggewischt. Was machte es ihr jetzt, daß alle diese Männer nach ihr guckten, wie Herr Tiralla nach ihr zu gucken pflegte? Ihr kreiste darum das Blut noch keinen Augenblick rascher durch die Adern. Mochten sie doch! Sie lachte über sie, lachte — wenn die wüßten, daß sie schon beinahe einmal einen Menschen umgebracht hatte! Vergiftet! Eine nervöse Lachlust kitzelte sie.

Als Herr Schmielke ihr, während er sie beim wiegenden Walzer fester umschlang, zuflüsterte: ‚Schönste Frau, holdseligste Rose des Polenlandes,' — er fand

das sehr schön, ordentlich poetisch — ‚ich sterbe vor Liebe zu Ihnen,‘ lachte sie ihm ins Gesicht. „Sie tanzen schlecht, mein Herr,“ sprach sie und flog gleich darauf im Arm des kleinen Postassistenten an ihm vorüber.

„Psia krew!“ Herr Schmielke hatte sich das polnisch Fluchen schon angewöhnt. Dieser Dreikäsehoch, dieser kleine, milchsuppige Postschwede sollte ihm nur mal kommen, den würde er ordentlich vornehmen! Festordner wollte der sein, für das Vergnügen der Gäste sorgen?! An sich selber dachte er nur — meineidiger, verlogener, eitler Polack!

Herr Ziëntek tanzte weit besser als der preußische Steuerbeamte, aber Gnade fand auch er nicht vor Frau Tiralla. Sie tanzte mit ihm flott die Tour zu Ende, aber als er, hochatmend, mit klopfenden Pulsen neben ihr stand und gerade eine wispernde, recht intime Unterhaltung beginnen wollte, nickte sie, ohne nur hinzuhören, zerstreut ‚Danke‘ und ließ sich von Schlächtermeister Rózycki wieder in die Reihe der Paare führen.

Rózycki hatte sich — trotz seiner Aufgeschwemmtheit ein ganz famoser Tänzer — weiße Glacés aufgezwängt und schwitzte vor Vergnügen, daß der Schweiß in dicken Tropfen von ihm niedertroff bis auf die Schulter der Dame. Das war Frau Tiralla jetzt ganz gleichgültig; und ob Schlächter oder Bäcker oder Postassistent, wenn sie nur tanzte — nur mit Herrn Tiralla nicht, selbst tanzen hätte sie mit dem nicht mögen! Als sein Blick sie jetzt traf und er vergnügt sein Glas gegen sie erhob, schob sie, ohne ihm wieder zuzunicken, die

Brauen finster zusammen. Wenn sie so blickte, sah sie recht mitgenommen aus, alle Jugendlichkeit war dann plötzlich weggewischt; aber nur für Momente.

Als sie jetzt mit ihrem Partner, an dessen Leibesrundung sie sich zwar stieß, durch den Saal wirbelte, war ihr Gesicht wieder glatt wie zuvor. Der gewandte Tänzer hielt sich immer mit ihr in der Mitte, immer unterm Kronleuchter, daß auch alle ihn und sie sahen. Er fühlte sich als Ballkönig. Seiner Frau würde er schon über den Mund fahren, wenn die es etwa wagen sollte, ihm hinterher Vorwürfe zu machen, daß er so lange mit der Tiralla getanzt hatte! Nun tanzte er schon die dritte Runde mit ihr, ohne eine Pause zu machen — die war ja nicht totzukriegen! Als er aber fühlte, daß er nun nicht mehr konnte, nahm er seinen letzten Odem zusammen, stieß ein jauchzendes ‚Vivat!‘ aus und hob mit steifem Arm die anmutige Gestalt seiner Tänzerin in die Höhe.

Betäubendes Vivatgeschrei erhob sich. Die Herren waren wie toll. Sie stießen und pufften und drängten sich wie losgelassene Böcke um das schneeweiße, schwebende Lämmchen unterm Kronleuchter.

Frau Tiralla hatte nicht aufgeschrieen, als der starke Tänzer sie aufhob vom Boden; ihre Lippen waren blutrot, die Flügel ihrer kleinen Nase bebten, ihre Augen lachten. —

Wie eine große Ernüchterung kam es über sie, als sie nachher neben Herrn Schmielke bei Tische saß; an der anderen Seite hatte sie Ziëntek, gegenüber ihren

Mann. Sie mochte nicht essen; wenn sie sah, wie Herr Tiralla einfuhr, verging ihr jeder Appetit. Sie war auf einmal satt, satt bis zur Übelkeit; satt auch des Tanzes. Morgen saß sie ja doch wieder in Starydwór mit Herrn Tiralla allein! Je mehr ihr heute der Hof gemacht worden war, desto mehr verabscheute sie ihn. Es war keiner hier, der sie hätte reizen können. Herr Schmielke an ihrer Seite — pah — alle Mädchen begehrten ihn zwar, und er wisperte ihr immerfort heiß etwas zu in verliebtem Flüstern und preßte verstohlen sein Knie an ihr Kleid und suchte ihren Fuß — hundert Jahre hätte sie mit dem auf einer einsamen Insel sitzen können, er wäre ihr nicht gefährlich geworden! Und Ziëntek, der kleine Blonde, was machte sie sich wohl aus dem dummen Jungen?! Ein verächtliches Lächeln hob ihre kurze Oberlippe. Und was aus allen anderen, was aus diesen Ehemännern, die um sie girrten wie die Tauber? Überhaupt, was aus allen Männern der Welt?! Sie fühlte sich ihnen unendlich überlegen; ihr blieb die Hand kühl beim glühendsten Händedruck, ihr schoß kein verliebtes Blut heiß zu Kopf. Aber doch hätte sie jedem einzelnen von ihnen sich lieber hingegeben als Herrn Tiralla. Es erboste sie, daß er so wenig Eifersucht zeigte. War er ihrer denn so sicher? Was würde er sagen, wenn sie sich einen anderen aussuchte?!

Suchend ließ sie ihre Blicke schweifen. Große, unstete, rollende Augen machte sie über die Tafel hin.

Herr Schmielke, der einen solchen Blick auffing,

nahm ihn für eine Ermunterung. Was, sollte er die kleine Frau am Ende doch noch erobern? Dreist rückte er ihr noch näher: Kühnheit imponiert den Frauen ja am meisten! Er hatte schon während des ersten Teils des Balles beträchtlich getrunken, bei Tisch nicht minder: zum italienischen Salat ein Glas Ungar, zum Enten- und Schweinebraten Bier, und nun hatte er sich zum Vanille-Eis eine Flasche Schaumwein kommen lassen.

Andere machten ihm das nach. Der Edle von Jagodziński, dem die Taler Herrn Tirallas in der Tasche brannten, tat's sogar nicht unter einem echten Sekt.

Es wurde sehr laut. Die Herren in den schwarzen Röcken zeigten, daß sie Fäuste hatten; hier und da schlug einer von ihnen auf den Tisch.

Die dralle Frau Różycka kreischte auf; ihr Tischnachbar hatte sie gekitzelt. Ihr Töchterchen Mariechen schmiegte sich schmachtend an ihren Nachbar, den jungen Forsteleven, so verliebt war sie schon. Alle, die vor wenig Stunden noch ein wenig steif, ein wenig verlegen den Festsaal betreten hatten, bewiesen nun, daß sie schlecken und schlürfen und munter sein konnten. Ungeheuere Portionen verschwanden. Herr Tiralla hatte ganz allein eine Ente aufgegessen. Dem Eis sprachen die Damen besonders zu, denn sie waren so heiß, so heiß, und das viele Bier und der süße Wein machte ihnen noch heißer. Feurige Blicke warfen die Herren; es war ihnen nun schon ziemlich egal, ob's die Tiralla war oder eine andere, nett waren sie alle! Und die Blicke wurden erwidert. Die kleinen

Mädchen waren gar nicht so schüchtern mehr; sie warfen sich hintenüber vor Lachen bei den Komplimenten der jungen Herren mit glitzernden Augen und roten Ohren. Die verheirateten Leute erzählten sich Anekdoten; besonders Herr Tiralla exzellierte darin. Die Inspektorin Jokisch, die neben ihm saß, gab ihm einen Klaps auf den Mund; aber doch, sagte sie, könne man ihm nicht böse sein, wenn er auch ganz greulich sei. Er drückte ihr dafür einen schallenden Kuß auf die Wange. Und dann küßte er auch nach der anderen Seite: die Bäckermeisterin könnte es ihm sonst übel nehmen — und keine der beiden sträubte sich. Denen mußte er also gar nicht so eklig sein, dachte in einer großen Verwunderung Frau Tiralla.

Stumm und steif saß der Lehrer zwischen alledem. Ihn empörte diese Lustigkeit. Was war dies hier für eine Gesellschaft! Und er hatte geglaubt, hier seinesgleichen zu finden?! Vorwurfsvoll hob er die gesenkten Augen, da begegnete ihm Frau Tirallas Blick. Für einen Moment ließ sie ihre schwarzen Augen in den seinen ruhen, und ihr eben noch so lachendes Gesicht wurde ernst und ernster. Dann hob sie ihr Glas ein wenig in die Höhe, nickte ihm leicht zu und trank es leer auf einen Zug.

Ihm wurde es wohl unter ihrem Blick, er fühlte sich so gehoben, doch nur für kurze Minuten. Denn Herr Tiralla, der seiner Zosia Nicken bemerkt hatte, wollte nun auch seinerseits dem Lehrerchen eine Freundlichkeit erweisen, kam das doch so treulich herausgestapft,

brachte Zoschchen Bücher und Neuigkeiten und saß stundenlang bei der Kleinen. Das war doch so nett von ihm! So hob Herr Tiralla auch sein Glas und brüllte über den Tisch hin, daß es alle hörten: „Prosit, Schulmeisterchen! Hast du nichts zu trinken? Komm her, mein Sohn, kannst von mir 'was abkriegen! Dalej, dalej — warum kommst du denn nicht?!"

Alle guckten zu dem Lehrer hin. Böhnke sagte kurz ohne hinzusehen: „Danke!" und rührte sich nicht vom Platze.

Die anderen tranken ihm nun auch alle zu. „Zum Wohlsein, Herr Lehrer!"

Hatten Sie es denn gar nicht bemerkt, wie tölpelhaft das von Herrn Tiralla war?! In Böhnke kochte es: das, das sollte er, der Lehrer, sich gefallen lassen, er, der Bildner der Jugend, er, der Einzige hier, der den Anspruch erheben konnte, ein gebildeter Mensch zu sein?! ‚Dalej, dalej' — wie seinen Pferdeknecht, wie seinen Ackergaul schrie ihn der Bauer da an! Das sollte er sich bieten lassen, er?! Aber mußte er es sich denn bieten lassen?! Nein, nein, nein! Die schmale Gestalt des Lehrers wollte emporschnellen, aber dann duckte er sie. Wieder hatte ein Blick Frau Tirallas ihn getroffen, wieder ruhten sekundenlang ihre Augen in den seinen, und er verstand, was dieses schwarze Auge sprach. Seine Empörung glättete sich, ruhig blieb er sitzen. Aber tief innen wurde ein Haß geboren. —

Nach dem Essen ging der Tanz wieder an. Doch die Füße tanzten nicht mehr so leicht wie vorher, auch

waren sie nicht immer ganz einig, wollte der Fuß des Tänzers links, wollte die Tänzerin gerade rechts; jetzt kam häufiger ein Paar zu Falle. Die Dielen dröhnten, immer dicker wurden die Staubwolken, die den Brettern entstiegen und den Kronleuchter verdunkelten. Qualmig, trübe, halbdunkel war's im Saal.

Frau Tirallas Kleid sah man nicht mehr fliegen. Draußen stand sie in der Garderobe bei dem weinenden Mariechen Różycka, an dem die Garderobenfrau, die alte Piasecka, die auch die Totenzettel herumtrug, eifrig wischte. „Oh, meine rosa Bluse," jammerte die Kleine, „oh, meine schöne Bluse!" Da hatte ihr der Forsteleve, der Esel, als sie sich, kurz vor dem Aufstehen von Tisch, noch einmal recht zärtlich an ihn gelehnt hatte, sein volles Glas Bier vorn herunter über die ganze Taille gegossen. Sie war vor Betrübnis außer sich.

„Man wird sie zu Spindler nach Berlin schicken," tröstete Frau Tiralla, „in Posen ist auch gute chemische Waschanstalt. Ei, Kindchen," — sie faßte das junge Mädchen unters Kinn und hob ihm das jetzt ganz aufgequollene und verweinte Gesicht in die Höhe, — „wirst doch nicht weinen um eine Bluse?!"

Es kam Frau Tiralla auf einmal so grenzenlos nichtig vor, einer verdorbenen Bluse wegen zu weinen; sie vergaß ganz, daß auch sie vor der Abfahrt von Hause wegen einer mißglückten Frisur Tränen vergossen hatte. Sie fühlte sich jetzt so viel tiefer unglücklich, so wahrhaft beklagenswert. Die Ohren hätte sie sich verstopfen

mögen vor dem Musikgedudel; das Tanzen widerte sie an. Als Mädchen war sie nie zu Tanze gegangen. Was würde er — ihr Propst — wohl dazu sagen, hätte er sie heute gesehen?! Propst Szypulski war nicht so streng; aber sie, sie selber wollte streng gegen sich sein. Nein, keinen Schritt tat sie mehr in den Saal, nach Hause wollte sie fahren, bei Różyczka am Bette sitzen, deren Schutzengel sein! Vielleicht, daß auch sie dann etwas zu sehen bekam von den Herrlichkeiten, die dem Kinde sich offenbarten. Beten wollte sie darum, beten um selige Träume. Sie hatte eine so brennende, ungeduldige Sehnsucht nach Glück.

Einen Kellner, der in kurzer schwarzer Jacke und saucenbefleckter weißer Schürze vorbeilief, rief sie an und schickte ihn in den Saal zurück zu Herrn Tiralla: Herr Tiralla möchte gefälligst sofort anspannen lassen, es sei Zeit! Schon krähten die Hähne in den Höfchen hinter den Häusern der Ackerbürger.

Finster, an ihrer Unterlippe nagend, blieb sie in der Garderobe stehen, wo das begossene Mariechen noch immer um seine Bluse wimmerte; sie hatte sich ganz in den Schatten hinter das Regal zurückgezogen, daran die Mäntel und Hüte hingen. Hier würde sie keiner entdecken. Vergebene Hoffnung! Kaum hatte der Kellner drinnen seinen Auftrag ausgerichtet, so stürmte auch schon ein Rudel ihrer Tänzer in die Garderobe: die Tiralla wollte fort?! Das wäre — jetzt schon fortgehen?! Und sollten sie mit ihren Leibern einen Wall vor der Türe bilden, hinaus ließ man sie nicht! Der

Festordner rang die Hände: wenn sie fortging, dann fiel ja der ganze Cotillon ins Wasser, der regelrechte Cotillon mit den vielen Blumensträußchen!

Man hatte sie entdeckt und hinter dem Regal vorgezogen. Man bat, schmeichelte, quälte, drohte, vermaß sich hoch und teuer: nein, man ließ sie nicht, sie mußte noch dableiben und tanzen!

„Natürlich bleibt sie noch, wird sie noch tanzen," gröhlte Herrn Tirallas Stimme von der Saaltür her.

Was, der auch noch?! Wie eine getretene Schlange zischte die Frau auf: nein, sie blieb nicht, keine Viertelstunde blieb sie mehr länger! „Anspannen!" rief sie kurz, aber mit schmetternder Stimme dem Kellner zu, und ohne nach ihrem Mann hinzusehen, sagte sie dann: „Ich fahre. Wenn du nicht willst fahren, bleibe hier. Ich fahre!"

Herr Tiralla war verdutzt; aber dann ärgerte er sich: was, vor den Leuten war sie so eklig zu ihm?! Eine Frau hat zu gehorchen. Er war derjenige, der zu bestimmen hatte! Er war sehr betrunken, sonst hätte er sich's nie beifallen lassen, ihrem Wunsche so zu entgegnen. So nur allein war es möglich, daß er jetzt schrie: „Daß dich der Blitz zerschmettre! Du fährst nicht! Denn ich werde bleiben, solange mir gefällt — bis sechs, sieben, acht Uhr früh!"

„Bleibe," sagte sie eisig, aber ihre Augen glühten. „Dann werde ich zu Fuße gehen."

Nein, das konnte sie nicht, das würde sie doch nicht tun?! Das war ja ganz unmöglich durch den Schnee!

Aber sie hörte nicht auf das Drängen ihrer Verehrer; ihren Pelzmantel riß sie vom Haken und warf sich ihr Tuch um den Kopf. Sie fühlte, wenn man sie jetzt nicht losließ, mußte sie laut herausweinen, verzweifelt weinen. Trotzig stampfte sie mit dem Fuß: was guckten sie denn alle so dummlich, mit so glasigen Augen sie an?! Und Herr Tiralla, schlief der schon im Stehen?! „Dalej!“ sagte sie scharf — ihre Stimme klang wie ein Peitschenhieb — „dalej!“

Nun gehorchte er. Was blieb ihm denn anders übrig, wenn Frauchen durchaus nach Hause wollte?! „Sind verliebte Täubchen, die Frauen,“ lallte er, „wollen immer ins Nest!“ Und ihr den Arm schwer um den Nacken legend, stammelte er kosend: „Ja ja, ich komme ja schon, mein Täubchen, nur Geduld!“ Er zwinkerte dabei so listig mit den weinseligen Augen, daß die Zuhörer in ein Gelächter ausbrachen, das sich anhörte wie ein Gewieher.

Frau Tiralla war zusammengezuckt. Eine glühende Schamröte schlug ihr wie eine Welle über das bleiche Gesicht. Ah, wenn er sie so hinstellte, wie konnte es dann Wunder nehmen, wenn alle, alle so hinter ihr her waren?! Aber sie sollten nicht denken, daß sie sich dem ersten besten an den Hals warf, noch lange nicht!

Mit einem kurzen, hochmütigen Ruck den Kopf in den Nacken werfend, und mit höchster Willenskraft das Weinen zurückdrängend, das ihr übermächtig emporquoll, sagte sie, jedes Wort mit Gewalt herausstoßend, weil sie vor Beben der Lippen kaum sprechen konnte:

„Auf der Schwelle kannst du liegen, wie oft schon — du Prahler!"

Nun war sie es, die die Lacher auf ihrer Seite hatte. Diese Zurechtweisung gönnten sie alle Herrn Tiralla: was tat er sich denn so dick?! Man hatte doch auch Glück bei den Damen, aber man prahlte nicht so damit! Und überhaupt, was brauchte dieser grobe Bauer so ein feines Frauchen? Eine Viehmagd hätte es für den auch getan! Sie klatschten der kleinen Frau, die so hoch aufgerichtet dastand, daß sie um einen Kopf größer erschien, laut Beifall. Aber als Herr Schmielke, der nun doch noch den Preis zu erringen hoffte, spaßhaft einen Kniefall tat: „Padam do nog," und den Schnurrbart strich in seiner gewohnten Angriffsweise: „Gestatten gnädige Frau, daß ich Sie nach Hause bringe," sah sie ihn einen Augenblick starr an; und dann, als er sie dreist anlachte mit der ganzen Unverschämtheit, die der Wein und die vorgerückte Stunde und die anstachelnden Blicke der Zuschauer und die Überzeugung der eigenen Unwiderstehlichkeit gaben, schlug sie ihm eine Ohrfeige, so heftig, so knallend, daß er zurückfuhr und alle übrigen auch.

Sie stürzte hinaus aus der Garderobe, über den Flur nach der Haustür, stand auf dem vom zertretenen und zerfahrenen Stroh noch unsauberer gewordenen Pflaster und schrie nach ihrem Wagen. Sie weinte.

Tauwind kam mit dem Hahnenschrei über den öden Marktplatz; große Flocken wässrigen Schnees, die vereinzelt im Winde trieben, klebten sich an ihre Wangen

und mischten sich mit den heißen Tropfen aus ihren Augen. Ach, hinlegen möchte sie sich hier in den Schmutz und sterben — der schöne Ball! — ach ja, für sie gab's eben keine Freude mehr, wo Herr Tiralla war! Wie hatte er sie bloßgestellt — und dabei so gelogen!

Der Wagen kam noch nicht; sie stand und zitterte vor Frost und Weh. Die Hände krampften sich zusammen: ganz allein, ganz allein würde sie's nun tun, und wenn ihr auch niemand beistand!

Da fühlte sie plötzlich, daß jemand hinter ihr war, ein Atemhauch streifte sie. Das war der Lehrer!

Leise war er ihr nachgekommen. Er war nicht minder erregt als sie. Sie war von Herrn Tiralla beleidigt, aber ihn, ihn hatte Herr Tiralla auch beleidigt — sie, sie alle beide hatte Herr Tiralla beleidigt!

Wie ein Verbrecher erschien dem Lehrer der harmlose Mann. „Er ist nicht mehr wert, daß ihn die Sonne bescheint," flüsterte er heiser vor Erregung. Dann haschte er nach der Hand, die sich ihm aus dem Pelzmantel entgegenstreckte, und preßte sie an seinen Mund, an seine Augen, und lispelte ganz verstört: „Pani, ich will verderben hier auf der Stelle — Gott soll mich strafen, wenn ich je werde Herrn Tiralla vergessen dieses Benehmen! Ich — ich" — er unterdrückte etwas, was er noch sagen wollte. Und dann küßte er wieder ihre Hand, die sie ihm ließ, mit brennenden Lippen und stand bei ihr ganz stumm, bis sich Herrn Tirallas Stimme in der Wirtshaustür vernehmen ließ zugleich mit dem

Rasseln der Britschka, die vom Hofe her um die Hausecke bog.

Sie stieg ein, ganz allein; der Lehrer war verschwunden, ins Dunkel untergetaucht. Herrn Tiralla schrotete der Hausknecht mit vieler Mühe auf den Vordersitz. Es war ein schweres Gewicht, das dem Knecht auf den Schultern lag und die Arme belastete, aber er hob's gern: der gute Herr Tiralla, Gott erhalte ihn, einen blanken Taler zum Trinkgeld hatte der ihm gegeben!

Kein Wort wurde zwischen den Eheleuten gewechselt. Ohne sich zu rühren saß Frau Tiralla fest eingewickelt auf der Britschka; immer enger zog sie den Mantel um sich, es fror sie so sehr. Aber unter dem Tuch heraus, das sie bis tief in die Stirn gezogen hatte, glühten ihre Augen und irrten in stummer, suchender Verzweiflung über das öde Feld im tauenden, schmutzigen Tagesgrauen. Ach, war ihr schlecht, ach, war sie übernächtig! Sie begriff sich jetzt selber nicht, daß sie gern zum Balle gefahren war, anstatt daheim zu liegen im warmen Bett, einzuschlummern bei Rózyczkas sanftem Beten, bei Gott und in der Heiligen Schoß ihr armes, elendes Leben zu vergessen. Ein ungeheuerer Ekel vor ihrem Leben ergriff sie. Da, ach da — immer größer wurden ihre Augen, immer verzweifelter — da tauchte schon wie eine Signalstange mit flatternder Fahne die erste große Stangenkiefer aus dem Przykop auf, und nah dabei, wenn man es auch noch nicht erblicken konnte, sah sie doch schon Starydwór, den alten Hof, den einsamen Hof, auf dem

sie Jahr um Jahr leben mußte mit Herrn Tiralla. Wie lange noch —?!

Hier war ein Graben, tief und abschüssig zog er sich neben dem Fahrweg her. Unsicher rumpelte die Britschka. Wie wär's, wenn sie da hineinstürzten mit Pferden und Wagen und allesamt den Hals brächen — ha, wäre das nicht gut?! Langsam, steif vom Sitzen, richtete sie sich hoch, stand auf im Wagen, stützte sich mit der Linken fest auf den Karrenrand und beugte sich behutsam vor zu Herrn Tiralla.

Er schlief. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, ins Rattern der Räder mischte sich sein Schnarchen. Er schlief in Nässe und Kälte und Unbehaglichkeit so tief und gut wie daheim in seinem Bett. Die Zügel hingen lose zwischen den Riesenfingern seiner Pelzhandschuhe — nur herauszunehmen brauchte man die Leine, merken würde er's nicht!

Sie tat es. Er schlief so gut, er hatte keine Ahnung von dem, was hinter ihm war. Hochaufgerichtet stand sie ihm im Rücken, auf die Sitzbank war sie gestiegen, mit blitzenden Augen thronte sie über ihm, die Zügel in beiden Händen. Jetzt ein Zerren mit beiden Händen, ein Lenken nach links — die Peitsche konnte sie nicht erlangen, aber ein Zungenschnalzen genügte — jetzt ein heftiger Ruck mit aller Gewalt, und die erschrockenen Pferde prallten nach links. Ein Rad schwebte schon überm Grabenrand — lebe wohl, Herr Tiralla! — eine Grimasse, halb Entsetzen über das eigene Tun, halb triumphierende Wonne,

verzog das bleiche Frauengesicht — — krach — unten lagen sie.

Aber nicht die Pferde, auch nicht die Britschka, nur Herr Tiralla und Frau. Die klugen Tiere hatten Halt gemacht, als erkännten sie die Gefahr; nun standen sie oben dicht am Rand und schäumten ins Gebiß.

„Psia krew!“ Plötzlich ernüchtert, krabbelte Herr Tiralla aus dem Graben heraus. Er war weich gefallen wie in ein flaumiges Federbett und hatte sich nichts getan. Das war mal ein Spaß! Ei, wie oft hatte er schon in den Graben umgeworfen — ja, wenn die Pferdchen nicht so verständig wären! Er klopfte ihnen die Hälse und lobte sie. Und dann rief er nach seiner Frau: „He, Zoschchen, wo steckst du?“

Sie gab keine Antwort. Auch sie hatte sich nichts getan; auf dem Rücken lag sie unten im Graben, Schnee unter sich, Schnee zu beiden Seiten, und den sich eben lichtenden, rotstreifigen Frühhimmel über sich. Sie schloß die Augen — mochte er nach ihr schreien, hier wollte sie liegen bleiben, ewig! Aber da fiel ihr plötzlich ein: ihr Kleid, ihr schönes Ballkleid aus Posen, von einer so feinen Schneiderin gemacht, konnte verderben! Lange hielt der Pelzmantel das Schneewasser nicht ab, schon fühlte sie es durchdringen in ihre Schuhchen: hu, wie naß, wie eklig! Nie mehr würde sie das Kleid anziehen können! Hastig sprang sie auf und schrie nach ihrem Manne, daß er ihr helfe. Und als sie glücklich oben auf dem Wege stand, schüttelte sie ihre Röcke, musterte

ihr Kleid und war dann ganz froh, als sie sah, daß sie sich nichts verdorben hatte.

Sie stiegen wieder auf. Jetzt hielt Herr Tiralla aber die Augen offen, so sehr ihn auch die Schlafsucht peinigte: was würde Zoschchen sagen, wenn er sie noch einmal umwürfe?! „Verzeih, meine Liebe," murmelte er sehr kleinlaut. Sie sagte nichts.

Als sie vors Hoftor kamen, stand das noch breit offen, weit in den Angeln zurückgelegt, so wie sie hinausgefahren waren. Auch die Haustür war nicht verschlossen, wohl eingeklinkt, aber von innen kein Riegel vorgelegt.

„Jendrek! Marianna!" Herr Tiralla schrie laut: kam denn kein Mensch, ihm die Pferde abzunehmen? Wo schliefen denn die Ratzen? Und die anderen Knechte, die hier im Tagelohn arbeiteten, waren noch nicht da! Mit Schimpfen und Stöhnen mußte sich Herr Tiralla bequemen, selber die Pferde auszuspannen und in den Stall zu führen.

Die Frau war ins Zimmer getreten, auch sie rief nach der Magd. Aber Marianna, die sonst so unterwürfig herbeigeeilt kam, erschien auch nicht auf der Herrin Ruf. Frau Tiralla wurde so zornig, daß sie das Kleid, dessen Haken auf dem Rücken schlossen, sich fast vom Leibe riß und es dann liegen ließ auf der Diele. Ehrvergessene, pflichtvergessene, schamlose Dirne! Wo schlief die so süß, daß sie nichts hörte, nichts sah?!

Als Herr Tiralla jetzt in die Stube kam, fuhr ihn seine Frau so gereizt an, als sei er die Marianna.

Er suchte sie zu beruhigen: „Nun, laß gut sein, mein Seelchen, nun laß doch — man weiß doch!“ Er lachte gutmütig: „Sie sind jung, man muß entschuldigen!“

Ah, also so etwas entschuldigte er? Hieß es wohl gar gut? Nun, dann — — —! Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem Frau Tiralla ins Leere starrte. Sie ließ sich von ihrem Mann einen Kuß auf den Nacken drücken, ohne den zu fühlen, und lief im Unterrock mit bloßem Hals durchs kalte Haus hinauf in die Kammer.

Dort lag Rózia, das Federbett bis zu den Augen heraufgezogen. Am Bett ihres Kindes brach Frau Tiralla in die Kniee, legte den Kopf auf den Bettrand und schluchzte laut.

Rózyczka erwachte. „Mutter, süße Mutter?!“ Es war etwas ängstlich Fragendes in dem Ausruf: war die Mutter auch wieder gut, war sie nicht mehr böse wie zuvor am Abend?!

„Liebst du mich?!“ stammelte die schluchzende Frau. „Sage, daß du mich liebst!“

„Oh, ich liebe dich! Ich liebe dich so sehr!“

„Sage, daß du für mich beten willst! Schwöre mir, daß du für mich beten wirst — immer!“

„Oh, ich werde für dich beten. Ich bete ja für dich immer!“

„Bete für mich, bete für mich,“ schluchzte die Aufgeregte, „ich will mit dir beten, vielleicht daß es mir dann hilft. Rózyczka, mein Engel,“ — sie be-

deckte des Kindes Gesicht mit Küssen — „wir wollen beten!“

„Was wollen wir denn beten?“ fragte die Kleine. „Was willst du, meine liebe Mutter, daß ich jetzt bete? Soll ich zum schönen Schutzengel beten: ‚Der du vor dem Throne Gottes stehst, heiliger Engel —!‘ Oder willst du, daß ich hersage die Litanei vom süßen Namen Jesu? Oder soll ich bitten wie an meinem Firmungstag: ‚Komm, du himmlischer Arzt, ich bedarf deiner! Heile meine Seele, Seligmacher! Komm, mache mich selig‘ — ach, ihr habt mich ja so allein gelassen,“ unterbrach sie sich klagend. „Du warst auf dem Ball — du warst so schön, meine Mutter! Väterchen war mit dir. Marianna ist auch fortgegangen, sie sagte, nur auf ein halbes Stündchen, sie würde ihre Kinderchen besuchen im Dorf, wo sie sie hat bei einer alten Frau; aber sie ist auch fortgeblieben. Ich war ganz allein im Haus. Es hat unten im Schranke so geknackt. Im Ofen hat es geknackt, in allen Möbeln. Und in allen Ecken hat sich 'was gerührt. Ach, aus der Stube bin ich gelaufen — hu, die Stube war so leer! Die Kerzen haben so geflackert, die zwei Kerzen vorm Spiegel! Marianna sagt: sieht man Schlag Mitternacht in den Spiegel, vor dem zwei Kerzen brennen, da steht hinter einem der Tod oder der, den man künftig kriegt. Ach, ich habe mich aber nicht über den Flur getraut, er war so dunkel — wenn da einer lauerte?! Ich habe laut geschrieen, niemand hat geantwortet — hu, es war so eisig kalt im Flur — da bin ich doch rasch in die Küche

gesprungen, da hat noch Feuer im Herd gebrannt, ich habe mich hinter den Herd verkrochen. Ach, Mutter, ich habe Angst gehabt, ich konnte auch da nicht bleiben. Ich habe gezittert, mein Herz hat immer so gemacht —" sie nahm der Mutter Hand, hob sie heftig in die Höhe und ließ sie heftig wieder niederfallen — „immer so! Wenn nun der feurige Mann aus dem Ofen gestiegen wäre, von dem Marianna mir erzählt hat?! Ich glaube, der feurige Mann ist der Teufel; ich habe Marianna gefragt, aber sie wußte es nicht. Glaubst du, Mütterchen, daß es der Teufel ist?"

Sie setzte sich im Bette auf. Sie war noch völlig angekleidet. „Ist es der Teufel?!"

Frau Tiralla nickte.

„Also du glaubst auch, daß es der Teufel ist?" Es lag eine gewisse Genugtuung im Tone Rózias, ein kindischer Stolz: o ja, sie wußte genau Bescheid in solchen Dingen! „Ich kenne ihn," triumphierte sie.

„Wie sieht er aus?" flüsterte die Mutter plötzlich erschauernd und hielt das Gesicht in den Händen verborgen. Oh, ob er das wohl gewesen war, der plötzlich vor ihr im Leeren aufgetaucht war — ein junger, schöner Mann — vorhin, da sie halb entkleidet in der Stube stand und Herr Tiralla die verliebte Magd entschuldigte —?!

„Ich sah ihn in der Kapelle auf dem Altar," flüsterte Rózia. „Der heilige Michael tritt ihn mit dem Fuße. Er ist wie ein Wurm, aber ein Gesicht hat er und Hörner auf dem Kopfe. Der Herr Propst sagt, er komme, uns zu versuchen. Betet, betet! Das Fegefeuer schürt

er, darein die Seelen brennen. ‚Betet zum Troste der armen Seelen im Fegefeuer,‘ sagt der Herr Propst ‚und zum eigenen Nutzen!‘ Ich empfehle dir, o Herr Jesus Christus, und dir, heiligste Mutter Maria, alle Seelen im Fegefeuer!“ Rózia begann unruhig rascher zu flüstern, ihre Augen irrlichterten in der Stube umher. „Er ist rot, Mutter, rot mit schwarzen Hörnern; wo es brennt, da tanzt er in den Flammen, er sprüht Funken, Mutter — er holt uns alle! Mutter! O weh, o weh, er verbrennt uns!“

Sie stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus, mit beiden Händen faßte sie sich nach der Brust und bäumte sich auf im Bette. Die wirren Haare zurückwerfend, schrie sie laut: „Oh, es tut so weh, oh, wie tut es mir da so weh — ich leide, leide, leide!“

„Ich leide, leide, leide!“ Frau Tiralla wußte es nicht, daß sie das mitschrie.

Rózia riß sich ihr Kleidchen vorn voneinander, ihre Brust flog unter ängstlich keuchendem Atem. Und dann klammerte sie sich an die Mutter, und ihr Gesicht an deren Hals verbergend, wimmerte sie: „Trage mich wieder wie vorhin aus der Küche, trage mich die schwarze Treppe hinauf, o Mutter, daß ich mich nicht mehr fürchte! Lege mich nieder, halte mich warm — gegrüßet seist du, Maria, o du Holdseligste“ — des Kindes Stimme wurde sanft und süß — „wie schön bist du — ich habe dich lieb — gegrüßet seist du, Maria, Gebenedeite unter den Weibern, — gebenedeit — die Frucht — deines Leibes —“

Immer undeutlicher wurde das Sprechen; nun war es ein unverständliches Murmeln geworden.

Ah, jetzt sah Rózia die Gottesmutter! Von abergläubischen Schauern durchrieselt, löste Frau Tiralla des Kindes Arme sich vom Nacken. Was sah Rózia? Was hörte sie jetzt? Sah sie denn wirklich noch etwas? Wenn Rózia doch erfahren könnte, was ihr, ihr helfen würde!

Schwer und steif war Rózia aufs Bett zurückgefallen, und die Frau, von einem plötzlichen Einfall angetrieben, angespornt von einer inbrünstigen Gier, flüsterte über ihr: „Frage die Gottesmutter — sage der Gottesmutter, zehn Kerzen werde ich vor ihr brennen lassen am Altar — zehn Wachskerzen — erlösen soll sie mich — höre, sie soll mich nur erlösen!“

Rózia schwieg. Sie hörte nicht. Mit Augen, die weit offen standen, schien sie doch nichts zu sehen von der Mutter ängstlich-erregten Mienen, von deren verlangenden, sich förmlich ihr ins Gesicht bohrenden, brennenden, beschwörenden Blicken.

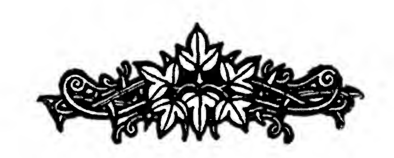
„Höre mich!“ Fast wild schrie's Frau Tiralla auf das Kind herab, und dann wiederholte sie es eindringlich, viele Male: „Höre mich, höre mich! Sage der Gottesmutter, sie soll mich erlösen — erlöst will ich sein — erlöst muß ich werden — höre mich, höre mich!“

Jetzt zuckte etwas über Rózias Gesicht. Immer tiefer beugte sich die Mutter nieder, in zitterndem Verlangen. Des Kindes starre Augen bewegten sich, sein

Mündchen auch. „Erlöst wirst du,“ lallte es wie im Schlaf. „Die liebe Gottesmutter erhört alle Gebete — sie lächelt — oh, wie sie lächelt!“

Sich wieder hoch im Bett aufrichtend und die Arme ausbreitend, brach das überreizte Kind in Tränen aus.

Mit zitternden Händen wischte die Mutter ihm die Tränen ab und den Schweiß. Ach, das Kleidchen war ja ganz durchnäßt und das Leibchen, das Hemdchen! Sie entkleidete jetzt Rózia und bettete sie sorgfältiger: arme Kleine! Sie tat der Mutter sehr leid, und doch war ein Jubel in Frau Tiralla, ein nicht zu unterdrückendes Frohlocken: sie wurde erlöst! Die Gottesmutter hatte gesprochen. Sie wurde ihn doch los, den Herrn Tiralla!





VI.

„Maria Magdalena ging
Bei Jesu Grab zu weinen.
Der Herr, an dem sie liebend hing,
Beschloß, ihr zu erscheinen.
Sie sah sein glorreich Angesicht" — — —

Rosa Tiralla sang's über die Felder. Ihr war so wohl, so leicht: endlich war sie zur Beichte gewesen bei Propst Szypulski. Der Schnee war geschmolzen, das heurige Osterfest nahte, nun konnte sie singen!

Jubelnd stieg ihre helle Stimme in den blauenden Äther hinauf. Es war Frühling, Frühling. Am Grabenrand sproßte das junge Gras, die Saat, die warm unterm Schnee gelegen hatte, stand dicht und grün. Jesus Christus war auferstanden, darum freute sich die Erde.

Rosa zog den Beichtzettel aus der Tasche, auf dem sie den Winter über alles, was zu beichten war, vermerkt hatte. Oh, sie hatte ihr Gewissen gründlich erforscht, es war ein langer, langer Zettel geworden, viele, viele Sünden darauf. Die war sie nun endlich losgeworden. Darum war ihr so glückselig zu Sinn. Nun konnte sie ihren Zettel zerreißen.

Sie blieb stehen, riß ihn entzwei in lauter Fetzchen

und warf die hoch in die Luft. Da flogen sie! Ei, wie der Wind sie trug! Immer höher, höher, so hoch wie die Lerche, die da oben schwebte — sie flogen zu Gott!

In das Trillern der Lerche mischte Rosa ihren Gesang, in fröhlich hüpfendem Rhythmus:

„Als sie zum Grab gekommen,
Der Stein war weggenommen,
Ein Engel saß zur rechten Hand
Im Grab mit glänzendem Gewand. Allelujah!"

Es war nicht ganz die dünne und spitze Kinderstimme mehr, es war nun eine sich rundende Mädchenstimme, die nicht ohne Wohllaut war. Wenn in der Schule gesungen wurde, hieß der Lehrer immer zuerst Rózia Tiralla aufstehen und den anderen vorsingen. Das tat sie gern. Oh, Herr Lehrer Behnka war überhaupt sehr gut zu ihr; ja, es würde ihr noch schwer werden, die Schule zu verlassen! Bald war sie vierzehn, dann lernte sie nicht mehr, dann — ein seltsames Träumen kam in ihre Augen — dann — ach nein, verheiraten würde sie sich ja nicht, wie andere Mädchen tun, und Kinder kriegen — nein! Ein Leuchten kam wieder in ihr plötzlich trübe gewordenes Gesicht: sie würde ja die Braut Christi werden, so sagte es die Mutter. So sagte auch Herr Behnka, und so sagte es der Herr Propst. Und sie belobten sie darum. Und die Marianna staunte sie an darum: ‚Oh, eine Nonne! Is sich sehr etwas Schönes, sehr etwas Hohes, oh!‘ Und der Jendrek betrachtete sie jetzt fast schon so, als

sei sie eine Heilige. Ei, alle guckten sie jetzt schon ganz anders an, als wenn sie nur die kleine Rózia Tiralla gewesen wäre. Nur Väterchen mochte nichts davon wissen — das arme Väterchen! Ach, daß er doch so wenig fromm war!

Ein tief nachdenklicher Zug verdüsterte das eben noch so leuchtende Mädchengesicht: hatte die Mutter recht, wäre ihm besser, er wäre nie geboren?!

Wenn Rózia daran dachte, daß ihr Vater dereinst vielleicht ewig verdammt sein werde, mußte sie bitterlich weinen. Ihr lieber Vater! Er war doch gut — wie kam es nur, daß die Mutter und Herr Behnka sagten, er wäre nicht gut?!

In Rózias Seele hatten sich Zweifel geschlichen, ihr Glaube an den Vater war erschüttert. Hatte das die Mutter vermocht, der Lehrer, oder hatte sie selber Augen bekommen, manches zu sehen, was ihr nicht gefiel? Warum kniff der Vater Marianna immer in die Wangen, oder gar in die Wade, wenn sie auf der Leiter stand? Das war nicht fein! Und er fluchte — fluchen ist Sünde! Ach, wie wollte sie ihren lieben Vater bitten, das Fluchen zu lassen — ihren lieben Vater — ja, das war er doch: ihr lieber Vater!

Als Rosa Herrn Tiralla jetzt, quer über ein Feld weg, sich entgegenstampfen sah, lief sie auf ihn zu und warf sich ihm in die Arme.

Er war entzückt, sein Töchterchen zu treffen, hatte er doch schon lange vergeblich nach ihm ausgeschaut. Laut lachend, daß es weit übers Feld schallte, hieß er

das Mädchen willkommen: „Nun, gut gebeichtet, meine Augenweide? Psia krew, wenn einer so wenig Sünden zu beichten hat wie du, der braucht gar nicht erst im Beichtstuhl niederzuknieen, bei Gott!“

„Ich habe vierzehn Rosenkränze zu beten auf,“ sagte Rózia wichtig und dann sehr ernsthaft: „Sieben für mich, sieben für dich, Vater!“

Er lachte schallend; dann küßte er sie: „Du bist mein Seelentrost, mein Himmelsschlüssel! Hab ich ja immer gesagt: bete, bete, mein Engel! Wenn du betest, schlägt der Teufel die Türe zu und läßt mich draußen!“

Rózia zuckte zusammen: wie garstig das Väterchen immer sprach! Wie konnte er nur scherzen über so etwas! „Ach, Väterchen,“ schmeichelte sie leise und schob ihr schmales Händchen in seine große Faust, „ich bete so viel für dich, daß du in den Himmel kommst!“

„So?“ Er war ganz gerührt. „Das ist sehr schön von dir!“

„Die Mutter betet auch darum, daß du in den Himmel kommst, Vater!“

Nun war Herr Tiralla auch darüber gerührt. Ja, sie war doch ein goldiges Weibchen, seine Zosia, und hatte ihn lieb, wenn sie's auch nicht immer so zeigte, besonders in letzter Zeit nicht — hu, wie war sie mitunter abstoßend kalt, daß es einen fror! Aber fromm war sie! Und als quäle ihn etwas, sagte er jetzt mit gerunzelter Stirn zu dem Kinde: „Wenn du wirst verheiratet sein, meine liebe Rózia, so sei immer hübsch

entgegenkommend zu deinem Manne — das tut doch wohl!“ Er stieß einen leichten Seufzer aus; aber dann lachte er wieder. „Dem Mikolai, wenn er wird kommen vom Militär, und wenn er sich bald verheiraten will, werde ich es auch einbläuen: nimm eine Frau, die entgegenkommend ist! Haha, seine Mutter, meine verstorbene Hanusia, die war es — ei, ei!“

„Wird der Mikolai bald kommen vom Militär?“ erkundigte sich Rózia. Sie war ja noch so dumm gewesen, damals, als er auf drei Jahre fortgemußt hatte! Wenn er jetzt wiederkam, war sie klug, jetzt wußte sie, wie schön es ist, ein Brüderchen zu haben. Als er ein einzig Mal auf Urlaub gekommen war während der langen Zeit, da hatte sie gerade sehr krank gelegen am Scharlach, und er hatte nicht zu ihr kommen dürfen wegen der Ansteckung. Darum freute sie sich jetzt doppelt auf ihn. Wie wollte sie ihn lieben! „Wird er bald kommen, mein Brüderchen?“ drängte sie.

„Nettes Brüderchen das!“ Herr Tiralla lachte. „Was glaubst du wohl, könnten sie ein Brüderchen zu den Leibkürassieren gebrauchen?! Ich sage dir, ein Bruder ist es, ein Kerl! Als ich ihn besuchte, letzten Herbst, war er so groß wie ich. Fäuste hat er, Fäuste! Der braucht kein Ochsengespann, der schiebt den Wagen alleine. Aber er wird gut zu dir sein, kleine Schwester — wer sollte nicht gut zu dir sein, mein Kleinchen?!“ Zärtlich-vorsichtig nahm er ihr Gesichtchen in seine große Hand und tätschelte es.

Rózia lächelte. „Ich werde ihn lieben,“ sagte sie

schwärmerisch, „und er wird mich lieben. Alle Menschen sollen sich untereinander lieben, das will Jesus Christus so!"

„Ja, das meine ich auch," stimmte Herr Tiralla bei, „wir sollen uns immer lieben!" Seine Frau fiel ihm plötzlich ein, und daß er heute noch keinen Kuß von ihr erlangt hatte und noch keinen freundlichen Blick. Anstatt noch weiter, wie er sich vorgenommen hatte, seine Saaten zu inspizieren, wanderte er mit seiner Tochter nach Hause zurück.

Sie gingen Hand in Hand. Auf dem flachen Feld, auf dem kein Baum ragte, sah man ihre Gestalten weithin: die seine vierschrötig, ein massiger Strunk, die ihre ein leichtes, verwehtes Blatt.

Frau Tiralla, die mit Böhnke in der Wohnstube war, sah durchs Hoftor die beiden schon von ferne. „Da kommt er wieder," sagte sie, und ein Zucken des Ekels krauste ihre Nase.

Schon?! Der Lehrer seufzte. Da hatte er sich nun so gefreut, die angebetete Frau allein zu Hause zu treffen — die kleine Rózia hatte er ins Dorf hinein wandern sehen — und nun wurden sie doch schon wieder gestört! Was wollte denn dieser ekelhafte Kerl immer und immer wieder im Hause?! Er vergaß ganz, daß es Herrn Tirallas Haus war, in dem er sich oft einfand, Sonntags immer, und in dem ihn Herr Tiralla zu jeder Zeit mit lautem Hallo willkommen hieß und ihm auftischen ließ, was Gutes da war. Aber immer war Herr Tiralla ihm ungelegen gewesen; heute erst recht.

Gerade in diesem Augenblick war Frau Tiralla dabei, ihm ihr Herz auszuschütten, und er zitterte auf den Moment, wo er die Traurige endlich, endlich würde trösten können.

„Ich habe Kummer," hatte sie zu ihm gesprochen, als er gefragt hatte: „Haben Sie Kopfweh?' Um ihre Augen lagerten schwere, bleifarbene Schatten, und der blasse Mund war so schmerzlich nach unten gezogen, daß man wohl annehmen konnte, sie sei krank.

„Oh, wie ich leide," hatte sie in einer jähen Aufwallung von Schmerz und Wut aufgeschrieen und war dann durch die Stube gelaufen mit emporgehobenen Händen. Dicht vor dem Lehrer war sie dann stehen geblieben und hatte ihn angeblitzt mit ihren schwarzen Augen: „Was würden Sie sagen, wenn ich ihm fortliefe? Einfach fort — querfeldein — nur fort!"

Er war ganz erschrocken über die Leidenschaftlichkeit, mit der sie das herausstieß. Aber fort — querfeldein — ja, wo wollte sie denn hin?!

„Das sollen Sie mir ja gerade sagen!" Sie hatte plötzlich höhnisch aufgelacht: nun ja, trotzdem er so gescheit war, da wußte er doch auch nicht wohin! Es konnte ihr eben niemand, niemand raten! Oder was meinte er: wenn sie in den Przykop ginge, in den tiefen Grund, wo der Tümpel unter den hängenden Birken jetzt zur wasserreichen Frühlingszeit tief steht wie ein See? Wenn sie nun da hineinginge bis an den Mund, noch tiefer, und nie mehr wieder auftauchte — was würde er dann sagen, he?! Würde er ihrem Andenken eine

Träne weihen, ein kleines Vergißmeinnicht im Buche seiner Erinnerungen?!

„Daß Gott es verhüte!“ In jäher Angst hatte er ihre Hand ergriffen: wie durfte sie nur so etwas sagen, nur solche Gedanken haben?! Sie war ja so gut, sie war ja so schön, ihr war ja noch reiches Glück beschieden!

„Solange Herr Tiralla lebt — niemals!“

Nun, der würde doch nicht ewig leben!

Da hatte sie ihn mit einem raschen, seltsam lauernden Blick angesehen. Es war, als wollte sie etwas sagen, ihm etwas anvertrauen, und als getraue sie sich doch nicht.

Hatte das der Lehrer nur so hingesprochen — oder hatte er es mit Absicht gesagt?! In einer plötzlichen Scheu zog sich Frau Tiralla wieder in sich zurück. Ah, und es war ihr doch so unerträglich, zu schweigen, sie lechzte doch förmlich danach, sich mitzuteilen. Wenn sie ihm doch sagen könnte, sagen dürfte: ‚Da oben in einer versteckten Kammer auf dem Boden, da ist eine alte Truhe, und in der alten Truhe versteckt, da habe ich etwas, hei, da habe ich etwas!‘ Aber wenn er dann sprechen würde: ‚Gift?!‘ — es sagen würde mit schauerndem Entsetzen?! Unter den gesenkten Lidern hervor, die mit ihren langen Wimpern wie matte Flügel die blasse Wange fächelten, beobachtete sie ihn scharf.

Der junge Mann aber sah ihre Schönheit — im Geiste alle die Schönheiten, die der verliebte Ehemann ihm geschildert hatte. Ah, diese schöne, beklagenswerte

Frau, welch ein Unglück, an solch einen Mann gekettet zu sein! Fortlaufen wollte sie, sich selber des Lebens berauben? Oh, wie arg mußte es sein, daß so ein schönes Wesen des Lebens überdrüssig ward! Der Kerl, der Halunke, der Quälgeist — psia krew, warum ging denn nicht lieber Herr Tiralla um die Ecke?! Dann wäre sie frei!

Was Böhnke vorhin ohne jede Absichtlichkeit gesprochen hatte — eine Phrase, der Frau nur so zum Troste hingesagt: ‚Nun, er wird doch nicht ewig leben' — das wurde ihm jetzt zu einer wünschenswerten, zu einer einfachen Notwendigkeit. Brauchte Herr Tiralla denn ewig zu leben?! Es konnte doch leicht sein, daß Gott ein Einsehen hatte und diesen Mann, der keine Lücke auf Erden hinterließ, der von niemandem betrauert werden würde, abrief! Wie leicht, daß eine Krankheit ihn packte! Eine Erkältung im Frühjahr, eine Unmäßigkeit beim Essen! Nein, Herr Tiralla konnte nicht ewig mehr leben, er war ja ohnehin schon so viel älter als sie. Nur Geduld — er würde nicht ewig mehr leben! Er durfte — nein, bei Gott und allen Heiligen — wie mit einer ungeheuerlichen Schwere senkte sich diese Gewißheit auf Böhnke herab — Herr Tiralla *sollte* nicht ewig mehr leben!

Ein tiefes, zitterndes Aufatmen erleichterte des Lehrers Brust; er hob den Blick, den er grübelnd gesenkt hatte, und begegnete dem Blick der Frau. Ihre Blicke senkten sich ineinander.

„Da kommt er wieder," seufzte plötzlich Frau Tiralla auf, die nicht weit vom Fenster stand.

Böhnke sah den Ekel in ihrem Gesicht, in diesem schönen Gesicht, dessen Mund dieser ‚Svintuch' alle Tage entweihte. Hatte er's nicht selber mit angesehen, wie dieser Unhold sie mit seinen Küssen belästigte?! Dem jungen Manne wurde kalt, wurde heiß, Flammen der Eifersucht schlugen ihm zu Kopf: niemand, niemand sollte diesen Mund küssen, wenn er ihn nicht auch küssen durfte — nein, er nur, er ganz allein! Blind tastend suchte er nach ihrer Hand. Frau Tiralla weinte, sie ließ ihm ihre Hand. Da stieß er heraus — rasch, rasch, es war keine Zeit zu verlieren, gleich würde Herr Tiralla ins Zimmer treten — stieß es heraus, ohne jegliche Besinnung, ganz atemlos und doch, als schwöre er's feierlich:

„Weinen Sie nicht! Herr Tiralla soll nicht ewig leben. Bei Gott!" —

„Mütterchen," rief Rózyczka freudig, als sie ins Zimmer trat, machte sich von des Vaters Hand los und lief auf die Mutter zu. „Der Herr Propst läßt dich grüßen. Oh, es war so schön! Ich bin so froh! Ich möchte immerfort singen, ich" — jetzt erst bemerkte sie den Lehrer, knixte und reichte ihm errötend die Hand.

Böhnke beugte sich zu ihr; er beugte sich tiefer als nötig war; sie ging ihm schon bis zur Schulter, aber er benutzte die Gelegenheit, seine vor Erregung rotflammenden Wangen, seine glitzernden Augen zu verbergen. Er hätte jetzt nicht Herrn Tiralla ins Gesicht sehen können.

Die Frau war ganz ruhig. Jetzt hatte sie den

Lehrer deutlich verstanden. Ein Gefühl triumphierender Erleichterung machte sie glücklich. Ah, nun fing die Gottesmutter endlich an, das Versprechen zu halten, das sie ihr durch Rózias Mund gegeben hatte! Nun schickte sie ihr einen Menschen, der zu ihr stand, der ihr raten würde, der — hatte er nicht eigentlich deutlich gesprochen: ‚ich sorge dafür‘ — der ihr helfen würde, der ihr ganz zu eigen war!

Eine wohlige Heiterkeit kam über sie, ein ganz neuer Frohsinn. Sie küßte Rózia und hielt sogar dem schmunzelnden Herrn Tiralla, der ihr vorwarf, heute noch kein Küßchen von ihr bekommen zu haben, gutwillig die Wange hin. Dabei glitten ihre Augen immerwährend zu dem Lehrer, der am Fenster stand, finsteren Blicks, und an seiner Unterlippe nagte.

Wie konnte sie nur so gelassen sein, so heiter — ja, wirklich heiter! Böhnke begriff es nicht. Ihm war nicht wohl zumute, sehr schlecht sogar; ihm war, als habe er eine ungeheure Dummheit begangen, als habe er sich viel zu weit hinreißen lassen. Ein plötzlicher Ärger, ein Unwille ergriff ihn gegen Frau Tiralla: was klagte sie ihm denn, was ging ihn, ihn eigentlich ihre ganze schmutzige Ehegeschichte an?! Aber als ihn jetzt ihre schönen Augen mit einem leicht-vertraulichen Blinzeln anzwinkerten und sie ihn anlächelte, freundlich süß, harmlos, mit demselben Lächeln, das die kleine Rózia von ihr geerbt hatte, schmolzen sein Ärger hin und alle seine Bedenken. Nie war sie ihm liebenswerter erschienen. Das weiße Ballkleid hatte sie gut gekleidet, dieser kurze,

einfache Wollenrock, der ihre zierlichen Füße in den offenen Hausschuhen von blankem Leder sehen ließ, das weiße Schürzchen, die karierte Seidenbluse mit dem weißen Krägelchen am Halse, kleideten sie noch hundertmal besser. Ach, war sie hübsch, war sie hübsch! Sein Kopf war wie toll.

Herr Tiralla lud ihn ein, zum Abendbrot hierzubleiben, er blieb gern. Er nahm sogar eine Einladung zum Osterfest an.

Herr Tiralla sonnte sich heute so im Frohsinn seiner Zosia, daß er alle, alle, die ganze Welt gern eingeladen haben würde. Er saß am Tisch und lachte und aß mit großem Appetit: noch gab es Fastenspeisen, aber bald, zu Ostern, hei! „Lehrerchen," schrie er, indem er sich den Mund mit Bratkartoffeln vollstopfte, „Ostern, Lehrerchen, da sollst du mal schlemmen!"

Einen raschen Blick wechselten Frau Tiralla und Böhnke: das war eine Unverschämtheit, ‚Lehrerchen' und ‚du' zu sagen! Ja, so war er, roh und gemein!

Rózia saß neben ihrem Vater. Essen mochte sie nicht, sie aß überhaupt nie viel; heute war sie vor Freuden satt. Heute war so ein schöner, schöner Tag. Kam es daher, daß sie vorm Altar so recht, recht innig gebetet hatte, Väterchen möchte gut werden? Er fluchte heute abend nicht, er sah nicht einmal die Marianna an, die heute doch ganz frischgewaschene Hemdärmel hatte; aus dem schwarzen Mieder fielen sie bis zum nackten Ellenbogen, und all ihre bunten Perlen hatte sie um den Hals gebunden. Nun konnte auch die Mutter

besser zum Väterchen sein. Ach, wenn es doch immer so bliebe! Heute war es ja so viel schöner als sonst, heute weinte die liebe Mutter nicht und machte auch kein böses Gesicht, heute war es schon wie hochheiliges Osterfest, an dem die Gruft sich öffnet — Christus ist auferstanden, Alleluja!

Ihr blasses Gesicht war rosig angehaucht von still-innerer Freude. Sie sagte nicht viel. Beredt war Rózia nur in ihren Gebeten, und wenn sie von dem erzählte, was ihre enge, dunkle Kammer zu einem Paradiesesgarten weitete, von dem sprach, was sich zutrug zwischen Himmel und Erde, aber wiederholt drückte sie heute ihrem Vater die Hand, und so oft die Mutter, indem sie etwas über den Tisch reichte, sie streifte, führte sie verstohlen deren Ärmel an ihre Lippen.

„Rózia sieht jetzt viel wohler aus als im Winter," sprach der Lehrer, nur um etwas zu sagen; es war ihm im Grunde ganz gleichgültig, ob das bleichsüchtige Mädchen noch bleicher aussah oder nicht, aber er kam sich so entsetzlich stumm vor. Mußte der Alte nicht etwas merken?! Die eigene Stummheit ängstigte ihn.

„Oh, sie ist auch viel wohler," sagte rasch Frau Tiralla. „Es war nur eine kurze Zeit, daß sie klagte. Der Winter ist eben so rauh hier. Aber nun ist sie immer wohl und glücklich. Nicht wahr, mein Liebchen? Wie sollte sie auch nicht glücklich sein?! Sie, der Liebling der Gottesmutter! Erzähle doch, mein Liebchen," — aufmunternd nickte sie dem Kinde zu — „erzähle doch dem Herrn Lehrer, was sie dich hat sehen lassen im Traume!"

„Ich habe es nicht geträumt!“ Rózia wurde fast ärgerlich, eine Blutwelle schoß ihr unter die durchsichtige Haut bis zu den Haarwurzeln. „Mutter, du sollst nicht sagen, ich hätte es geträumt. Es war Wirklichkeit, ich war so hell wach, wie du jetzt bist, und der Vater und Herr Behnka. Wenn man träumt, dann sieht man doch nicht den Schrank und den Kleiderriegel und den Tisch mit dem Waschgeschirr und die Kammerwand und hört nicht die Uhr ticken und unten den Vater schnarchen und draußen den Wind in den Kiefern rauschen. Das war alles so da wie immer, und wie immer lag ich in meinem Bette. Aber die Kammer war voll Glanz. Das kam, weil die Gottesmutter darinnen war. Sie stand mitten in der Kammer. Ihre Krone hatte sie auf dem Kopfe, einen blauen Mantel trug sie, er war weit und faltig, und aus den Falten guckten lauter kleine Engel!“

Rózia machte eine Pause, als wollte sie die Wirkung sehen, die diese wunderbare Mitteilung auf ihre Zuhörer machte.

Herr Tiralla sagte kein Wort, er stützte den Kopf in die Hand, man konnte sein Gesicht nicht sehen.

„Ei ei,“ stieß der Lehrer hervor, um seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Was fabelte die Kleine da?! Er hatte gar nicht recht hingehört.

Aber die Mutter nickte wiederum dem Kinde zu, und es fuhr fort mit leuchtenden Augen: „‚Rózia,‘ sprach die liebe Gottesmutter. ‚Rózia Tiralla, fürchte dich nicht!‘ ‚Ich fürchte mich nicht,‘ sagte ich. Da sprach

sie wieder: ‚Ich habe dich auserwählt. Du sollst eine Jungfrau bleiben, zu den Grauen Schwestern sollst du gehen oder zu den Damen vom Herzen Jesu, da sollst du beten für die Bekehrung der Sünder, für Befestigung des Glaubens‘ —“ Rózia unterbrach sich — „dem Herrn Propst hab ich's heute auch erzählt, und er hat mir's erklärt, was sie eigentlich damit meinte: Bekehrung der Irrgläubigen, derer, die nicht so glauben wie wir, Befestigung und Verbreitung unseres alleinseligmachenden Glaubens. Und beten soll ich für meine lieben Eltern, für meinen lieben Vater insbesondere, daß er wieder rein werde an der Seele und an den Händen, aus dem Fegefeuer steige zu den lieben Engeln nach oben. O Vater, lieber Vater!“ Erschreckt schrie sie plötzlich auf und warf ihr lockiges Haupt an die Schulter des neben ihr Sitzenden. „Es wäre schrecklich, wenn du ewig verdammt würdest!“

„Psia krew!“ Herr Tiralla, der bis jetzt ganz still dagesessen hatte, fuhr plötzlich auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Höre auf mit dem Gefasel!“ Er hob die Hand, als ob er ihr eine Ohrfeige schlagen wolle. Sie zuckte zurück und wurde totenbleich.

„Aber, Herr Tiralla!“ Der Lehrer fiel ihm in den Arm. „Das ist ja wunderbar, höchst wunderbar!“

Und Frau Tiralla rief, sich bekreuzend: „Heilige Mutter! Er versündigt sich! Daß Gott es uns nicht anrechne!“

„Haltet den Mund!“ schrie Herr Tiralla wütend, „ihr macht das Mädel verrückt! Und ich will mir mein

Mädel nicht verrückt machen lassen. Gottesmutter — Graue Schwestern — Damen vom Herzen Jesu — alles Gefasel! Schlafen soll sie, wenn sie im Bette liegt, sich nicht Dummheiten ausdenken! Von morgen ab kommt ihr Bett hier herunter, hier in meine Stube. Dann will ich doch sehen, ob die Gottesmutter sie wieder besuchen kommt. Sicher nicht!"

„Es wird sich schlecht schicken," sprach Frau Tiralla eiskalt, „Rózia ist schon ein großes Mädchen!"

„Ach was, schicken oder nicht! Es wird ihr besser sein, sie wird sehen, wie ein Mann geschaffen ist, als daß ihr der Kopf verrückt wird mit solch unnatürlichem Zeuge!" Mit einem mißtrauischen Blick streifte er seine Frau.

Frau Tiralla erschrak. Wenn Rózia in Frage kam, das wußte sie, dann war Herr Tiralla ein anderer, dann war er nicht der Dumme, der Ochse mehr, der nur brüllte und sich doch lenken ließ. Sie war klug: „Wie du willst, gut, mag Rózia hier unten schlafen bei dir. Aber ich sage dir, du wirst doch nicht verscheuchen können, was sich ihr naht. Niemand kann scheuchen, was sich ihm naht," setzte sie mit nachdrücklicher Betonung hinzu und sah ihn mit ihren schwarzen Augen so seltsam an, daß es dem Abergläubischen anfing, leise über den Rücken zu rieseln.

Was meinte sie damit, was nahte sich ihm denn?! Unwillkürlich drehte er den Kopf nach den Ecken.

„Rózia ist eine Auserwählte," sprach die Frau, „sie sieht, was du gar nicht wirst sehen. Sie hört

was du gar nicht wirst hören. Laß sie nur ruhig hier unten sein bei dir, halte nur ihre Hände fest und auch ihre Füße, sie geht doch fort von dir!" Immer mehr redete sich die Frau in einen ekstatischen Eifer hinein, sie maß den Mann mit strafenden Blicken: „Dir wird es schlecht gehen, daß du so widerstrebst! Das werden die Heiligen sich merken, es dir nicht vergeben; und wenn du im Fegefeuer um Erlösung schreist, werden sie dir keine Erlösung reichen. Du bist ja ein ganz gottloser Mensch, ein Spötter, ein Frevler! O weh, wie wird es dir noch ergehen!"

„Meinst du, meinst du?!" Herr Tiralla war etwas betroffen; ihr großer Ernst hatte ihn verwirrt, unruhig rückte er auf seinem Stuhle. Wenn sie recht hätte! Aber nein, das war ja alles Überspanntheit, er hatte doch seine gesunden fünf Sinne, und nie und nimmer würde er's leiden, daß man sein Mädel, seine liebe Rózia, von der er noch viel Freude im Leben erhoffte, gesunde Enkel und alles mögliche Gute, in ein Kloster zu gehen beredete. Ja, beredete, so war's! Zosia — Gott sei's geklagt — war immer zu fromm gewesen — und der Propst und der Lehrer —?! „Möge euch alle der Teufel holen!" schrie er und machte sich selber durch sein Schreien wieder Mut. „Daß der schweflige Blitz zerschmettre, den, der mir entgegen zu sprechen wagt, wenn ich spreche: heiraten soll sie, sobald als möglich! Zu jung kann keine dazu sein. Und ich werde ihr schon einen netten Mann besorgen. Dann wird sie lustig und rund werden, und wenn sie

erst wird einen kleinen Buben auf dem Schoße wiegen — ei, so ein kleines Kerlchen, das da zappelt — werden ihr keine dummen Gedanken mehr kommen. Gottesmutter hin, Gottesmutter her — unsre liebe Frau, wir beten zu ihr — aber wenn Rózia wird selber Mutter sein, wird sie wissen, an was zu denken!“ Er lachte; sein Zorn war schon wieder halb entschwunden in der glücklichen Aussicht, die sich ihm da eröffnete.

Aber mit schriller Stimme schrie Frau Zosia jetzt plötzlich auf: „Da siehst du, da siehst du, was du hast angerichtet!“

Rózia hatte einen tiefen, klagenden Seufzer ausgestoßen, ihr blasses Haupt war willenlos vornüber gesunken wie das einer welkenden Blume; vom Stuhle wäre sie herabgefallen zur Erde, hätte der Lehrer sie nicht noch rasch in seinen Armen aufgefangen. Sie war ohnmächtig geworden.

Herr Tiralla war zum Tode erschrocken. Was hatte er angerichtet, o weh, o weh! Prügeln hätte er sich mögen, sich selber den Kopf abreißen. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirne und benannte sich mit den schmeichelhaftesten Namen: ‚Ochse, Esel, Tolpatsch, Kamel!‘ Schrie nach Marianna, brüllte nach Wasser, verlangte Ungar — nein, einen Schnaps! — wollte den der Ohnmächtigen einflößen, goß ihn ihr über, schimpfte sich wieder und weinte dann fast.

Sie hatten ihn von seinem Kinde weggedrängt. Der Lehrer hielt Rózia noch in den Armen, Marianna rieb ihr die Füße, Frau Tiralla ihr die Schläfen und

hauchte die Kalte an mit dem warmen, lebendigen Atem ihrer vollen Brust. Die Mutter war gar nicht so sehr erschrocken; sie kannte das ja, Rózia bekam leicht einmal eine Ohnmacht, das lag so im Alter — hatte der Doktor es nicht gesagt? — das machte weiter nichts. Aber sie stellte sich jetzt sehr entsetzt, denn das gönnte sie Herrn Tiralla. Wenn sie nun nicht wieder zu sich käme?! Wenn sie nun nicht mehr die Augen aufschlüge?! Weh, das war die Strafe der Gottesmutter!

Der geängstigte Mann stöhnte laut: nein, das hatte er nicht gewollt, bei Gott nicht! Ja, ja, oben sollte sie ja schlafen bleiben, kein Wort wollte er drein reden, seine eigenen Wünsche wollte er verschließen tief in der Brust. Nie mehr ihr Ohr mit solchen Dingen beleidigen, wenn er auch durchaus nicht begreifen konnte, womit er denn ihre Unschuld so verletzt hatte, daß sie darüber in Ohnmacht fallen mußte. Ach ja, er war ein Esel, er verstand eben dies alles hier nicht mehr! Sich mit beiden Händen den Kopf stützend, saß er eine Weile still, und dann, als er's erlauschte, daß Rózia sich wieder regte, seufzte und schwach sprach: ‚Ach, Mütterchen!‘ — raffte er sich auf, nahm Hut und Mantel vom Nagel und wankte hinaus zur Tür.

Vor seinem Haus, mitten auf dem Hof, stand er noch eine lange Weile. Ob Rózia nicht nach ihm fragen würde? Ob sie nicht nach ihm verlangen würde?!

Als niemand ihn rief, das Licht unten in der Stube sich bewegte, dann verschwand, um wieder aufzuglänzen oben in der kleinen Kammer — aha, jetzt

brachten sie Rózia zu Bett! — trabte er mit gesenktem Kopfe zu seinem Hoftor hinaus.

„Er ist wirklich fortgegangen,“ flüsterte Frau Tiralla, als sie wieder in die Wohnstube hinunterkam. Lange hatte sie mit Böhnke oben am Bette des Kindes gesessen. Rózia war sehr aufgeregt gewesen. Sie hatte, als sie aus der Ohnmacht zu sich gekommen war, heftig geweint und nach ihrem Vater verlangt. Der sei fortgegangen, sagte man ihr, den treibe seine Gewissensunruhe. Da hatte sie noch lange geweint. Dann war sie ermattet ein wenig eingeschlummert, aber ihr Schlummer war kein ruhiger, obgleich die Mutter ihr die eine Hand hielt und der Lehrer die andere. Mehrmals schrie sie laut und ängstlich auf; ihre Brauen waren schmerzlich zusammengezogen. Und dann fing sie an, aus dem Schlafe zu reden: ein wirres, krauses Durcheinander von Worten.

„Sie phantasiert wohl?“ fragte der Lehrer. Aber die Mutter bedeutete ihn flüsternd, daß Rózia nun wieder ihre Erscheinungen habe, daß er nur still zuhören solle, dann werde er schon einen Sinn herausfinden.

Frau Tiralla selber kniete am Bett nieder, faltete die beiden Hände über der Hand der Kindes, lehnte ihre Stirn darauf und lispelte Gebetsworte.

Der Lehrer sah im Dämmerlicht der Kammer nichts als diesen tiefgeneigten Kopf, dessen seidige Glätte

unterm gebrochenen Strahl der beschirmten Lampe noch seidiger erglänzte, und eine wahnsinnige Lust überkam ihn, seine Lippen auf diesen gebeugten Nacken, der ihm so nahe war, zu pressen, mit beiden Händen in diese schönen schwarzen Haare zu fahren. Er hielt es kaum mehr aus. Seine Brust zitterte unter heftigen Herzschlägen. Was störte es ihn, daß die Magd dort unten am Fußende des Bettes kauerte, die Arme um die Kniee geschlungen, das Gesicht auf die Kniee geneigt?! Und das fiebernde Kind würde auch kein Hindernis sein! Wer konnte ihm wehren, wenn er jetzt beide Arme ausstreckte, die knieende Frau an sich zog und mit seinen Küssen ihren Mund verschloß?! Herr Tiralla war nicht da, — als wäre er für immer nicht mehr da! Um sie beide war die Dunkelheit! Und doch traute er sich nicht. Diese Frau —! „Ach!" Er stöhnte auf. Diese Frau machte ja alles mit ihm, was sie wollte!

„St!" Frau Tiralla hatte den Kopf gehoben und den Zeigefinger: „St — jetzt, jetzt! Hören Sie's?!"

„Oh, mein armer Vater," hauchte Rózia. Es war, als ob sie weinen wollte, ihr Klagen hatte etwas unsäglich Rührendes. „Armes Väterchen, was machen sie mit dir?! Kannst nicht entrinnen — ach, ach, ach!" Eine große Angst bebte in der verhaltenen Stimme; unruhig, mit zuckenden Bewegungen begann sich des Mädchens Körper hin und her zu werfen.

Wem konnte er nicht entrinnen?! Der Lehrer zog die Brauen zusammen; das berührte ihn seltsam.

Aber Frau Tiralla streckte ihr Haupt übers Bett zu ihm hinüber, ganz nahe, daß ihr Atem seine Wange kitzelte, und flüsterte ihm ins Ohr: „St, nur still! Jetzt sieht sie ihn in der Hölle mit allen Qualen! So sieht sie ihn oft. Rózyczka, mein Liebchen," — mit schmeichelndem Lispeln neigte sie sich über das Kind — „laß die Gottlosen in der Hölle, ängstige dich nicht! Siehst du denn heute nicht die liebe Gottesmutter und das liebe Jesuskind auf ihrem Schoß — ah, wie lächelt sie doch so freundlich! Horch — spricht sie denn nichts?! Gegrüßet seist du, Maria, Mutter Christi —"

„Du Mutter der Gnade," fiel das Kind sofort ein, und seine Stimme hatte alle Angst verloren, „du allerreinste Mutter, du unbefleckte Mutter, du wunderbare Mutter! Ah, ich sehe sie," triumphierte Rózia, und ein hohes Rot der Erregung färbte ihr bleiches Gesicht. „Mutter, Marianna, Herr Behnka, betet, daß sie sich nicht von uns wende! Kommt, kommt!" Sie streckte suchend die Hände aus, als wollte sie die drei, die um ihr Bett waren, noch näher heranziehen. „Knieet nieder," rief sie stark. „O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt, verschone uns, o Herr —"

„Erhöre uns, o Herr," fiel Marianna leiernd ein; sie war näher ans Bett herangerutscht, nun schlug sie sich auf die Brust und verneigte sich jedesmal: „Verschone uns, o Herr! Erhöre uns, o Herr! Erbarme dich unser, o Herr!"

Der Lehrer und Frau Tiralla wechselten einen Blick.

„Der Geist ist über ihr," flüsterte die Mutter und bekreuzte sich, „gleich wird sie uns vieles offenbaren!"

Der Lehrer zog sein Notizbuch mit bebenden Händen. Er tat es mit einer gewissen verlegenen Hast; beklommen flüsterte er: „Wunderbar, sehr wunderbar!" Oh, was hätte er darum gegeben, wäre er fort von hier! Aber er konnte doch nicht, das war ja zu wunderbar, das mußte er alles aufschreiben, um es dem Herrn Propst mitzuteilen. Was würde der dazu sagen: eine Hellseherin in seiner Gemeinde?! Heilige Mutter, nur nicht das!

Ein Schreck durchfuhr den Lehrer; ihn fror und er fieberte, und die Hände, die Buch und Bleistift hielten, zitterten: wenn die wirklich in die Zukunft sehen könnte?! Ah bah, das war ja nur ein krankes, überspanntes, phantasierendes Kind an der Schwelle des Jungfrauentums! Und doch — er konnte dem Schauer nicht wehren, der ihn überlief im Halbdunkel der einsamen Kammer, der ihn packte in der Nähe des Weibes, das er begehrte — und doch gestaltete seine Phantasie im gleichen Moment das aus, was Rózias verträumtes Stammeln anregte. Kindlich freute diese sich an der lieben Gottesmutter, die dem Schuldlosen lächelt, er aber schmückte sie üppig mit allen Reizen, die der, der da — funkelnd hingen seine Augen an der begehrten Frau — der da zu eigen waren! —

Es war Mitternacht geworden, bis Böhnke und Frau Tiralla wieder unten die Wohnstube betraten. Nun schlief das begnadete Mädchen fest, es gab keinen

wunderbaren Ausspruch mehr zu belauschen. Die Entzückungen, an denen sie alle sich berauscht hatten — Marianna hatte sich immer den Kopf gehalten und gestöhnt: ‚Ist das schön, ist das schön, versteh ich nicht, aber, oh, ist sich so schön!‘ — waren vorüber. Aber Böhnke war auch jetzt noch nicht nüchtern. Was konnte jetzt anderes geschehen, jetzt, wo Herr Tiralla wirklich fortgegangen war, als daß er diese lächelnde Frau, deren Augen im nächtlichen Zimmer strahlten wie Kerzen, in seine Arme zog?!

In stürmischem Verlangen näherte er sich ihr. Jetzt, jetzt war der glühend ersehnte Moment gekommen, alles, was von Bedenken noch in ihm gewesen sein mochte, war entwichen — jetzt, jetzt!

Mit ausgebreiteten Armen ging der junge Mann auf Frau Tiralla los, aber sie entwich ihm, wie sie so oft ihrem Manne entwichen war, hinter den großen Tisch. Dieser war mit seiner ganzen Breite nun zwischen ihm und ihr. Herr Tiralla hatte sie dann doch zu greifen versucht, nachgerannt war er ihr um den großen Tisch, wie ein Junge beim Hasche-Mann, aber das tat der Lehrer nicht. Plötzlich erblaßt, stand Böhnke still, die ausgebreiteten Arme waren ihm heruntergesunken: also sie wollte nicht?! Das war mehr als eine Enttäuschung.

Was fiel dem Lehrer ein?! Zornig wollte Frau Tiralla auffahren. Aber dann sah sie, wie niedergeschmettert er war, sah, wie sein Blick sie vermied, und es überkam sie plötzlich Angst: wenn er's ihr nun so übel nähme, daß er sich von ihr wandte, daß sie nun wieder

so allein wäre wie vordem und ganz allein bliebe?! Ach, nur das nicht, **eine** Hand mußte sie haben! War er denn nicht der Gehülfe, der Freund, den ihr die Gottesmutter gesandt hatte? Sie durfte ihn so nicht gehen lassen, eine Gunst würde sie wohl gewähren müssen, aber auch nur eine. Und sie kam hinter ihrer Schutzwehr hervor; ohne Furcht, denn das fühlte sie wohl, den hier hatte sie ganz in der Gewalt. Trat zu ihm, legte ihm die Arme um den Hals und küßte ihn rasch auf die Wange.

„Gehen Sie jetzt,“ flüsterte sie, „gehen Sie! Es ist schon spät — Mitternacht — was soll die Marianna denken? Ich möchte nicht in den Mund der Leute kommen. Gehen Sie!“

Sie drängte ihn fort, und er ließ sich drängen — einen Kuß, einen Kuß hatte er doch bekommen! Er lechzte nach mehr; aber war dies wenigstens nicht schon ein Anfang?!

Als ihm Marianna mit der Laterne bis zur Straße jenseits des Hoftors leuchtete, faßte er das Frauenzimmer so gewaltig um, daß es die Laterne fallen ließ und beinahe erschrak.

Der nüchterne Mensch war wie ausgetauscht. Wie ein Berauschter wankte er über die Felder, alles ging mit ihm im Kreise herum. Hinter ihm lag Starydwór, vor ihm lag Starydwór, zur Rechten lag Starydwór, zur Linken lag Starydwór — überall war Starydwór.

Beinahe so betrunken schien Lehrer Böhnke wie Herr Tiralla, der ein paar Stunden später des Weges kam, aus der Richtung vom Dorfe her. Er sah aber

nicht, wie der andere, überall Starydwór; er konnte seinen Hof absolut nicht finden. Als wäre der aus der Welt oder als hätte er nichts mehr auf dem zu suchen.

Es kam wohl mitunter vor, daß Herr Tiralla des Guten zu viel tat, zuweilen beim Feste des Sokol oder wie neulich beim Balle in Gradewitz, bei ganz besonderen Anlässen — wer hätte das nicht getan? Für gewöhnlich aber war Herr Tiralla ein ganz nüchterner Mann. Er konnte eben eine Menge vertragen. Heute jedoch hatte er nur Schnaps getrunken. Er war so traurig gewesen, ach, so traurig, er wußte selber nicht, warum er eigentlich so traurig gewesen war. Daß seine Zosia manchmal ein wenig kratzbürstig war, das wußte er doch längst; auch daß seine Rózia ein sehr frommes, ein zu frommes, ein merkwürdig frommes Mädel war, wußte er. Aber heute war doch noch etwas hinzugekommen, etwas, das ihn drückte, so drückte, daß es ihm bald das Herz abdrückte. Er mußte trinken, um den quälenden Druck loszuwerden, sich betrinken. Und das konnte er nur an Schnaps.

Die Bekannten, die er im Kruge getroffen, hatten sich sehr über ihn gewundert: Herr Tiralla war ja heute so still, heute prahlte er ja gar nicht mit seiner Zosia?! Als wäre er auf den Mund geschlagen! Der Propst, der nach seinem Nachtmahl noch ein Stündchen herüber an den Stammtisch gekommen war, sagte ihm Freundliches über seine Tochter: ein prächtiges Kind, ein reines Gemüt, eine Gott wohlgefällige Seele! Daraufhin hatte Herr Tiralla nur ein schwaches Lächeln gehabt.

Vor sich ins Glas stierend, beide Ellenbogen aufgestemmt und den roten Kopf zwischen die Hände gestützt, hatte er stumm dagesessen. Stundenlang. Einer nach dem andern empfahl sich, erst der Propst, dann der Gendarm, dann der Förster, dann Herr Schmielke. Jokisch, als getreuer Nachbar, hielt am längsten bei Herrn Tiralla aus. Er zupfte ihn, als die anderen gegangen waren, vertraulich am Ärmel: „Du, ich muß dir sagen, sie sprechen: der Lehrer, der Behnka, kommt zuviel zu dir — ich meine, zu deiner Frau!"

„Der ist auch heute abend bei ihr gewesen," sprach Herr Tiralla ganz ruhig. Und als der andere ihn mit großen Augen fast verdutzt ansah, sprach er noch ruhiger: „Du Neidhammel, psia krew! Kennst du nicht meine Zosia? Meinst du, das drücke mich?! Das nicht — bei Gott, das nicht!"

Und er seufzte tief auf, stützte den Kopf wieder in beide Hände und sagte nichts mehr. Da empfahl sich auch Jokisch. Sie hätten gut miteinander heimgehen können — kurz vorm Przykop bei der Boża męka*) trennten sich erst die Wege — aber Herrn Tirallas Gesellschaft war heute nicht kurzweilig genug. Weiß Gott, der Alte war ja wie stumpfsinnig!

Herr Tiralla blieb ganz allein sitzen. Der Wirt hätte gerne das Licht gelöscht und sich schlafen gelegt; seine Frau, Magd und Kinder schliefen längst, alles schlief, nur Herr Tiralla schien nicht an Schlafen zu

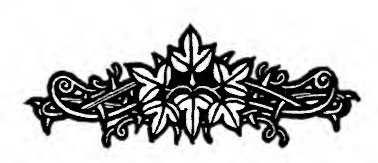
*) Heiligenhäuschen.

denken. Endlich schlief auch der Wirt hinterm Schenktisch ein und erwachte erst von einem dumpfen Knall — Herr Tiralla hatte mit der gänzlich geleerten, weitbauchigen Flasche, aus der er sich selber zuletzt die Schnäpse eingegossen hatte, nach ihm geworfen.

Wollte denn Herr Tiralla alleine gehen? Wie würde Herr Tiralla nach Hause kommen? Der Wirt sorgte sich um ihn. —

Es war eine Frühlingsnacht, durch die Herr Tiralla wankte. Noch war es lange hin, bis die Fliederbüsche an den verfallenen Zäunen der verwilderten Krautgärtchen blühen würden, noch sprang keine Blattknospe im warmen Dunkel, noch lag die Ebene winterkahl, aber schon rührte es sich heimlich tief unten in der Erde. Die Furchen, durch die Herr Tiralla querfeldein stampfte, waren aufgetaut und hingen ihre weichen Erdklöße an seine Sohlen. Er hatte den Weg verloren, er kam gar nicht weiter.

„Psia krew!“ Er stolperte, fluchte und schimpfte, und dann lachte er. Er fühlte, daß er betrunken war — oho, sinnlos betrunken würde er niemals werden — aber so ein bißchen betrunken war zuweilen doch ganz dienlich. Dann fühlte man das Schwere nicht allzu sehr.





VII.

Im Przykop reiften die Erdbeeren.

Dort gingen jetzt die Kinder aus Starawies hin, um welche zu suchen; und wenn die Beeren alle gepflückt waren, dann kamen die Pilze an die Reihe. Aber die Dorfkinder, gewohnt, ihre braune Haut noch brauner braten zu lassen von den Strahlen der Sonne, die, nicht verkümmert durch irgendwelchen Schatten, ihnen auf den Leib sengte inmitten der flachen Rübenäcker und der weiten, weiten Kornbreiten, liebten nicht das Dunkel des tiefen Grundes.

Gleich hinter Starydwór fingen die großen Kiefern an und gingen dann über in den Erlen- und Weidenbestand, der sich hinunterzog zu der feuchten Niederung, in der nächtens die Frösche quakten, mittags die weißen Wasserrosen ihre goldenen Kelche auftaten und gegen Abend das Wild, das weither, aus dem blauen Waldstrich der königlichen Forst austrat, durchs Schilf rauschte, um aus den Lachen zu trinken. Der Przykop sollte einmal früher, ganz früher, ein einziger großer See gewesen sein, zehnmal so groß wie jetzt; nun war nichts davon übrig geblieben als der Kessel in der Mitte, diese tiefe Senkung, die gleichsam ein Loch bildete mitten im gelben und grünen Teppich des gesegneten Acker-

landes. Nachts aber, wenn die Irrlichter irrten im feuchten Grund des Przykop, wenn sie auf dem Entengries tanzten, in dem man versinken konnte, sah man nicht sorgsam zu, wohin der Fuß trat, dann schlugen die Frommen ein Kreuz, wenn sie vorüber mußten: dort huschten die Seelen derjenigen, die keinen Frieden finden konnten im Grabe!

Rosa Tiralla ging gern in den Przykop, viel lieber als übers blanke Feld. Vom Hoftor aus sah man über die Felder klar und kahl nach Starawies hin, erschaute weiter nichts als den täglichen Schulweg, den Holzturm der Kirche und die tiefbemoosten Hüttendächer, die, stand das Korn hoch, fast untertauchten in den bleichen Wellen; aber von der Rückseite des Hauses, vom Kammerfenster her, sah man hinein in die dunklen Bäume des Przykop, die so seltsam rauschten. Die blasse Rózia fühlte das Geheimnisvolle des tiefen Grundes ebensowohl wie die braunen Kinder von Starawies, aber während es diese schreckte, zog es sie an. Ah, wie schön war es doch, hier im tiefen, kühlen Schatten zu sein, wenn draußen die Sonne brannte! Die Sonne stach so in die Augen, die tat fast weh, aber hier war ewig ein sanftes Dämmern, und das Licht, wenn es durch die verstrickten Wipfel aufs feuchtgrüne Moos fiel, hatte nichts Grausames mehr; es war verklärt.

Schon als ganz kleines Kind war Rózia Tiralla viel im Przykop gewesen. Die Wärterin hatte sie immer hineingetragen, denn der Wind, der über den flachen

Teller der Ebene sauste und das zarte Kindchen bedrohte, war hier kaum zu verspüren. In der Senkung versteckt, von der Bodenwelle geschützt, rührten sich nur leise flüsternd die Wipfel. Oft, sehr oft drückte Rózias Hand die verrostete Klinke des Brettertürchens nieder, das aus dem winzigen Gärtchen an der Rückwand von Starydwór hinaus in den Przykop führte. Oh, wie herrlich waren die Berge, die Täler des Przykop! Dem Kind der Ebene dünkte die leichte Bodensenkung, in die es hinabrutschte, ein tiefes, tiefes Tal, und die Erhöhung, die es mühsam wieder hinankroch, sich an üppigem Moos, an Farnen und vorstehenden Baumwurzeln festklammernd, ein hoher, hoher Berg.

Die Rehe kamen furchtlos und sahen mit ihren blanken Augen Rózia an. Aber *sie* fürchtete sich; vor den Rehen freilich nicht, aber vor jenen anderen Wesen, die um sie waren im Przykop. Je älter sie wurde, desto mehr. Marianna, die Magd, hatte ihr zu vieles erzählt. Es grauste sie — die Stille war so groß, so groß, das Klopfen des Spechtes an der Baumrinde wurde zum Donnergetöse — und doch hätte sie dieses süße Grauen nicht aufgeben mögen; es nicht aufgeben können, in dem tiefen Grund auf dem Moos zu liegen und starren Auges hinauf in die Wipfel zu sehen und ein Stück Himmel zu suchen. Immer noch war sie in Rufweite, das gab ihr Sicherheit; aber drang dann ein Ruf zu ihr, der dröhnende Baß des Vaters oder die hellere Stimme der Mutter oder das ‚Psia krew, wo steckst du?‘ der Magd, so schrak sie doch zusammen,

wie unsanft berührt, wie auf verbotenen Wegen ertappt, wurde blutrot und strich sich das rötliche Haar, das sich ihr wirr und dicht um den Kopf bauschte, mit einem Seufzer glatt. — — —

In diesem Sommer suchte Rózia Tiralla fleißig Pilze im Przykop; es waren feuchte, schwül-warme Hundstage, in denen diese über Nacht aufschossen. Es wurden aber nicht viele Pilze gegessen in Starawieś und Umgegend, denn es war öffentlich davor gewarnt worden; auch der Lehrer in der Schule hatte gewarnt: man sollte nicht pflücken und nicht essen, was man nicht ganz genau kannte. Die Leute wurden ängstlich.

„Haben sich schon viele krank an Pilze gegessen," sagte Marianna zu Frau Tiralla, als diese davon sprach, Rózia nach Pilzen zu schicken.

Frau Tiralla lachte: „Dummheit, kenne ich Pilze ganz genau!"

„Hilft sich nicht kennen," ereiferte sich die Magd. „Eß ich nicht Pilze, wenn ich auch kenne. Pfui!" Sie spuckte aus. „Ist Pilze Teufel sein Gemüse!"

„Wieso?" Die Herrin sah die Dienerin mit großen Augen an, und in ihre großen Augen, die eben noch so matt darein geschaut hatten, kam plötzlich ein dämmernder, aufglimmender Strahl. Frau Tiralla wurde rot, dann blaß, dann wieder rot, blinzelte ein wenig, als ob sie etwas blende, und lächelte dann. „Was meinst du damit, ‚des Teufels Gemüse', ich verstehe dich nicht!"

Marianna bekreuzte sich: „Gesegne es Gott! Aber weiß ich nicht, ob selbst das immer hilft. Hat

sich schon mancher den Tod gegessen aus Schüssel mit Pilzgericht. Wer kann sagen, welche sind giftig, welche sind es nicht? Stehen nahe beisammen gute und schlechte; fährt Teufel nachts mit Finger darüber, sind sich morgens alle gleich, man kann nicht unterscheiden. Man pflückt, man kocht, man ißt — o weh!“ Marianna spreizte die Hände von sich ab und rollte die Augen. „Heilige Mutter! Weiß ich, wie sehr man leidet! Will ich nicht essen Pilzgericht, nein!“ Sie schüttelte sich.

„Ei, du brauchst ja keine zu essen, es verlangt ja kein Mensch, daß du welche issest,“ beruhigte Frau Tiralla die sich immer mehr und mehr in Heftigkeit Hineinredende. „Du hattest doch gar nicht Pilze gegessen, als du krank geworden warst dazumal! Ei du, du, man weiß schon!“ Scherzhaft drohend hob sie den Finger; aber es war kein rechter Scherz, denn jegliche Harmlosigkeit fehlte. Es war etwas Gezwungenes in ihrem Lachen: „Der Jendrek hat mir wohl verraten, zuviel getrunken hattest du, darum war dir so schlecht!“

„O, der! Der Gauner, der Galgenstrick!“ Marianna fuhr auf und ballte wütend die Faust. „Wie kann er sagen?! Der Lügner! Hatte ich nicht getrunken zu viel, hatte ich gar nichts getrunken, weiß ich genau. War Tag darauf, nachdem Herr Tiralla war gefahren nach Gnesen, zu holen das Rattengift. Hatte ich nichts getrunken am Morgen als ein Schlückchen Kaffee! Von dem Kaffee ein Schlückchen, den ich brachte Herrn Tiralla. Kann ich beschwören!“

Mit einem neugierig-lauernden Blick streifte die

Magd nun rasch das Gesicht der Herrin: wurde die rot, wurde die blaß? He, nun war's ja heraus, he, was war's nun gewesen mit dem Kaffee? Würde die etwa noch dreist sein und schelten, daß sie, die Marianna genascht hatte von Herrn Tirallas Kaffee? Dann sollte die aber mal sehen, zu hören würde die's kriegen: Gift war im Kaffee!

Aber Frau Tiralla ließ sich nichts merken.

Marianna wendete den Blick nicht von ihr: wer konnte sagen, was die Pani jetzt dachte bei sich? Aber kein höheres Rot kam in Frau Tirallas Gesicht. Die Magd war ganz verdutzt: wie, so gelassen blieb die, erschrak nicht, verfärbte sich nicht, so daß sie, die Marianna, nicht wußte, woran sie war? Nein, nein, ganz ruhig war die Frau, lächelte jetzt gar und guckte drein wie die Engel im Himmel! Das mußte sie ergründen. Und entschlossen-dreist sagte sie jetzt rasch: „Ich hatte nur von dem Kaffee getrunken, den die Pani selber hatte gekocht — weiß ich nicht, wie gekommen, daß ich davon bin geworden so krank!" Sie zuckte die Achseln und machte, während ihre Augen listig umherfuhren, ihr dummharmlosestes Gesicht. „Wird doch die Pani nichts Schlechtes kochen für Herrn Tiralla!"

„Nein, freilich nicht," sagte Frau Tiralla ganz ruhig, obgleich ihr das Herz fast stillstand vor Schrecken. Jetzt nur nicht sich ängstlich gezeigt, nur mit keiner Wimper gezuckt! Ha, nun hatte sie es doch schon besser gelernt, sich zu verstellen! Eine fast wilde, triumphierende Freude überkam die Frau und gab ihrem Ton eine

natürliche Heiterkeit, als sie sprach: „Er ist ein Gutschmeck, er will immer nur etwas Gutes!“ Und dann, als denke sie gar nicht mehr an Mariannas letzte anzügliche Rede und den genaschten Kaffee, sagte sie freundlich: „Da hat eben der Jendrek gelogen. Hier!“ Sie fuhr in das Täschchen, das sie neben dem Schlüsselbund am Gürtel hängen hatte und langte ein blankes Markstück heraus: „Hier, Marianna, tut mir leid, daß ich dir in Gedanken so lange Zeit Unrecht getan habe!“

Die Magd vergaß, sich zu bedanken; völlig verdutzt starrte sie der Herrin nach, die nun aus der Küche ging. Nein, die — die war aber mal — ei, die, die — nein, hatte die denn wirklich nichts in den Kaffee getan?! Marianna war sich zu dumm, der Kopf tat ihr weh, so mußte sie nachdenken — besser, sie ließ es! Die Pani hatte ihr ein blankes Markstück geschenkt, die Pani war gut! Nun freute sie sich.

Frau Tiralla rief draußen nach ihrer Tochter, und als Rózia gehorsam kam, händigte sie ihr einen Weidenkorb ein und setzte ihr selber den breitrandigen Strohhut auf: „So, mein Liebchen,“ und hieß sie Pilze suchen gehn zum Nachtmahl für den Vater.

Im tiefen Grunde standen vielerlei Pilze; gelbe, rote, weiße, braune, orangefarbene und grünliche. Als Rózia das erste Mal ausgegangen war, welche zu suchen, war sie ganz ängstlich geworden. Da stand ein Pilz unter einer Kiefer, dick und fest und kräftig duftend und dunkelbraun, recht appetitlich anzusehen, aber sie be-

trachtete ihn doch mit unsicheren Blicken: war das nun der Satanspilz, den der Lehrer auf der Pilztafel in der Schule als giftig vermerkt hatte, oder war es einer von den leckeren Steinpilzen, die der Vater so gerne aß?! O weh, sie hatte eben nicht gut aufgepaßt, Herr Behnka hatte alle Merkzeichen genau angegeben, aber sie hatte wieder geträumt. Über die bunte Pilztafel weg, die ihnen Herr Behnka vor die Augen gehalten hatte, waren ihre Gedanken ins Unendliche geflogen. Andere Kinder, die fuhr er gewaltig an, wenn sie nicht aufpaßten, aber sie fuhr er nicht an, sie war ja die Rózia Tiralla — oh, daß er's lieber getan hätte! Jetzt wußte sie sich keinen Rat. Zweifelnd zögerte sie: sollte sie ihn nehmen, sollte sie ihn nicht nehmen? Es standen noch viele von der gleichen Sorte hier, sie lachten ordentlich aus dem Moose.

Über dem einsamen Mädchen gurrte eine Waldtaube; vom hohen Wipfel der Kiefer war sie heruntergeflattert, nun saß sie auf einem der untersten breiten Äste, drehte das Köpfchen mit dem buntschillernden Kragen und äugte das Mädchen an. Sie gurrte und gurrte. Da wurde es Rózia endlich gewiß: die wollte sie warnen, die war eine Botin, von der Heiligen Mutter geschickt — diese Pilze hier waren alle giftig! Und sie hob ihren Rock, damit nicht einmal ihr Kleidersaum sie streife, und stieg über sie weg in bänglicher Hast.

Das erste Mal war Rózia also ohne Pilze nach Hause gekommen: „Mutter, ich wußte nicht, welche giftig

waren, welche waren es nicht. Ich hatte Angst, ich ließ sie alle stehen!" Da schalt Frau Tiralla so heftig, wie sie noch nie mit Rózia gescholten hatte, zog sie an den Zöpfen und nannte sie eine dumme Gans. Alle Pilze, die im Przykop wuchsen, waren gut zu essen, es war auch kein einziger giftiger dabei!

„Aber Herr Behnka sagt doch, — und Marianna sagt doch — ach Mütterchen, ich habe doch solche Angst vor giftigen Pilzen — wenn einer die äße, o weh!"

„Du bist dumm," sprach die Mutter; aber doch schon sanfter. „Das nächste Mal werde ich mit dir gehen und dir die Pilze zeigen, die du pflücken sollst. Weine nicht!" Und sie streichelte die Haare, an denen sie eben gezaust hatte.

Da freute sich Rózia, daß die Mutter nicht mehr böse mit ihr war und sie lehren wollte, ein gutes Gericht Pilze zu suchen.

Die Sonne lachte golden aufs Moos, selbst im Przykop war heute alles Helle, alles Freundlichkeit, als Frau Tiralla mit Rózia Pilze sammeln ging.

„Sieh hier, Rózyczka, dieser! Und hier dieser!" Sie stieß mit dem Fuß dahin und dorthin ins Moos und hieß das Kind pflücken.

„Ei, sind die denn nicht giftig, Mütterchen? Die Marianna sagt doch —"

„Dummheit! Was die Marianna weiß! Die Marianna ist dümmer noch als ich dachte, ist vom Lande und kennt nicht einmal die Pilze! Nimm sie nur, nimm sie nur! Sie sind sehr gut. Mit Butter ge-

braten und in Sahne geschmort sind sie des Vaters Leibgericht!"

Da kniete Rosa eifrig nieder und pflückte emsig von den roten Pilzen, die wie Scharlach leuchteten und weiße Knötchen auf dem Hut hatten, wie bestickt — ei, waren das lustige Pilze, die hübschesten von allen! — und brach auch von den braunen, die sie das erste Mal so gemieden hatte und hatte bald ihr Körbchen voll.

„Nun haben wir genug," sprach Frau Tiralla, „nun kannst du nicht fehlen, nun weißt du, wo du pflücken sollst. Das nächste Mal kannst du alleine gehen!"

„Gewiß, oh, jetzt weiß ich! Aber es ist so schön, mit dir zusammen im Walde zu sein," schmeichelte Rózia und hing sich an der Mutter Arm.

Sie war nun fast schon so groß wie diese, Schulter an Schulter konnten sie gehen; man hätte sie für Schwestern halten können. Schöner freilich war die schwarzhaarige Frau mit den samtigen, glänzenden Augen, aber auf des Mädchens Gesicht lag soviel sanfte Freudigkeit heute, daß man darüber die Sommersprossen vergaß und das Mattblau der Augen.

„Wie wird Väterchen schmausen," sagte Rózia und drückte der Mutter Arm. „Machst du sie ihm noch zu heute abend zurecht, die Pilze?"

„Ich mache sie ihm noch zu heute abend zurecht die Pilze," wiederholte Frau Tiralla zerstreut. Ihre Gedanken waren schon weit voraus. Wenn er die nun gegessen hatte?! Ob er dann leiden mußte, wie die Marianna sagte?! Sie erzitterte. Ah, aber nur kein

Mitleid! Hatte sie denn nicht auch gelitten, furchtbar gelitten von der ersten Stunde an, da er in die Nähstube der Mutter gekommen war, da er ihrer begehrt hatte mit seinen plumpen Fingern?! Sie mochte ihn nicht — nein, sie mochte ihn nicht! Und jetzt, wo er gar zu trinken anfing, wo er, seit er einmal steif betrunken nach Hause gekommen war, öfters angetrunken aus dem Kruge kam, so betrunken, daß ihn Marianna und Jendrek unter den Armen packen mußten und hineinschleifen ins Haus, jetzt mochte sie ihn erst recht nicht. Wenn er von den Pilzen aß und die Heilige Mutter ihm beistand, dann tat er eben nach dem Essen gleich seine Augen zu — das Beste für ihn! Hatte er nicht gerade das letzte Mal, als er im Rausche so bitterlich weinte, gesagt: ‚Ich passe nicht hierher; mein Zoschchen, wenn sie wird Witwe sein, wird sie mich mehr lieben als jetzt‘ — — —?! Ja, das würde sie! Er hatte ganz recht, im Rausche fühlte er's dumpf. Einen Stein würde sie ihm setzen lassen, ein Kreuz, so schön es nur in Gradewitz zu bestellen gab oder auch in Gnesen. Wenn er nur ging, wenn er nur ging, sie in Ruhe ließ!

Eine fast weiche Stimmung gegen Herrn Tiralla überkam die Frau. Ah, die Pilze würde sie ihm schon lecker kochen, nicht Butter daran sparen noch Sahne, gut sollten sie ihm schmecken, sehr gut! —

Als Frau und Tochter aus dem Przykop kamen, stand Herr Tiralla im Gartenpförtchen und sah ihnen entgegen. Er hatte Hunger aufs Abendbrot, der Magen

knurrte ihm; aber noch mehr quälte ihn das Gefühl einer anderen Leere. Nun hatte Zoschchen ihm auch noch die Kleine mitgenommen! Es war gut, daß der Mikolai diesen Herbst nach Hause kam, da hatte er doch bald wieder mehr Gesellschaft! Herr Tiralla war nie gern allein gewesen, nun liebte er es weniger denn je, allein zu sein; es war etwas Unbestimmtes, was ihn dann beängstigte, er hätte es nicht nennen können, aber ihm war, als lauere es in allen Ecken auf ihn.

Froh rief er jetzt den beiden entgegen, die Augen mit der Hand beschirmend, denn die Sonne ging blutrot hinter den Kiefern unter, und die beiden Gestalten in hellen Kleidern waren wie Engel des Lichts: „Psia krew, so spät? Kommt, meine Lieben, so kommt doch!"

Rózia ließ den Arm der Mutter fahren. Ihr Körbchen hochschwingend, lief sie auf den Vater zu: „Pilze, Pilze!" Sie glühte vor Freude.

Er strich ihr die wehenden Haare aus dem Gesicht und tätschelte ihr die Wangen: „Mein Augentrost! Mein Herzenstrost!"

Warum nur war der Vater so ernsthaft? Verstimmt war er! Mit frauenhaft besorgten Augen, von der Liebe geschärft, sah Rózia ihn an: Väterchen wurde alt! Was hatte er doch für viele Kritzen im Gesicht, lauter krumme Kratzen, wie die Raben sie winters in den Schnee machten mit ihren Krallen. Und dabei war er doch so dick und aß so viel! „Bist du mir gut?" fragte sie liebevoll und hob das Gesicht zu ihm auf, daß er sie küsse. „Ich bin dir gut!"

Er küßte sie nicht: er sah seiner Frau entgegen, die langsamer nachkam.

Es war Frau Tiralla, als stocke ihr Fuß. Eine bleierne Schwere lähmte sie fast: da stand er, da stand er, da wartete er so ungeduldig! Nun, er sollte sie haben! Mit einem heimlich gestammelten: „Gott sei mit mir!“ lief sie an ihm vorbei.

In der Küche war niemand. Wo steckte die säumige Dirne, die Marianna? Aber gut so, sie konnte sie heute auch nicht gebrauchen, gut so! Frau Tiralla legte selber Holz und Torf ins Herdloch, daß die durch Asche unterdrückte Glut bald wieder neu aufflohte, und stellte einen Topf an und holte Butter und Sahne aus der Speisekammer. Emsig rüstete sie.

Da kam Rózia gelaufen: „Mutter, Väterchen fragt, ob die Pilze auch gute seien?!“

„Nun natürlich!“ Ungeduldig schob Frau Tiralla die Tochter zur Tür hinaus. Das fehlte auch noch, daß die ihr dabeistand! Und sie schnitt die Pilze in Stücke und warf sie in den Topf und goß siedendes Wasser darauf: mochten sie erst eine Weile kochen, gute und ungute, alle miteinander, daß Form und Farbe sich vermischten, daß sie alle einander ähnlich wurden, nicht zu unterscheiden! Niemand sollte von ihr sagen, daß sie ihrem Manne ungute Pilze vorgesetzt hätte — er würde sie ja auch sonst gar nicht essen!

Das Wasser brodelte und zischte über die Herdplatte; es kochte gewaltig, sie hatte tüchtig gefeuert.

Rasch, nur rasch, daß das Essen bald gar war, Herr Tiralla wollte sein Abendbrot haben!

Eben steckte er den Kopf zur Küchentür hinein: „Gibt's bald 'was, Zoschchen?"

„Es gibt bald 'was!" Sie steckte neue Scheite ins Herdloch; die Pilze wurden schon weich. Eine schleimige, stark riechende Brühe füllte den Topf. Witternd hielt sie das Näschen darüber: der Geruch war so beißend, um Gottes willen, der war ein Verräter! Weg damit! Hurtig goß sie die schaumige Brühe ab bis zum letzten Tropfen, nahm dann einen anderen Topf, zerließ frische Butter darin und schöpfte die Pilze hinein. Ah, nun war der abscheuliche Geruch vergangen, nun dufteten sie lieblich, höchst angenehm in die Nase!

Während die Pilze in der Butter schmorten, stand Frau Tiralla dabei, die Hände gefaltet: „Heilige Mutter, ich rufe zu dir, verlaß mich nicht, bitte für mich" — ah, wenn — wenn nun diese Pilze gleich gar waren, dann aß er sie — und dann —?! „Jesus Christus, erhöre uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes!" Wenn — wenn er nun aß — dann — dann —?! „Gottes Sohn, wir empfehlen dir diese Seele, erbarme dich ihrer!" Ha, wenn er nun gegessen hatte?! Nein, sie konnte nicht länger mehr beten, sie konnte nur noch flüsternd in sich hineinhauchen: „Jesus, Maria, Josef, wollet dieser Seele in der Todesnot beistehen!"

Marianna betrat die Küche. Heilige Mutter, die Frau schon beim Kochen?! Sich hastig heranmachend, klapperte die Säumige mit den Schüsseln. Oh, wie

würde die Pani schelten! Unwillkürlich duckte sie sich schon.

Aber die Pani sah starr in die Herdglut. Und dann, plötzlich wie aus einem Traume erwachend, griff sie nach dem Töpfchen mit der Sahne, goß sie über ihr Pilzgericht, schwenkte es damit und hieß es nun auftragen.

Als Marianna die Schüssel auf den Tisch stellte, an dem Vater, Mutter und Tochter schon Platz genommen hatten, wurde Frau Tiralla totenbleich. Ihr Mann fuhr in die Schüssel — sie zuckte auf, es war, als wolle sie ihm den Arm festhalten.

„Gesegne es Gott," sprach die Magd da laut, und dann, im Abwenden verstohlen das Zeichen des Kreuzes machend, spuckte sie dreimal aus. Hu, Pilze! Sie schüttelte sich. Und wie seltsam war die Frau, die hatte wohl auch Angst, die hatte ja so ein bleiches Gesicht?! Marianna eilte aus der Stube, eine Angst kam sie an: wie konnte man Pilze essen?! Pfui! Wieder fühlte sie das würgende Entsetzen, das ihr damals die Brust zusammengeschnürt und alle Glieder umstrickt hatte. Sie konnte sich gar nicht dagegen wehren. Am Herde kauerte sie sich zusammen und faltete die Hände: sie hatte ja eine sehr große, eine so entsetzliche Angst! Aber das wußte sie, sowie sie konnte, würde sie zum Herrn Propst hingehen — nein, besser noch zum Herrn Gendarmen — ach nein, den Gedanken verwarf sie wieder, würde der ihr denn glauben? Aber wenn sie's beschwören konnte bei Gott und allen Heiligen?! Doch

sie konnte es ja nicht beschwören — nein, gerade beschwören konnte sie es nicht, aber dem Herrn Propst würde sie es doch sagen. Dies hier war ein Haus — ach, ein Haus — was war sie doch für ein armer Dienstbote, daß sie in so einem Hause dienen mußte! Sie weinte bittre Tränen.

Aber als gleich darauf der Jendrek ans Küchenfenster pochte: „Komm heraus," da lief sie zu ihm hinter den Stall und vergaß ihren Herrn und die Pilze.

Frau Tiralla sah mit Entsetzen, wie ihrem Manne die Pilze mundeten. Sie war ganz starr, sie konnte sich nicht rühren. Aber als Rózia auch welche verlangte — die dufteten ja so lieblich, man bekam ordentlich Lust darnach — da schrie sie auf: „Sie sind zu schwer für deinen Magen! Ich esse auch keine. Wir essen keine. Wir können sie nicht vertragen!"

Da aß Herr Tiralla sie alle, alle auf. „So gut hat mir lange nichts geschmeckt," sagte er behaglich nach dem Mahle und strich sich den vollen Bauch. „Das macht, mein Töchterchen hat sie für mich gepflückt, und mein Weibchen hat sie für mich gekocht. Danke euch!" Er nickte seiner Tochter zu, und seiner Frau Hand nahm er und küßte sie.

Er war heute merkwürdig sanft, so seltsam weich. Die Frau stutzte; seine Stimme kam ihr schon ganz verändert vor. Mit unruhigen Augen beobachtete sie den Mann — er hatte einen Schnaps verlangt nach dem fetten Essen — war ihm schon schlecht, war ihm schon schlecht?! Kaum, daß sie die Füße unterm

Tisch stillhalten konnte. Fort, fort! Oh, wie gerne wäre sie fortgelaufen, sie mochte es nicht weiter mehr mit ansehen.

„Zoschchen, gib mir einen Kuß,“ bettelte Herr Tiralla.

Sie willfahrte ihm — es war ja der letzte — weshalb sollte sie ihm den letzten Kuß noch verweigern?!

Er zog sie an sich, er zog sie auf seinen Schoß. Und dann schickte er Rózia aus der Stube: zu Bette sollte sie gehen, damit sie morgen wieder fleißig Pilze holen konnte. „Geh, nun geh schon,“ drängte er, als sie sich noch zärtlich an ihn nesteln wollte; so lieb er sie hatte, jetzt hatte er nur Sinn für seine Zosia. Die war heute so gut, so lieb — bei Gott, sollte wieder eine bessere Zeit anheben?! —

In der Nacht — Marianna hatte gerade im ersten tiefen Schlafe gelegen — hörte sie ihres Herrn Türe knarren. Da fiel ihr auf einmal alles wieder ein. Heilige Mutter, die Pilze! Ob es schlimm mit ihm war? „Oh, armes Herrchen!“ Wie der Wind fuhr sie aus dem Bette und sprang zu ihrer Tür. Aber als sie diese hastig aufriß und den Kopf hinausstreckte in den Flur, sah sie, daß es nur Frau Tiralla war, die gerade gegenüber des Herrn Tür vorsichtig zuzog und nun draußen stand. Was hatte sie denn noch da drinnen beim Herrn zu suchen gehabt?! Vor Verwunderung hätte die Magd fast aufgeschrieen.

Frau Tiralla war sehr erschrocken, als sie Marianna gewahrte. Ganz starr sahen sich beide ein paar

Augenblicke an. Dann hob die Frau den Finger an die Lippen: „St, st! Ich — ich — konnte oben nicht schlafen — ich hörte 'was — da dachte ich: Diebe — ja ja, Diebe — und da lief ich herunter!“

„Oh, sind nicht Diebe hier!“ Die Magd lachte laut auf; das kam ihr sehr komisch vor, daß die Pani, die sonst nie Diebe fürchtete, heute auf einmal von Dieben sprach. Wegen Dieben war die doch nicht heruntergekommen?! Aber warum? Es fiel ihr doch sonst nicht ein, zu Herrn Tiralla zu schleichen?! Marianna machte große Augen. Aber dann kam's ihr auf einmal: aha, die hatte wohl nachschauen wollen, wie ihm der Fraß bekommen war?! Denn ein Fraß war es gewesen, und Herr Tiralla hatte ihn ganz alleine gefressen — der arme Mann! Marianna seufzte. Und dann sah sie die Herrin frech an: „Ei, und was macht Pan Tiralla? Ist sich wohl nicht gut — he?!“

„Wieso, wieso?“ Die Frau erzitterte. Aber dann wurde sie ruhig, die dreisten Blicke der Magd gaben ihr die nötige Fassung wieder. „Ich weiß nicht, was du meinst,“ sprach sie recht von oben herab. „Herr Tiralla schläft gut!“ Mit einem kurzen Kopfnicken sich abwendend, huschte sie die Treppe hinauf, so leise, daß keine Stufe knarrte.

Marianna steckte den Kopf in ihres Herrn Tür; die Neugier trieb sie. Drinnen war es dunkel. Sie konnte nichts sehen, aber sie hörte ihn gleichmäßig tief atmen. Bei Gott, er stöhnte nicht einmal, er schlief so recht ruhig! Lebte er denn noch?! Mit vorgestreckten

Händen tastete sie sich zum Bett. Gelobt sei Jesus Christus, da lag er, recht wohlig, recht warm!

Sie beugte sich über ihn. Da streckte er die Arme aus und lallte im Halbschlaf: „Liebchen, he!“ —

Droben sah Frau Tiralla in ihren Spiegel und sah ein blasses, gänzlich entstelltes Antlitz. Eine Scham packte sie, die noch größer war als ihre Angst. Was, was mochte wohl die Magd von ihr gedacht haben? Ihre Augen umschattet, ihr Haar zerwühlt, ihr Gesicht weiß- und rotfleckig. O Gott, o Gott! Alles hatte sie sich gefallen lassen — und nun lebte er doch! Die Wut überkam sie, zertrümmern hätte sie alles mögen, in Stücke zerschlagen. Die Fäuste vor die Stirn gedrückt, stöhnte sie gequält auf. Sie war die Betrogene, immer die Betrogene! Auch Behnka hatte sie betrogen. Hatte er ihr nicht gesagt, daß Fliegenpilze stark giftig seien, die roten mit den weißen Warzen, und daß noch schlimmer der Satanspilz sei, jener braune gedrungene, der dem Steinpilz so ähnlich ist? Aus einem Buche, das er mitgebracht, hatte er's ihr vorgelesen; ganz heimlich hinten im Gärtchen hinter der Scheuerwand, wo sie sich hingestohlen hatten wie ein verliebtes Paar, das nicht einsam genug sein kann. Da hatte er ihr auch die Abbildungen gezeigt; mit aufmerksamem Auge war sie seinem weisenden Finger gefolgt: so, so sahen also die Pilze aus, die den Tod bringen?! Sie hatte sich's recht eingeprägt. Vier Fliegenpilze schon führen den Tod herbei, sagt das Volk, aber er — er lebte! Aber hatte sie nicht auch gelesen in des Lehrers Buch:

‚Der Tod kann im Verlauf der ersten Stunden, aber auch erst nach zwei bis drei Tagen eintreten'?! Aha! Herr Tiralla war stark; was einen anderen schon umwarf, rührte ihn kaum. Sie mußte eben warten, warten!

Sie warf sich auf die Kniee. Wenn er doch lieber schon gleich tot gewesen wäre, dieses Warten war so entsetzlich! Ihr graute vor dem, was der Morgen bringen würde. So ruhig wie sie gewesen, als sie die Pilze gekocht hatte, so unruhig war sie jetzt. Kaum daß sie's ertragen konnte, noch länger zu warten. Aber es war jetzt nicht mehr die Gier auf seinen Tod, der sie erlösen würde, es war jetzt nur das inbrünstige Verlangen, von dieser großen, von dieser herzbeklemmenden, geistesverwirrenden Angst erlöst zu sein. Wie eine Irrsinnige sprang sie empor und warf sich doch wieder auf die Kniee, sprang wieder empor und streckte die gerungenen Hände gen Himmel: „Maria, Gottesmutter, bitte für mich!“ Um was sollte die Heilige jetzt für sie bitten? Ah, das wußte die ja schon, wußte es besser, als sie selber es wußte — sie wußte es jetzt nicht mehr. Leben — Tod —?! Ach, ach, jetzt hätte sie es doch lieber, daß er leben bleiben möchte! Nur nicht ihn so daliegen sehen, verzerrt von Krämpfen, blau angelaufen vom Tode!

Wie ein gescheuchtes Tier verkroch sich die Frau in den versteckteſten Winkel der Kammer, biß auf die Fäuste, die sie sich gegen den Mund preßte, um nicht gellend herauszuschreien, und weinte und zitterte. Wie

langsam kroch die Nacht dahin, wollte es denn nie, nie tagen?! Wie sanft Rózia atmete! Sie schlief heute so gut. Ach, wer doch noch so ein Kind wäre, so ein harmloses Kind, das nichts weiß vom bösen Leben!

Eine ungeheuere Sehnsucht nach Unschuld, nach Reinheit erhob sich in Frau Tiralla. Ach, nur ein schuldloses, ein friedvolles Leben! Zur Beichte würde sie gehen, morgenden Tages schon, so bald als möglich; beichten würde sie, alles beichten wollte sie, daß sie danach so ruhig atmen konnte wie dieses Kind hier! Schon das letzte Mal, bei der Gewissenserforschung, hatte sie keinen rechten Ausdruck gefunden für das, was in ihr keimte und gärte. Aber nun, wenn die Sünden wider das fünfte Gebot: „Hast du durch Schlagen, Verwünschungen und so weiter anderen oder dir selber geschadet, bist du zornig, neidisch, rachsüchtig gewesen, hast du mit anderen in Haß und Feindschaft gelebt, hast du andere durch bittere Worte gekränkt, hast du ihnen absichtlich wehe getan?‘ — dann würde sie dieses Mal an ihre Brust schlagen, dann würde sie zustimmen: ja ja, auf daß sie nachher beten konnte: ‚Dank dir, göttlicher Erlöser, daß du mir im Sakrament der Buße Lossprechung und Vergebung meiner Sünden erteilt hast!‘

Jetzt wurde sie gefaßter. Schon das Denken an die Beichte gewährte ihr eine unendliche Beruhigung und Erleichterung. Sie gewann es über sich, aus ihrem Winkel hervorzukriechen und, wenn auch ihre Füße noch wankten, ans Bett Rózias zu treten und diese aufzu-

wecken: „Liebe, laß uns beten!“ Um des Kindes Hände faltete die Mutter die ihren.

„Was willst du, daß wir beten?“ fragte die gleich hellwache, zum Beten allezeit bereite Rózia.

„Bete das Gebet vom ‚Verlangen‘ bei der Vorbereitung zur heiligen Kommunion!“

„Oh, Mutter, das weiß ich nicht!“ Tief beschämt neigte Rózia ihr Köpfchen.

„Aber ich,“ sprach Frau Tiralla. „Herr, meine Seele verlanget nach dir! Laß mich heute wieder deiner beseligenden Gnade teilhaftig werden! Du kennst mein Elend, komm, der du in deinem Blute mich erlöset hast! Gottes Sohn! Wenn dein heiliger Leib, o süßester Jesus, sich mit meinem Leibe vereinigt, deine heilige Seele sich in meine Seele ausgegossen hat, oh, wie werde ich dann ein neues, ein glückliches Leben führen! Sei uns gnädig! Erhöre uns!“

Sie schrie es laut, und das Kind mit entzücktem Lächeln, mit fromm gehobenen Händen lispelte es, andächtig erschauernd, der Mutter nach. —

Als am anderen Tage Frau Tiralla herunterkam, war es schon spät; beim Morgengrauen endlich, am Bette Rózias auf den Knieen, war sie so fest eingeschlafen, daß sie nicht den zitternden Sonnenstrahl an der Kammerwand sah, nicht das Krähen des Haushahns hörte, nicht das Klappern der Melkeimer, nicht

das Quietschen der Eimerkette am alten Ziehbrunnen, nicht das Brüllen des Viehs. Sie hatte geschlafen wie tot. Und dann, als sie endlich verwirrt auffuhr, vom liebkosenden Streicheln Rózias geweckt, da hatte sie sich nicht hinabgetraut. Sie schickte das Kind: „Sieh nach, ob er schon auf ist?"

Aber Rózia kam nicht wieder. Warum kam sie denn nicht? Frau Tiralla wartete und wartete; die Minuten dünkten ihr Stunden. Heilige Mutter, was war da unten geschehen, daß die Kleine nicht wiederkam?! Nun aber Mut, Mut, Mut! Beide Hände preßte sie aufs Herz, das wie rasend hämmerte. Hätte sie doch nie Starydwór betreten, wäre sie doch lieber die Arme unter Armen geblieben, die Armseligste der Armseligen geworden!

Unwillkürlich lauschte sie: horch, war das nicht seine Stimme?! Nein, sie war es nicht! Kein Schrei, kein Stöhnen drang an ihr Ohr. Es half ihr nichts, sie mußte hinabgehen. Es würde zu auffällig sein, würde sie noch länger oben bleiben; sie mußte hinabgehen, schnurstracks.

Sie holte tief Atem, riß ihre Tür auf, nahm einen Anlauf und stürzte hinab — wo lag er, wo war er zu finden?!

„Guten Morgen," sprach Herr Tiralla. Er war wohlgemut und kam gerade aus seiner Stubentür. Noch hatte er Schlaf in den Augen; er rieb sie sich.

Aber die Augen waren ganz klar. Noch sahen sie den Morgen! Wie vor einem Gespenst fuhr die Frau zurück.

„Ei, warum erschrickst du?“ rief er lachend. „Hast dich wohl verschlafen? — Haha!“

Sie gab keine Antwort. Und hätte ihr Leben davon abgehangen, sie hätte kein Wörtchen stammeln können. Das war zu furchtbar, zu furchtbar!

Er hatte ihrer Wortkargheit nicht weiter acht und auch nicht ihrer Verstörtheit; er war sehr vergnügt, einen Brief schwenkte er in der Hand: einen Soldatenbrief.

Mikolai hatte lange nicht geschrieben, er war eben nicht fürs Schreiben, nun aber schrieb er:

‚Liebe Eltern!

Es grüßt Euch Euer Sohn Mikolai, dem es gut geht. Ich bin aber doch froh, von Militär loszukommen. Ist kein Geschäft für mich, will lieber Acker bauen. Und mein Freund, der Martin Beckier, der seines Zeichens ist eigentlich Müller, aber keine Mühle noch nicht hat, weil wohl etwas im Vermögen hat, aber nicht genug, um große Mühle zu kaufen, kleine aber nicht will, wird mitkommen zu Euch. Er wird helfen die Bestellung machen. Lieber Vater, Du brauchst dann nicht viel fremde Hände, wir machen schon alles, und der Martin wird Euch gefallen. Er hat keine Eltern nicht mehr und ist aus Klein=Hauland bei Opalenitza. Schreibe noch Tag, wenn wir kommen. Liebe Mutter, und wenn Du wirst ein freundliches Gesicht machen dem Beckier, werde ich Dir dankbar sein, denn er ist ein guter Kerl. Und liebe Schwester, ich küsse Dich in Ge=

danken; ist gewiß hübsches Mädel geworden, die Rózia. Und wir kommen, so Gott will, in bald sieben Wochen. Es küßt Euch alle

Euer lieber Sohn!‘

Das war sein Sohn, ganz so wie in Wirklichkeit, sein guter, lieber Sohn! Eine plötzliche Zärtlichkeit für den so lange von Hause Entfernten wachte in Herrn Tiralla auf. So lange hatte er nichts von dem Sohne gehabt! Drei Jahre beinahe war der nun schon fort, und wenn er auch zweimal während der Zeit nach Breslau gefahren war und ihn dort in der Kaserne aufgesucht hatte, so war's doch lange nicht so, als wenn man ihn hier zu Hause hatte. Es war gut, daß der Junge kam!

Jetzt war es Herrn Tiralla, als habe er während der ganzen Zeit immer fleißig an seinen Mikolai gedacht. Und doch war es nicht so gewesen. Wie hätte er wohl nebenbei noch so viele Gedanken haben können für den Mikolai? Alle, alle hatten sie seiner Zosia gehört. Nun aber kam eine förmlich ungeduldige Sehnsucht über den Vater, er konnte es kaum erwarten, bis die Reservisten in die Heimat entlassen wurden. Wenn er doch nur erst hier wäre! Die Abende wurden schon lang, schöne Sommerabende waren's nicht mehr, es wurde dies Jahr besonders früh kühl und unwirtlich. Solche Abende waren öde in Starydwór, wenn man keinen hatte, mit dem man gemütlich zusammensitzen konnte. —

Frau Tiralla war krank, und ihr seltsames Wesen

machte Herrn Tiralla auch ganz krank. Seine Zosia! Was hatte sie denn nur, war sie böse mit ihm? Er zermarterte sein Gehirn: was hatte er ihr getan? Aber er fand nichts. Er gab sich alle Mühe, sie günstig zu stimmen, fuhr nach Gnesen zu Rosenthal und kaufte ihr ein ganz modernes, schwarz- und weiß-kariertes Jackenkleid. Es kleidete sie vortrefflich, sie sah darin aus wie eine vornehme Dame, die eben auf Reisen gehen will, aber er konnte ihr nicht mehr entlocken als ein mattes: „Ich hätte lieber ein ganz schwarzes gehabt!“ Nun war er hingefahren und hatte ihr ein ganz schwarzes besorgt, aber da es nicht hübsch genug in Gnesen ausfiel, fuhr er darum noch nach Posen. Aber als er's ihr dann gebracht hatte — schön und teuer — hatte sie nur gesagt: „Ich kann es ja doch nicht tragen!“ Ei, zum Teufel, warum denn nicht?! Er konnte es ihr eben nie recht machen! Das verstimmte ihn. Bei Gott, warum trotzte sie denn mit ihm? Warum sah sie ihn — erhaschte er einmal einen der so seltenen Blicke, die sie ihm gönnte — mit so wunderlichen Augen an?!

Solche Blicke verwirrten Herrn Tiralla. Er befragte Marianna: wußte sie, warum die Herrin so schlechter Laune war? Und warum sie so finster guckte?

„Auf den Hund den bösen Blick!“ flüsterte Marianna und spuckte aus, sich dabei bekreuzend. Ha, sie würde sich wohl hüten, dem Herrn ihren Argwohn kundzutun! Wenn sie dem sagte: ‚Die Frau führt 'was im Schilde,‘ da würde er sie noch hinausschmeißen zum

Danke! So blind vernarrt war er doch noch. Und wußte sie doch selber nicht zu sagen, was die Pani eigentlich im Schilde führte. Die Pilze waren dem Herrn doch gut bekommen, nicht ein bißchen übel war ihm nach denen gewesen! Sie hatte dem Herrn Propst nichts anzuvertrauen gehabt. Ach, und wenn sie ihm auch etwas anzuvertrauen hätte, glauben würde der ihr über Frau Tiralla ja doch kein Sterbenswort. Er hielt so viel von der Frau. Sie mußte sich selber in der Beichte sündiger Gedanken zeihen. Als der Priester sie fragte: ‚Hast du Argwohn und freventliches Urteil gegen jemand im Herzen gehabt?‘ da hatte sie sich dessen bekennen müssen, und er hatte sie ernstlich ermahnt, das achte Gebot nicht zu übertreten.

So zuckte denn Marianna ausweichend die Schultern, als Herr Tiralla mit betroffenem Gesichte vor ihr stand. Er klagte: oh, wie war seine Zofia doch eben wieder eklig gewesen! Ihre Stube hatte er kaum betreten — sie hatte sich jetzt oben in der Kammer ganz für sich allein eingerichtet, und es war selten, daß sie herunterkam — und nur um sie freundlich zu befragen: wie sie sich denn befinde heute? Er hatte nur gewagt, ihre Hand zu ergreifen: hatte sie gar Fieber heute, ihre Augen brannten ja so? Da hatte sie schon seine Hand weggeschleudert, als sei die ein garstiges Tier, und hatte geweint und geweint, daß es ihm angst und bange geworden war.

„Weiß ich nicht,“ sagte Marianna, „wird Pani wohl krank sein, muß man Doktor fragen!“ Aber der

arme Herr tat ihr von Herzen leid. Und wer weiß auch, ob er ihr, wenn er denn schon sterben mußte, nicht noch vorher etwas vermachte für sie und ihre Kinderchen, daß sie zu leben hatte, oder wenigstens eine so gute Aussteuer, daß der Jendrek oder ein anderer sie zu seiner Kobieta*) machte?! Sie war sehr betulich, sie war um den Herrn herum, bald hier bald da; zehnmal kam sie zu ihm in die Stube, wenn er so allein hinter seiner Flasche saß. So mutterseelenallein mußte er trinken und trinken, der arme Herr!

Herr Tiralla ging nicht ins Wirtshaus mehr, er scheute die neugierigen Augen. Dort fragten sie ihn alle nach seiner Frau, und er gestand es seufzend der Magd: er könne und könne jetzt nicht prahlen mehr mit ihr, denn dann ginge die Kehle ihm immer zu, nicht ein Wörtchen könne er sagen.

Frau Tiralla in ihrer Kammer oben hörte unten den Herrn oft lachen mit seiner Magd. Auch trinken, denn sie zogen vier, fünf Mal am Abend knallend einen neuen Pfropfen auf. Ah, konnte der trinken! Ein Ekel schüttelte Frau Tiralla. Da saß nun der Unhold mit der niedrigen Dirne und trieb seine Späße, die nicht fein waren, und trank seine Gläser, deren es nicht wenige waren! Wie konnte er sich nur so vergessen! Wie konnte er sich nur so vollsaufen! Bier tat's nicht allein, von dem gezehrten Ungar mußte es sein. Aber halt, war's denn nicht ein Glück, daß

*) Ehefrau.

er trank, so trank?! Wo hätte sie denn sonst hin sollen? Er hätte sie gequält ohne Unterlaß. Wenn sie ihn denn nicht ganz loswerden konnte, so wurde sie ihn doch so wenigstens für Stunden los. Und die Nächte verschlief er von Anfang bis Ende. Ah, daß er nur immer, immer voll wäre!

Frau Tiralla lag im Bett und hörte mit überreiztem Ohr auf die Laute drunten. Jetzt mußten die Späße recht handgreiflich werden, jetzt juchzte die Dirne laut, jetzt lachte er schier zum Ersticken. Und jetzt, jetzt — ganz deutlich vernahm sie's, ohne daß auch nur ein Wort zu ihr drang — jetzt plapperte er ohne Sinn und Verstand lauter ungereimtes Zeug, über das die Magd sich wand vor Lachen, bis er stille ward, den Kopf auf den Tisch sinken ließ und endlich entschlief.

Jetzt war ihm gut, jetzt träumte er selig. Oh, es mußte schon gar nicht so übel sein, wenn man von allem nichts mehr merkte und wußte! Wahrhaftig — Frau Tiralla belobte sich selber schier — sie tat ihm kein Unding an, gar nichts Böses, wenn sie es ihm wünschte, immer so voll zu sein. Was hatte er denn von seinem Leben? Einen Sinn für das Höhere hatte er nicht, und von ihr hatte er kein Vergnügen. Wahrlich nicht! So gerecht mußte sie sein. Aber wie konnte sie Vergnügen machen, wenn sie selber so wenig vergnügt war — er war da, er war eben noch immer da!

Sie ballte die Fäuste und biß sich die Lippen, um nicht laut herauszujammern. Alles, alles hatte ihr nichts genützt: nicht Pilze, nicht in den Graben werfen, nicht

Rattengift! Pilze kochte sie ihm nun nicht mehr, obgleich er öfters danach verlangte. ‚Such sie dir selber!‘ hatte sie schroff erwidert und Rózia nicht mehr nach Pilzen gehen lassen. Das hatte ja nun keinen Zweck mehr. Und in den Graben werfen? Bah! Verächtlich rümpfte die Frau über ihre eigene kindische Dummheit die Nase: ein Graben war für Herrn Tiralla nichts, der stieg noch heraus aus einer viel tieferen Grube! Aber Rattengift — wie war's mit dem Rattengift, das noch in der Rumpelkammer in ihrer bunten Mädchenlade ruhte?! Eine wahre Sehnsucht danach überkam sie. Da war ja Erlösung, da hatte sie sie ja und traute sich doch nicht! Gegen dieses Gift — stark sollte es sein — würde er da auch gefeit sein? Oder war es am Ende nicht so stark, daß Menschen daran starben?! Ah, wenn sie das doch genau wüßte. Wer würde ihr die sichere Auskunft geben? Behnka? Oh, der Lügner! Zorniges Weinen schüttelte sie — er hatte sie ja betrogen! Die giftigen Pilze hatte er vorgegeben, sie zu lehren und hatte sie doch nicht die giftigen gelehrt. Der Elende! Nicht unter die Augen sollte er sich ihr mehr trauen!

Voller Grimm dachte Frau Tiralla an ihren Sklaven. Hatte er ihr nicht geschworen, ihr ergeben zu sein, hatte er's nicht geschworen mit stummen Blicken erst und dann auch mit Worten? Am heiligen Osterfest, nach dem Festmahl, als Herr Tiralla, übersatt von allen üblichen Festgerichten, fest schlief und Rózia mit der Marianna zur Andacht ins Dorf gegangen war, als der Lehrer sie da auf den Knieen angefleht hatte, sie

aber, mit einem Blick nach dem Schlafenden hin, ihm rasch zugeflüstert hatte: ‚Wenn ich würde frei sein!‘ — damals, ja, da hatte er's ihr geschworen mit den heiligsten Eiden, daß sie würde frei sein, daß sie mußte frei werden. Und nun —?! Oh, der Feigling! Der ganze Sommer war hingegangen; nun waren die Schwalben längst fortgezogen, der Sohn aus dem Haus flog aber bald wieder zu Neste und brachte noch einen mit — vier Augen mehr, die aufpaßten!

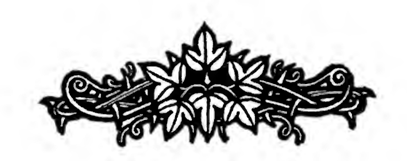
Eine große Angst vor Mikolais Heimkehr quälte Frau Tiralla: der hatte doch Augen, der war doch nicht dumm! Der war sicher nicht so wie Rózia, die nur mit einem Fuß auf der Erde stand, mit offenen Augen träumte und blindlings glaubte, was man ihr sagte. Wenn etwas geschehen sollte, mußte es geschehen, ehe der Sohn beim Vater war.

Frau Tiralla wollte aufstehen aus dem Bett: niemand würde sie jetzt sehen und hören! Rózia hatte sie aus ihrer Kammer ausgebettet; sie konnte jetzt keinen bei sich ertragen. Drüben in einer sonst leerstehenden Kammer schlief das Kind — mochte die Marianna dann wieder zu ihr ziehen, wenn unten die Stube für die jungen Leute gebraucht wurde, — wenn bis dahin nicht Herrn Tirallas Stube frei geworden war!

Die Frau streckte die Füße eilig aus dem Bett. Jetzt wollte sie hinschlüpfen zur Kammer, jetzt, jetzt wollte sie's holen aus der Lade! Die Marianna würde sie es nicht mehr besorgen lassen, sie selber würde es ihm morgen im Kaffee bringen oder im Wein!

Mit einem Ruck hatte sie die Füße auf die Diele gestellt, aber nun konnte sie auf einmal nicht gehen, ihre Kräfte versagten. Sie fühlte sich so schwach, so schwach wie damals, als sie das erste Mal aufstehen sollte nach Rózias Geburt. Sie fing an zu zittern und zu schwitzen, zu seufzen und zu beten, aber kein Engel gab ihr ihre Kraft zurück.

Da sah sie endlich ein: noch wollten es die Heiligen nicht, noch war nicht die richtige Stunde! Sie kroch ins Bett zurück und zog sich die Decke bis über den Kopf. Nun lag sie unter all den Federn und fror doch und fühlte sich unsäglich erbärmlich und elend. Unten zechte ihr Mann mit der Dirne, sie aber war wie gebunden an Händen und Füßen. Todesnot kam sie an. Ihre Zähne knirschten, ihre Hände ballten sich, rühren konnte sie sich nicht, nur denken, denken mit rasender Schnelligkeit. Es war die Wut, der Schmerz, die getäuschte Hoffnung, die sie so krank machten. Es zehrte ihr am Leben. Sterben würde sie, ach ja, sterben, ehe sie noch gelebt, nur ein Jahr so gelebt hatte, wie sie sich zu leben wünschte!





VIII.

Marianna erzählte im ganzen Dorfe herum, wenn sie einkaufen geschickt wurde zum Krämer, daß nun bald ein lustigeres Leben anheben würde auf Starydwór: der junge Herr kam nach Hause und brachte noch einen mit! „Ei, schöne junge Herrchen!“ Sie hob zwei Finger in die Höhe: „Gleich zweie,“ und lachte dabei so vergnügt, so unverbesserlich, so unverschämt, mit tanzenden Augen und breiten, weißen Zähnen, daß jeder, dem sie's erzählte, mitlachte aus vollem Halse.

Nur Jendrek lachte nicht. Das war ihm gar nicht recht, daß nun noch zweie einkehrten; gegen den Alten konnte er ja nichts sagen, der steckte ihm manche Zigarre zu und manchen Schnapsgroschen, aber die Jungen, die paßten ihm nicht. Da suchte er sich lieber einen anderen Platz und auch einen anderen Schatz.

Herr Tiralla hätte es nicht übers Herz gebracht, dem Jendrek zu kündigen, nun war er aber ganz froh, daß der gehen wollte. Denn wenn erst der Mikolai da war, sein lieber Mikolai, hatte er ja Hilfe an dem!

Und auch Marianna machte sich nicht viel daraus, daß Jendrek zog — mochte er! Jetzt kamen zwei junge, zwei schöne Herren! Sie hatte den Sohn vom Haus

zwar noch nicht gesehen, so lange diente sie noch nicht auf Starydwór, aber nach dem, was Rózia ihr erzählt und ihr vorgeschwärmt hatte von dem Brüderchen, mußte der ja etwas ganz Besonderes, etwas ganz Herrliches, etwas noch nie Gesehenes sein! Und der andere, sein Freund? ‚Oh, wen mein Brüderchen liebt, den liebe ich auch‘, hatte Rózia gesprochen. —

„Gott mit dir,“ sprach Marianna ganz gelassen zum Jendrek und reichte ihm Hand und Mund zum Lebewohl. Weit zog er ja auch nicht, er kam zu Herrn Jokisch. „Wenn du einmal Lust haben wirst, mich zu besuchen, so pfeife nur unter dem Fenster; ich komme heraus,“ sprach sie.

Frau Tiralla aber schien es nahe zu gehen, daß der Jendrek den Hof verließ. „Ich sehe es ungern, daß du scheidest,“ sprach sie zu ihm und drückte ihm, während sie ihm die Hand reichte, einen harten Taler in die seine. „Nimm ein gutes Andenken von uns mit!“ Sie sah ihm so ernst und so tief dabei in die Augen, daß es ihm ordentlich ans Herz ging. Ah, die Pani, ordentlich weniger war sie geworden in der letzten Zeit, was fehlte ihr nur?! Bleich war sie, so bleich war sie heute wie dazumal, als sie sich so ängstigte über der Marianna Übelsein. Ei, die war's gar nicht wert, daß die Pani sich so um sie gesorgt hatte! Für die war die Pani viel zu gut, für Herrn Tiralla auch viel zu gut, überhaupt für die ganze verdammte Wirtschaft hier viel zu gut!

Hätte Frau Tiralla des Jendrek Gedanken lesen

können, so hätte sie sich nicht darum geängstigt: was wußte er oder was wußte er nicht, oder was würde er erzählen, wenn er nicht mehr in ihren Diensten stand?! Mit Unruhgefühl sah sie ihn in eines anderen Dienste treten. Sie hatte jetzt immer dieses Gefühl angstvoller Unruhe. Der Doktor schob's auf die Nerven. Herr Tiralla hatte es nicht anders getan: ein Arzt hatte herkommen müssen, und sie selber sogar hatte nach einem verlangt — ach, daß ihr vielleicht der helfen konnte!

Nun nahm sie fortgesetzt beruhigende Tropfen und Stärkendes für die Nerven ein und fand doch keine Ruhe, nicht am Tage, nicht in der Nacht. Ihre Augen waren übergroß vom vielen Wachen, von dem schlaflosen Starren ins Dunkel. Ihre Hände wurden mager, so dünn fast wie Rózias Händchen. Sie hätte nahezu der Tochter Kleider tragen können, so mädchenhaft schlank war sie geworden. Zu schlank! Mit einem bangen Gefühl besah die Frau sich im Spiegel: war das wirklich ihr Gesicht, das Gesicht der ‚schönen Tiralla'? Die Haut, die atlasglatte, fing an zu welken. Wollte ihre Schönheit schwinden? Auch das noch und jetzt schon! Es war ein tiefer Seufzer schmerzlichster Ohnmacht, der die einsame Kammer durchzitterte.

Drunten auf dem Hofe pfiff Herr Tiralla. Er fütterte mit Rózia die Hühner, die pickend und scharrend und gackernd und zankend gierig die gelben Körner aufsuchten, die ihnen gestreut wurden.

Die Frau oben am Fenster starrte mit brennenden Augen hinab. Da standen sie! Stand Herr Ti-

ralla so breit und vergnügt! Er war ganz aufgelebt in den letzten Tagen. Übermorgen, vielleicht morgen schon, kam ja der Mikolai. Alles im Hause freute sich, nur sie, sie allein konnte sich nicht freuen. Wenn der Mikolai erst hier war, war's für immer vorbei!

Das war wie ein fixer Gedanke. In Verzweiflung und Inbrunst, Haß und Hingabe seltsam verworren gemischt, warf sich Frau Tiralla auf die Kniee vor dem Bilde, vor dem sie all die Jahre gebetet hatte, das sie immer so sehr erinnert hatte an das feine und schöne Antlitz ihres besten, ihres einzigen Freundes. „Hilf, hilf!“ Als sie lange gebetet hatte und geweint dabei, so heftig, so stromweise, daß ihr Gesicht, ihre Hände ganz naß waren und selbst ihre Brust, auf die die schmerzlichen Tropfen niedergeronnen waren, stand sie auf. Nun war sie entschlossen: morgen schon kam der Mikolai, drum rasch noch, in elfter Stunde!

Sie ging auf die Rumpelkammer, sie holte das Gift. Heute abend, wenn die Hühner wieder hungrig waren, würde sie ihnen die gelben Körner streuen, Körner, ganz ähnlich denen, die ihr Mann eben ausgestreut hatte. Und wenn die Hühner starben — schade um die Hühner! — dann bekam Herr Tiralla von dem Pulver im Wein oder im Kaffee.



Rózia war mit Marianna in den Przykop gegangen, um Grünes zu holen; sie ließ es sich nicht nehmen, sie wollte dem Brüderchen einen Kranz winden über die Eingangstür, er sollte doch gleich sehen, wie froh sie war, daß er heimkehrte zu ihr. Und freundlich sollte dadurch auch dem Fremden der Eintritt sein in das alte Haus mit dem dunkelgähnenden Flur. Rózia selber fand an ihrem Elternhaus nichts auszusetzen, aber sie fühlte wohl dumpf, daß die Marianna nicht ganz unrecht hatte, die da immer sprach: ‚Hu, ist sich unbehaglich hier!'

Nun sammelten die beiden Mädchen im tiefen Grund von dem grünen, saftigen Moos, das, in zarten, gefiederten Blättchen auf kleinen Stielen dort wachsend, den Boden wie ein Teppich überzog. Das Moos wollte Rózia auf einen Strick winden; so hatte sie schon viele Kränze gemacht für den Altar der lieben Gottesmutter in Starawieś und für die Boža męka, die an der Grenze von Vaters Acker stand. Wenn man in solch einen Kranz Blumen hineinsteckte, so ließ das ganz herrlich schön. Blumen hatte sie jetzt freilich nicht mehr, die paar, die sie sich im Gärtchen hinter der Scheuerwand gezogen, hatten nur ganz kurze Zeit geblüht, das Unkraut, das da so mächtig wilderte, hatte sie bald erstickt. Aber wenn sie von den roten Vogelkirschen, die am Landweg wuchsen, in ihre Moosgirlande band, oder von den Preißelbeerstäudchen, die hier wie Blutstropfen im Moose blinkten, so würde das ordentlich lachen.

Rózia war heute freudig erregt. Das stille Mädchen war wie ausgetauscht, übermütig raufte es Hände voll Moos aus und warf es der sich gerade bückenden Marianna von hinten her über das Mützchen und zwischen Hemdkrause und Hals. Und als Marianna, scheltend und prustend, ihre Halskrause aufband, das Hemd lockerte und sich Erde und Moosfäserchen vom Nacken las, sprang es wie eine Wilde auf die Magd los, umfaßte sie mit beiden Armen und küßte sie vielmals und stürmisch auf den braunen Hals.

„Ei, sieh die Rózyczka! Ist sich wie Liebhaber kleine Rózyczka!“ Marianna umfaßte nun auch das junge Mädchen, raufte sich liebevoll mit ihm und küßte es neckend, daß das zarte Gesichtchen ihm glühte und sein Atem flog.

Ah, war heute ein schöner Tag! Sich endlich loslassend, taumelten beide Mädchen aufs Moos. Da lagen sie und lachten. Uber ihnen stahl sich nur ein bißchen Himmelslicht zwischen die verstrickten Wipfel hinein; sie waren ganz allein. Da faßte sich Rózia ein Herz. „Sage mir, Marianna,“ hob sie an, „möcht ich doch zu gerne wissen, wie es ist, wenn der Mann zur Frau spricht: ‚Ich liebe dich!‘ Küßt er sie dann, wie ich dich geküßt habe? Küßt sie ihn dann, wie du mich geküßt hast? Ich möchte das gerne wissen. Oh, bitte, sage mir!“ Sie faltete die Hände, wie sie tat, wenn sie betete.

Marianna lachte.

Ei, warum lachte die Marianna denn so?! Rózia

wurde ganz ärgerlich. Nein, auslachen sollte die sie nicht! „Lache nicht,“ schrie sie heftig und stampfte mit dem Fuß.

„Wirst du schon erfahren, wie ist, wenn einer zu dir spricht: ‚ich liebe dich!‘“ sagte Marianna und unterdrückte ihr Lachen kaum. War die doch noch dumm!

„Zu mir wird keiner sprechen: ‚Ich liebe dich!‘“ flüsterte Rózia, plötzlich traurig werdend, und senkte den Kopf. „Ich gehe ins Kloster. Oder doch — oder doch!“ Plötzlich aufspringend und die Augen groß aufmachend, breitete sie die Arme aus: „Er wird mich lieben, wie ich ihn liebe!“ Und aus ihrer plötzlichen Traurigkeit wieder in Heiterkeit überspringend, sang sie laut:

„Bitt Gott für uns, so wird's geschehn,
Freu dich, Maria —
Daß wir mit Jesu auferstehn —“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Marianna stimmte mit ein, sie kannte das Lied. Die tiefere Stimme der Magd schmiegte sich der helleren Stimme Rózias an; innig verschmolzen erklang der Gesang:

„Bitt Gott für uns, Maria!“

Er hörte sich schön an. Die Wipfel ließen das Rauschen sein, der Herbstwind hielt den Atem an; ganz still war der Przykop und lauschte.

Hand in Hand, die Schürzen voll Moos gerafft, gingen die beiden Mädchen dann heim. Sie hatten nicht viel mehr gesprochen, Rózia war einsilbig

geworden. Als Marianna hatte anheben wollen, weil sie das Schweigen nicht lange ertragen konnte, eine Schauergeschichte zu erzählen von einer Dirne, die früher auf Starydwór gedient und die hier im Przykop ihr Kind vergraben hatte, da hatte die Kleine plötzlich Augen gemacht, daß die Schwätzerin schwieg wie auf den Mund geschlagen.

Späte Nachmittagssonne glänzte auf den Dächern des alten Hofes, als sie heimkamen. Marianna hatte noch eine ganze Last roter Ebereschen gebracht, nun setzte sich Rózia auf die Haustürschwelle und fing an zu winden. Grünes Moosbäuschchen — rotes Beerensträußchen — wieder grünes Moosbäuschchen — schnell wuchs das Gewinde unter ihren geübten Fingern. Den Kopf auf die Seite legend und den Kranz hochhebend, betrachtete sie froh ihrer Hände Werk. Da kam die Mutter an ihr vorbei. Ihr Kleid streifte die auf der Schwelle Sitzende.

„Guten Abend, Mütterchen!“

Frau Tiralla hörte es nicht, sie sah nicht ihr Kind, sie war wie eine, die nachtwandeln muß. Lockend rief sie die Hühner: „Bschi, bschi, bschi, kommt, bschi, bschi, bschi!“

Die Hühner kamen gerannt, allen voran eine schöne weiße Henne, die stets fleißig legte.

Einen Augenblick zögerte Frau Tiralla — da war ihr Lieblingstier, ihr bestes Huhn, sollte sie das nicht verscheuchen?! Aber dann streute sie doch die Körner aus. Ein Opfer mußte gebracht werden!

Und die schöne weiße Henne, die mit weitoffenem Schnabel auf die anderen gierigen Hennen losfuhr, fraß die Körner fast alle alleine auf. Nur den Haushahn, ihren Gebieter, traute sie sich nicht zu verjagen, der kriegte auch etwas ab, und ein paar Körnchen auch die Küken, die verstohlen hinter der Mutter naschten.

Nun waren die Körner alle aufgezehrt. Mit einem Seufzer erhob sich die Frau, die sich zur Erde gekauert hatte — nun würde man ja sehen! Wieder ging sie ins Haus zurück, ohne Augen für Rózia.

Aber diese faßte sie nun am Kleid: „Mutter, so sieh doch! Für Mikolai, zum Willkomm!" Froh hielt sie ihr den grünen Kranz entgegen.

„Für Mikolai —?!" Mit ganz starren Augen sah die Frau das Gewinde an: für Mikolai! Sie mußte an sich halten, daß sie nicht laut aufschrie. Weh, das taugte nicht bloß dem Lebenden zum Willkomm, solch einen Kranz windet man auch dem Toten! Ein Schauer rüttelte sie, fröstelnd die Hände zusammenreibend, rief sie: „Hu, mich friert!" und rannte an Rózia, die es betrübte, daß die Mutter so wenig ihre schöne Girlande beachtete, vorüber die Treppe hinauf und verschloß sich in ihrer Kammer. Niemanden wollte sie sehen, niemanden hören! Und doch lauschte sie nach unten auf jeglichen Laut, und doch hätte sie gerne gesehen, was die Hühner jetzt machten. Ob die schöne weiße Henne schon umgefallen war, steif und gestreckt?!

Es zog sie ans Fenster, verstohlen spähte sie hinterm Gardinchen hinab. Aber sie sah nichts, nicht Henne,

nicht Hahn. Hatten die noch fortlaufen können? Wo steckten sie jetzt?

Die Schatten des herbstlichen Abends dunkelten immer tiefer, bald lag der Hof ganz schwarz und nichts war mehr erkennbar. Mit schmerzenden Augen trat die Frau vom Fenster zurück, sie fühlte sich müde zum Sterben.

Da hörte sie unten Herrn Tiralla, der kam vom Felde heim und schrie: „Marianna, bring Essen! Marianna, bring Trinken!" Das peitschte sie auf. Ja, er sollte essen, ja, er sollte trinken — aber aus ihrer Hand!

„He, wo steckt ihr denn? Zosia! Rózia! Eine Karte ist da," schrie wieder Herr Tiralla.

Türen klappten. Dann hörte man Rózias Jubeln: „Er kommt, er kommt! Morgen nachmittag kommt Mikolai!"

Also morgen schon —?! Schreckhaft schauerte die Lauscherin zusammen. Also es mußte sein! Und mit zitternden Fingern in ihre Tasche fassend, fühlte sie drinnen ein Schächtelchen und in dem Schächtelchen —!

Die Zähne zusammenbeißend ging sie hinab. Sie wollte auf den Hof. Aber als sie den Flur durchglitt, hörte sie drinnen in der großen Stube Herrn Tiralla und Rózia; die unterhielten sich laut.

„Wo ist die Mutter?" sprach Herr Tiralla, „rufe sie doch, sie soll kommen! Ich bin froh!"

„Sie wird nicht kommen," sprach Rózia zaghaft.

„Ei, und warum denn nicht?"

„Weil sie sich eingeschlossen hat in der Kammer. Ach, Vater, ich glaube, ihr ist gar nicht gut!“

„Gut oder nicht gut,“ schrie Herr Tiralla.

Ah, jetzt schlug er auf den Tisch, jetzt weinte Rózia!

„Daß sie der Teufel hole, wenn sie nicht herunterkommt. Jetzt hab ich's satt. Sie soll herunterkommen, sofort! Psia krew!“

Oho, die Nähe des Sohnes machte ihm wohl Mut, wie hätte er sich sonst je so etwas unterstanden?! So grob, so brutal! Jawohl — ihre Finger fuhren wieder in die Tasche und umklammerten das Schächtelchen — sie würde gleich kommen!

Aber erst ging sie auf den Hof. Sie suchte ihr weißes Huhn — wo lag das? Sie suchte in allen Winkeln — wo hatte es sich sterbend hin verkrochen? Wenn irgendwo etwas Weißes, ein Stückchen Papier, ein Fetzen, ein wenig abgebröckelte Kalkwand schimmerte, so fuhr Frau Tiralla zusammen: lag es da nicht, lag es da nicht?! Oh, Gott, wenn sie's nur jetzt finden möchte! Oh, Gott, wenn sie's nur nicht finden möchte! Es tat ihr so leid.

Mit Tränen suchte sie lange, und als sie ihr weißes Huhn nicht fand, auch den Haushahn nicht und keines von den Küken — nicht in den Winkeln und nicht auf dem Mist — da schlich sie wieder ins Haus zurück. Aber sie traute sich nicht in die Stube. Sie fürchtete sich vor ihres Kindes Blick. Ja, wenn Rózia zu Bett gegangen war, dann wollte sie ihm zu trinken bringen: „Zur Gesundheit, wohl bekomme es dir!“

Aber Rózia saß heute endlos lange beim Vater. Heute hörte die oben Lauschende nicht die trunkenen Späße des Mannes und das wüste Lachen der Magd. Was fingen die beiden, Vater und Tochter, nur an?! Die Frau schlich sich auf Strümpfen nach unten; die Küchentür war angelehnt, am Herde schlief die Marianna, und innen in der Stube war es ganz still, ganz friedlich. Als säße ein Engel bei Herrn Tiralla am Tisch.

Da sah die Frau ein: heut konnte sie nicht ankommen. Und war es denn nicht auch besser, zu warten bis morgen früh? Dann fand sie die Hühner tot beim Morgenrot, und ehe die Sonne noch voll am Himmel stand, hatte Herr Tiralla seinen Kaffee!

Die ganze Nacht wachte Frau Tiralla und betete still. Noch niemand war auf, als sie hinunterschlich. Eben leuchtete erst das Rot auf überm östlichen Scheunendach; noch fahl war das Morgenlicht, ganz bleich, aber man konnte doch schon sehen. Vorsichtig tappte sie über den Hof, vor der Nässe ihr Kleid raffend. Morgenstill war's rundum. Da, horch, war das nicht ein Schrei?! Durchdringend krähend gellte er an ihr Ohr. Sie fuhr jäh zusammen und ließ ihr Kleid fallen ins nasse Gras. Das war ja der Hahn, der Hahn! Vom Hühnerstalle her kam das Krähen! Sie rannte hin. Lebte er denn noch?! Sie riß hastig das Hühnerstalltürchen auf — da kam er herausspaziert aus dem rundlichen Loch, reckte den buntschillernden Hals ganz lang und krähte hell. Der Hahn, er lebte! Aber ihr Huhn, ihr schönes

weißes Huhn?! Das hatte weit mehr gefressen! Lebte das vielleicht gar auch noch?!

Die Augen traten ihr fast aus dem Kopfe. Da, da! Krampfhaft hielt sie den Finger ausgestreckt. Da kam auch das Huhn aus dem Ställchen heraus, schüttelte sich, rüttelte sich, fuhr mit der Pfote durch den gespreizten Flügel — erst durch den einen, dann durch den andern — glättete mit dem Schnabel den weißen Rücken und gackerte dann, stolz und anhaltend: es hatte heute morgen schon sein Ei gelegt.

Und die anderen, die anderen? Frau Tiralla steckte hastig den Kopf in den Hühnerstall. Da saßen sie noch auf der Stange, die anderen alle; keines fehlte von ihnen. Nicht krepiert!

Eine ungeheuere Last fiel der Frau plötzlich von der Seele. Ihr Huhn, ihr schönes weißes Huhn! Es fehlte ihm nichts! Sie fing es ein und drückte es in ihre Arme, liebkosend und es streichelnd, wie sehr es sich auch sträubte.

Aber dann kam nach der Freude der heftigste Schreck, ein Schreck, der sich paarte mit Enttäuschung und Erleichterung zugleich: nun würde Herr Tiralla auch nicht sterben! Das Gift taugte nichts, sie waren damit betrogen worden! Oder — mit beiden Händen faßte sie sich an den Kopf, und dann war's ihr, als müßte sie auf die Kniee stürzen — die Heiligen hatten es nicht gewollt! Ja, die hatten es verhindert! Es war wohl Gift, ja, es war doch Gift da in ihrer Tasche! Sie fühlte, wie es sie brannte, durch die Röcke durch bis

aufs Fleisch. „Jesus, Maria, Josef!“ Mit einem Aufseufzen riß sie sich's aus der Tasche. Die Heiligen waren nicht mit ihr, so war's also doch nicht das Rechte, fort damit! Sie wollte es von sich schleudern, in den Pfuhl, oder dort auf den Mist; aber sie ließ den schon erhobenen Arm wieder sinken: nicht dahin! Unschuldige konnten es finden, Tiere es fressen. Aber wohin damit?! Ihr grauste plötzlich davor. Oh, nicht mehr in ihre Lade! Sie wollte es nicht mehr. Sie brauchte es ja auch nicht mehr — waren die Heiligen mit ihr, so brauchte *sie* ihm das Gift nicht zu geben!

Wie eine Erlöste ging sie ins Haus. Da fand sie jetzt Leben. Heute war Herr Tiralla auch früh aufgestanden, er war schon dabei, mit Rózia die Girlande über der Tür zu befestigen. Er stand auf einem Schemel, sie reichte ihm Nägel hinauf. Bei jedem Hammerschlag, der dumpf dröhnte, lachte er, und das Mädchen klatschte in die Hände: „So sitzt sie fest! So ist sie schön!“

Frau Tiralla winkte im Vorübergehen Herrn Tiralla: „Komm doch einmal!“

Sie winkte ihm —?! Er war sehr verwundert, aber er ging ihr gleich nach in seine Stube hinein.

Sie stand, als er eintrat, mitten im Zimmer beim Tisch und hielt ihm ein Schächtelchen entgegen. Da hatte er's, sie mochte es nicht länger aufheben mehr! Keinen Tag, keine Stunde, keine Minute mehr! Sie drängte ihm das Schächtelchen förmlich auf.

Ei, was war denn? Er nahm die Schachtel aus ihrer Hand und drehte sie, neugierig betrachtend, hin und her. Nun, was sollte er denn damit?! Er wollte die Schachtel aufmachen, sie hielt ihm die Hand fest: nein, nicht aufmachen, nein, nicht sehen! Es wäre ihr sonst vielleicht wieder leid geworden. „Tu's fort, tu's fort!“ sagte sie hastig und drehte den Kopf weg. „Es ist das Gift! Heilige Mutter, das Gift!“

„Was für ein Gift?“ Er war sehr verwundert: woher kam denn auf einmal Gift?!

„Aus Gnesen — vom Apotheker — du weißt doch — das Rattengift!“ schrie sie ihn heftig an.

„Ja, ich weiß schon!“ Nun erinnerte er sich. „Aber —“ er stutzte: heute kam sie damit?! Und — psia krew — wie war sie doch merkwürdig! Mit offenem Munde starrte er sie an.

Sein blöder Blick reizte sie. Was glotzte er sie so an? Ja ja, er konnte sie wohl noch ansehen, viel hätte nicht gefehlt, und er hätte sie nie mehr angesehen! Und sie hätte ihn auch nicht mehr anzusehen brauchen! „O weh!“ Mit beiden Händen faßte sie sich nach dem Kopf und stöhnte laut: nun hatte sie sich's aus der Hand gegeben, nun war sie ganz ohne Kraft, ohne Hilfe, ohne Hoffnung! „Gib's wieder her!“ schrie sie auf und wollte es ihm wieder aus der Hand reißen.

Aber nun hielt er's fest; er legte die große Faust, die das Schächtelchen in ihrer Höhlung vollständig barg, auf den Rücken. „Was soll denn damit?“ fragte er plötzlich argwöhnisch. „Ich denke, die Ratten haben

alles aufgefressen, und nun hast du doch noch davon?!"

„Nein — ja ja, sie haben auch — nein, nein! Nicht alles gab ich!" Sie sprach unsicher und stockend. Sein Argwohn, den sie zu fühlen glaubte, ängstigte sie. „Ach, ich weiß nicht — laß mich," sagte sie plötzlich ganz schwach und brach, geängstigt und völlig verwirrt, in ein trostloses Schluchzen aus.

„Psia krew!" Nun zog Herr Tiralla die Brauen hoch. Unruhig wanderte sein Blick von der Frau zum Schächtelchen in seiner Hand, und dann wieder von dem Gift hin zu der Frau. Er schob die Schachtel auf: ei, da waren ja noch fünf ganze Pulver darin, sechs hatte er überhaupt nur gebracht! Ja ja, sechs waren es gewesen — und jetzt?! „Es sind ja noch fünf Pulver darin," murmelte er.

Er dachte nur laut; sie aber nahm es bereits als eine Anklage. Ihre Blässe wandelte sich in glühendes Rot, sie erzitterte und schwankte so sehr, daß sie sich mit der Hand auf den Tischrand stützen mußte. So stand sie wie vor den Schranken. Die Not des Augenblicks gab ihr die Fassung wieder; plötzlich war sie nicht mehr um eine Lüge verlegen.

„Es waren zwölf Pulver darin," log sie dreist. „Die Hälfte — mehr als die Hälfte — habe ich verbraucht!"

„So?!" Er wiegte zweifelnd den Kopf. „So, zwölf Pulver — so?!"

Wie er das sagte! In einem hastigen Aufblicken

suchte sie seine Miene zu ergründen: was dachte er? Aber sein Gesicht war dick und rot wie immer, vielleicht noch etwas röter; das sagte ihr nichts.

Sie wandte sich zum Gehen, ein verzweifelter Trotz kam über sie: mochte er sich denn denken, was er wollte! Ihr war alles gleich. Sie sah nur noch, wie er zu dem alten Zylinderbureau ging, das dicht bei seinem Bett an der Gardine stand — er bewahrte sein Geld und seine Papiere darin — dann warf sie die Tür hinter sich zu.

Herr Tiralla blieb allein in der Stube. Er stand bei seinem Zylinderbureau; die Schachtel hatte er fallen lassen, auf der herausgezogenen staubigen Platte lag sie. Er sah auf sie nieder. Einen eigentümlich bänglichen Ausdruck, den sein Gesicht sonst nie trug, zeigte es jetzt. Er fuhr sich über die Stirn, die war feucht: hatte er Angst geschwitzt? Ach was, Unsinn, dummes Zeug, so etwas zu denken, — sein Zoschchen, sein liebes Zoschchen! Krank war sie nur jetzt, die Arme! Wer kann Weiber verstehen, die Nerven haben! Das ist sehr schlimm — Nerven — sehr schlimm! Man weiß nie, wessen man sich da zu versehen hat!

„Nerven — hm — Nerven,“ murmelte er und stierte vor sich hin. Dann nahm er wieder die Schachtel in die Hand; aber er öffnete sie nicht, ihn grauste vor den giftigen Pulvern, jetzt noch mehr wie damals, als er sie gebracht hatte. Er drehte die Schachtel hin, drehte sie her und schüttelte sie dann. Wäre es nicht am besten, man würfe die abscheulichen Dinger ins Feuer? Mochten sie brennen!

Aber er trug die Schachtel doch nicht hinaus in den Herd, wo jetzt Marianna ein flackerndes Reisigfeuer fürs Kaffeekochen unterhielt. Später — morgen — wenn Mikolai erst da war — dann — dann würde er sie verbrennen! Sie lagen ja auch so ganz gut versteckt hier in dem kleinen Schub, der seine wertvollsten Papiere enthielt: seine Posener Pfandbriefe, ein paar Hypothekenscheine, sein Abgangszeugnis von der Ackerbauschule, den Totenzettel seiner ersten Frau und den Trauschein mit der zweiten. Unter all diese schob er die Schachtel mit den Pulvern, und dann schloß er wieder zu, prüfte sorgfältig, ob das Schloß auch sicher sei, und steckte den Schlüssel zu den anderen, die er immer am Bunde in der Hosentasche trug.

So, das war besorgt, nun konnte weiter vorangemacht werden mit der Girlande! Noch hing sie nicht. Den Hof würde er jetzt auch gründlich fegen heißen, alle Ställe recht sauber aufräumen, die Remise und die Tenne und die Geschirrkammer auch; blank mußte es sein, hübsch und blank, wenn der Sohn vom Hause heimkam!

Aber freuen konnte er sich jetzt gar nicht mehr. Warum nur nicht?! Herr Tiralla seufzte, und dann sah er sich scheu in der Stube um. Die schwarzen Augen seiner Zosia, die so schön waren, daß sie einem das Herz aus dem Leibe stahlen, die konnten schrecklich sein — hu, sehr schrecklich! Aus jeder Ecke sahen sie ihn an, diese schwarzen Augen; ihre Blicke bohrten sich ihm förmlich in den Leib. Wie sagte doch die Marianna?

„Auf den Hund den bösen Blick!“ und bekreuzte sich. Er bekreuzte sich nun auch. Aber er fühlte es: das nützte hier nichts! Diese Unruhe, die ihn hin- und hertreten ließ in der Stube, diese seltsame Angst, die ihn ankam, ihn so unfaßbar von allen Seiten umschlich, die bannte das nicht. Diese Blicke, diese Blicke, was verrieten die?! Gott sei's gedankt, daß Rózia nicht dieselben Augen hatte, diese schwarzen Giftbeeren-Augen! Wie die Tollkirschen waren sie, die einen berauschen und im Rausche totmachen.

Finster, die Stirn in viele Falten gezogen, stand Herr Tiralla und brütete. Er dachte sonst nicht viel nach, heute aber hielt ihn ein Grübeln gepackt.

Er konnte seine frohe Laune nicht wiederfinden, selbst dann nicht, als er mit Rózia die Girlande fertig anschlug. Als die Tochter ins Dorf gegangen war — Rózia besuchte jetzt nicht mehr die Schule, nur noch die Nähstunde — fühlte sich der Vater ganz verlassen. Von Frau Tiralla war nichts zu sehen, wo sie steckte, wußte niemand; da setzte er sich zu der Magd in die Küche. Allein litt es ihn nicht. Und er hieß die Marianna ihm zu trinken bringen.

Sie hatte den Schlüssel zum Weinkeller nicht, den hatte die Pani, und kein Wein war mehr draußen; da stemmte sich Herr Tiralla gegen die Tür des Lattenverschlages. Diese wich seiner Kraft — auf war sie, auf sollte sie nun immer bleiben!

Im Triumph schleppte Marianna Flasche auf Flasche nach oben.

Es war noch nicht zehn Uhr, da hatte Herr Tiralla bereits eine Flasche geleert; gezehrten Ungar am Morgen früh, aber auch der machte ihn nicht froh. Um elf Uhr war die zweite Flasche geleert; aber doch war die Laune nicht besser, der Kopf nur noch schwerer. Schnaps mußte es sein, wenn man fidel werden wollte, reiner Kornschnaps, der ins Glas lief klar wie Wasser. —

Als sie am Mittag bei Tische saßen, aß Herr Tiralla nicht, der Appetit war ihm vergangen; er ließ sich nur Bier bringen. Auch Rózia aß nichts, sie war satt vor Freude. Alle Minute sprang sie vom Stuhl auf und rannte, um nach der Uhr zu sehen: war's denn noch nicht Zeit, das Brüderchen abzuholen?!

Frau Tiralla war auch zu Tische gekommen, aber flüchtig nur war ihr Erscheinen; sie hatte ein hohes Rot unter den Augen, wie jemand, der sehr geweint oder sich sehr abgehetzt hat. Sie sagte, daß sie noch sehr vieles zu tun und gar keine Zeit zum Essen habe, rannte gleich wieder hinaus in die Küche und fing an, mit Mehl und Schmalz zu hantieren und Eier zu schlagen und Zucker zu reiben und Gewürz zu stoßen und Rosinen zu verlesen. Mit frischen Kuchen, die noch warm waren, mit den Kuchen, die er am liebsten aß, wollte sie den Sohn vom Hause empfangen. Das rührte wiederum Herrn Tiralla.

Als er mit Rózia auf die Britschka stieg — leicht wie ein Vogel schwang sie sich hinauf, er hatte Mühe, den Sitz zu gewinnen — war sein Gesicht wieder ein besser gelauntes. Er ließ nicht mehr die Lippe so tief

hängen, daß sie wulstig und blaurot fast das Kinn berührte.

Rózia hatte sich neben den Vater auf den Vordersitz gezwängt; immer wieder nahm sie seinen Arm und drückte den, oder sie zupfte ihn am Ohrläppchen, oder sie streichelte ihm die fleischige Stoppelwange, — er konnte gar nicht kutschieren. Aber auch wenn sie in ihrer Glückseligkeit nicht all diese Dummheiten getrieben hätte, wäre es mit seinem Kutschieren nicht weit her gewesen; nun merkte er den Wein und das Bier und das andere alles, was er auf den leeren Magen getrunken hatte. Er hätte gerne geschlafen; der Kopf sank ihm nach links und nach rechts, sein Blick war unsicher. Er, der sonst auf dem Strich fuhr, konnte die gerade Linie nicht mehr halten.

Rózia plauderte in einem fort; auch wenn der Vater ihr keine Antwort gab, plauderte sie. Sie redete in den Wind hinein, als ob der's verstünde und nur darum so lustig fächelte, weil er sich freute wie sie.

Über die große Ebene der Felder, deren Stoppeläcker schon wieder zu neuer Saat hergerichtet waren, wehten die weißen Fäden des Altweibersommers und hingen sich dem jungen Mädchen um das Gesicht. Rózia hatte ihr hübschestes Kleid angezogen, ein hellblaues, noch ein Sommerkleid; es stand ihr gut, und sie, die sonst so leicht fröstelte, fror heute nicht. Warm flutete ihr das dünne Blut durch die Adern und malte Rosen auf ihre sonst stets blassen Wangen. Wie freute sie sich!

„Mikolai, Mikolai," sang sie in den Wind hinaus.

Wie mochte er aussehen?! Nun, schön und fein natürlich, viel schöner und feiner, als sie ihn in der Erinnerung trug! Die Augen leuchteten ihr, ihre Lippen brannten: ja, einen herzhaften Kuß würde sie ihm geben, viele, viele herzhafte Küsse. Es war doch schön, jemandem einen Kuß zu geben, den man sehr liebte!

Marianna hatte sich gestern abend mit schwarzer Seife den Kopf gewaschen und dann das Haar tüchtig eingestriegelt mit Fett, auf daß es recht glänze und glatt sei, dem Mikolai zum Empfange. Da hatte Rózia nicht zurückbleiben wollen und ihren Kopf auch in die Waschschüssel gesteckt; aber zu der Fettpomade hatte sie sich nicht entschließen können, und so bauschte sich nun ihr sprödes Haar — das Haar der Blutarmen, trocken, ohne Fettgehalt — doppelt spröde, wie eine rötlich-krause Mähne; kaum konnte das blaue Band den Zopf zusammenhalten, hundert Flimmerchen sprühten aus der trockenen Masse, sowie die Sonne einen Strahl darauf fallen ließ.

Als sie durch Starawieś fuhren, sahen sie Herrn Behnka. Sie hielten gerade einen Augenblick beim Kruge an — Herrn Tiralla fröstelte, er wollte einen Schnaps trinken — da trat der Lehrer aus der Propstei. Sie riefen ihn an, das heißt, Herr Tiralla schrie mit lauter Stimme: „Lehrerchen, he, Lehrerchen! Psia krew, wo haben Sie denn Ihre Ohren?!“

Böhnke schreckte zusammen; einen Augenblick stand er zaudernd: da war die Ecke, sollte er nicht rasch ausbiegen, tun, als habe er den Anruf nicht gehört?! Aber dann kam er doch über die Straße.

Da saß Herr Tiralla auf dem Gefährt, Herr Tiralla, wie immer dick und rot, und nichts auf seinem Antlitz, keine fahle Farbe, kein Leidenszug um den Mund verrieten, daß er Pilze gegessen hatte, giftige Pilze! Oder hatte sie ihm keine gegeben? Hätte sie doch nicht, ach, hätte sie doch lieber nicht!

Langsam, wie gehemmt, kam Böhnke über die breite Dorfstraße herüber; er hatte eine Scheu vor Herrn Tirallas Angesicht. Dieser Mann dort hatte ihn gastlich aufgenommen, hatte sich über sein Kommen gefreut, ihm Essen und Trinken vorgesetzt, und er hatte ihn — er hatte —! Aber nein, der war doch ein roher Patron, ein Eber, ein Stier, ein ganz gemeiner Kerl, um den es nicht schade war! Ob sie ihm denn die Pilze nicht vorgesetzt hatte? Sie wollte doch!

Lange hatte Böhnke nichts von Frau Tiralla gehört, denn Rózia kam nicht mehr in die Schule; er hätte nach Starydwór gehen können, wie sonst so oft, aber er hatte sich nicht mehr getraut. Sie würde ihm ja auch schon ein Zeichen geben. Sie hatte ihm aber keines gegeben und, so brennend er auch nach ihr verlangt hatte, es war ihm doch lieb so gewesen: er mochte Herrn Tiralla nicht mehr lebend wiedersehen.

Nun aber saß Herr Tiralla vor ihm auf dem Wagen, ganz wohlgemut, kippte eben sein Schnapsgläschen und lachte ihn an. Hatte der eine Natur, eine Riesennatur — oder war's etwa nicht geschehen?! Unsicher und verlegen stand der Lehrer vorm Wagen; er sah vor sich nieder, sah nicht zum Sitz hinauf.

Herr Tiralla machte ihm Vorwürfe: „Lehrerchen, ei, warum kommen Sie denn nicht? Es ist unrecht von Ihnen — habe viel allein gesessen, allein getrunken!“ Er lachte laut auf. Dann aber sprach er weich: „Wenn meine Rózia nicht gewesen wäre! Bei Ihnen — na, Lehrerchen,“ — sich vom Bock herunterbeugend, stieß er den anderen an und lispelte ihm grinsend zu: „Bei Ihnen steckt wohl auch ein Frauenzimmer dahinter, was?“

Der Lehrer fuhr zurück: das war ihm unsäglich widerlich. Wie lauter Schnaps- und Alkoholdunst schlug ihm Herrn Tirallas Atem ins Gesicht. „Ich werde schon kommen,“ sagte er kalt und wollte gehen.

Aber Herr Tiralla ließ so rasch nicht locker: „Wir fahren nach Gradewitz, wollen Sie mitfahren? Wir holen meinen Sohn von der Station ab; er kommt nun nach Hause. Bringt sich noch einen mit — netten jungen Kerl. Steigen Sie auf, Lehrerchen! Immer mit aufgestiegen! Nun wird's fidel!“

Aber der Lehrer dankte. Er hätte zu tun, er müßte zu Hause bleiben, er könnte nicht abkommen — nein, auf keinen Fall!

Doch als er die Britschka davonrollen sah, so rasch es auf der tiefausgefahrenen, unchaussierten Dorfstraße möglich war, ging er nicht nach Hause. Er wandte sich in die Felder, in die Richtung von Starydwór. Sie war jetzt allein! Bis die wiederkamen, dauerte es noch lange; nun konnte er sie ungestört fragen, mit ihr be-

sprechen, hören, warum Herr Tiralla keine Pilze zu essen bekommen hatte. Er lief, was er konnte.

Seine Rockschöße wehten im Winde wie Rabenflügel. Eine jähe Eifersucht hatte ihn plötzlich gepackt. Herr Tiralla hatte es ja gesagt: netter junger Kerl! Und der Mikolai war auch ein junger Kerl — zwei junge Leute — und alle Tage mit ihr zusammen, Tag und Nacht unterm selben Dach! Stiefmutter hin, Stiefmutter her — sie war ja auch noch in den Jahren — ach, und so schön, die Frau Tiralla!

Seine Augen irrten unstet; er sah nichts als ödes Feld, über das schwarze Vögel hinflogen, und doch sah er s i e schon. Wie sie lächelte! Immer schön: ob freundlich, ob traurig! Immer verlockend: ob gut, ob böse! Nun tobte in ihm wieder dasselbe Fieber, das sein Blut immer gepeitscht hatte auf diesem Weg. Er rannte, daß er keuchte; jede Minute, die er länger bei ihr weilen konnte, ehe die anderen kamen, dünkte ihm höchster Gewinn. Er hatte fast keinen Odem mehr, als er den Hof erreichte; ohne anzuklopfen stürmte er in die Stube — da stand sie, nach der ihn verlangte.

Kaum war Herr Tiralla mit Rózia vom Hofe gewesen, da hatte Frau Tiralla das Kuchenbacken der Magd allein überlassen, sie hatte ja den Schein jetzt nicht mehr nötig. Was war ihr der Stiefsohn, der heute nach Hause kam?! Sie war ihm nie gut, und sie war ihm nie böse gewesen, und doch fühlte sie, daß er ihr heute nicht so gleichgültig mehr war: sie mußte ihm gefallen, sie wollte ihm gefallen. Sie mußte ihm

so gut gefallen, daß er mehr nach ihr sah wie nach dem Vater, daß er mehr auf sie hörte wie auf den Vater. Sie mußte sein Ohr und sein Auge und durch beide sein Herz haben! Darum ging sie hinauf in die Kammer, kämmte ihr schönes und reiches Haar, daß es seidiger glänzte, und zog sich geschmackvoll an; nicht zu festlich und doch nicht wie alle Tage. Wenn er Augen hatte, mußte er's sehen, daß sie sich für ihn sonntäglich angetan hatte. Sie rieb sich die Wangen: war sie nun noch so blaß? Sie mühte sich, freundlich zu blicken: war sie schön so, schön heute wieder wie ehedem?! Aufmerksam musterte sie sich vorm Spiegel oben in der Kammer und dann nachher unten in der großen Stube; ganz vertieft war sie in sich.

So fand Böhnke sie.

Sie war bei seinem hastigen Aufreißen der Tür erschrocken, nun sprühte sie ihn an: ah, der Behnka, was wollte der? Was kam er denn heute, sie zu stören?! „So, lassen Sie sich auch einmal wieder sehen?" sprach sie. „Warum kommen Sie denn heute? Was wollen Sie denn?"

„Herr Tiralla — saß auf dem Wagen — ich bin ihm begegnet," sagte er mühsam. Den Kopf gesenkt, stand er vor ihr wie ein armer Sünder.

Der Zorn übermannte sie, als sie ihn so dastehen sah. Solch ein erbärmlicher Feigling, ein Lügner dazu! „Warum haben Sie mich betrogen?" herrschte sie ihn an.

„Ich — ich habe Sie nicht betrogen!" Er verstand

sofort, auf was sie zielte. Also darum war sie so zornig gegen ihn?! Zwei Finger hob er in die Höhe wie zum Schwur und sprach eifrig: „Bei Gott, ich habe Sie nicht betrogen! Bei Gott! Wenn Sie die richtigen Pilze hatten, dann“ — er zuckte die Achseln — „dann begreife ich nicht. Ich bin unschuldig daran!“

„Es waren die richtigen,“ sagte sie kurz. „Er aß sie!“

„Aß sie — aß sie?!“

„Aß sie — alle!“

Fassungslos starrte er sie an: „Und — er ist — gesund?!“

„Ist gesund!“

Der Lehrer faßte sich an den Kopf; ihm war's fast unglaublich: man sollte die Pilze essen, den Satanspilz, den Fliegenschwamm, und bei Gesundheit und Leben bleiben?! Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Oder es war etwas versehen! Aber er hatte nichts versehen, bei Gott nicht, bei Gott nicht! Beteuernd faßte er ihre beiden Hände.

Wie ein Strom von Sehnsucht und Liebe, von verzweifelter, ohnmächtiger, jeden eigenen Willen aufgebender, alles vergessender Leidenschaft flutete es von ihm zu ihr.

Aber sie blieb kühl. „Mein Stiefsohn kommt heute,“ sprach sie.

Da brach er in Tränen aus und fiel vor ihr nieder und preßte sich ihre Hände, die sie ihm lassen mußte, gegens Gesicht und küßte diese wie ein Toller. So

lange hatte er ihre Nähe nicht genossen! Nun übermannte sie ihn förmlich, er konnte gegen nichts mehr ankämpfen, gegen gar nichts mehr. Schluchzend stammelte er Worte unsinniger, eifersüchtiger Leidenschaft.

„Lassen Sie los,“ sagte sie ungeduldig und suchte heftiger ihre Hände zu befreien. „Lassen Sie doch los! Wie können Sie diese Hände küssen, Hände —“ sie lachte seltsam auf — „Hände, die heute früh Herrn Tiralla Rattengift reichen wollten. Wären die Hühner an den Körnern gestorben, bei Gott, er läge jetzt tot am gleichen Gift!“

Er hörte gar nicht auf das, was sie sagte. Mochte sie sich anklagen, mochten andere sie anklagen, sie war doch seine Sonne, sein Himmel, sein höchstes Ziel. Und er würde sie nie, nie, nie im Stiche lassen; wenn sie es verlangte, schwor er ihr das auf den Leib des Erlösers! Oh, hätte sie ihn doch nur auch diesmal zu Rate gezogen! Die Hühner waren nicht eingegangen am vergifteten Weizen, den sie ihnen gestreut hatte, weil ihnen, — das hatte er einmal irgendwo gelesen — Strychnin, das furchtbare Gift, das die Ratten gleich tötet, nichts schadet.

„Und Menschen?!“ unterbrach sie ihn heftig. Bei beiden Schultern hielt sie den vor ihr Knieenden gepackt und starrte ihm in das Gesicht, das er voller Inbrunst zu ihr aufhob. „Menschen — und Menschen?!“

„Menschen sterben davon!“

Da ließ sie seine Schultern fahren, schlug mit einem Aufschrei die Hände vors Gesicht und rannte durchs

Zimmer wie eine Rasende. Immer hin und her, wie ein gefangenes, ohnmächtiges Tier, das an den Wänden hinanmöchte.

Der Lehrer blickte erstaunt: warum war sie denn so außer sich? Sie hatte es doch gewußt, daß Rattengift auch Menschen tötet?!

Sie gab ihm keine Antwort. Aber als er sie umfing, ließ sie schwach ihren Kopf an seine Schulter sinken. Doch nur für wenige Augenblicke; als er sie küssen wollte, stieß sie ihn zurück. „Gehen Sie, gehen Sie — kommen Sie bald wieder — aber jetzt gehen Sie! Wie sehe ich aus?" Mit beiden Händen glättete sie sich das Haar. „So darf ich nicht aussehen — die anderen können gleich hier sein — gehen Sie, gehen Sie!" Mit Gewalt fast schob sie ihn vor sich her zur Tür.

Ihm wäre es gleich gewesen, er wäre hier geblieben, wenn die anderen auch kamen — was gingen ihn andere an und was sie sich dachten?! Was schadete es, daß er bei Herrn Tiralla ‚Arbeit' und ‚Zu Hause bleiben müssen' vorgeschützt?!

Aber sie bat ihn in rührendem Ton: „Geh, mir zuliebe! Wenn du mich liebst, so geh!"

Da schlich er aus der Stube. Aber unter der Haustür, die Rózias Girlande grün-freundlich umrahmte, stand er noch einmal still. Da war niemand, der sie stören würde, kein Mensch ließ sich sehen. Flehend zögerte er: er konnte nicht fort, wenigstens einen Kuß mußte er haben!

Da gab sie ihm den.

Es war hohe Zeit, daß der Lehrer gegangen war. Kaum, daß Frau Tiralla sich die Wangen mit Wasser gekühlt und das Haar frisch geglättet hatte, fuhren mit Hallo und Peitschenknall und Rädergerassel die Heimkehrenden in den Hof ein.

Hochaufgerichtet stand Mikolai vorn — oder war es nicht Mikolai, der so flott daherfuhr, jetzt in vollem Trabe mit einem Ruck die Pferde knapp an der Schwelle anhielt und absprang? Nein, es war nicht Mikolai! Der Sohn saß hinten beim Vater, das Schwesterchen zwischen den Knieen. Aber jetzt sprang auch er herab, trat vor die Stiefmutter, die in der umrahmten Türe stand, und gab ihr, sich erst auf ihre linke, dann auf ihre rechte Schulter neigend, die Hand.

Sie küßte ihn, erst auf die linke Wange, dann auf die rechte, und lächelte ihn an. Er lächelte wieder, und sie fühlte: dieser Empfang hatte ihm wohlgetan.

„Da wären wir," schrie Herr Tiralla. „Mikolai, mein Sohn, hilf mir von der verdammten Britschka herab!" Sie halfen ihm alle.

„Ach, Mütterchen, wie schrecklich," lispelte Rózia heimlich der Mutter zu und drängte sich an diese, „ich glaube, Väterchen hat zu viel getrunken. Überall hielt er an!"

„Das macht nichts," sprach Frau Tiralla und schob die Tochter von sich und lächelte und hieß den Freund ihres Sohnes, den Martin Becker, der so schneidig vorgefahren war, freundlich willkommen.

Herr Tiralla hatte in der Tat zuviel des Guten getan. Ihm war ganz unwohl. Als sie alle um den mit einer buntbestickten Decke heute festlich gedeckten Kaffeetisch saßen, sah er mit trüben Augen im Kreise umher: „Ja ja, da wären wir ja noch einmal wieder beisammen!“ Dann nickte er dem Sohne zu und stand auf. „Ich werde mich ein wenig nebenan aufs Bette legen. Schicke die Marianna, daß sie mir helfe. Psia krew!“ Er gähnte und taumelte unsicher zur Tür.

Der Sohn sprang auf und wollte ihm helfen, er wies ihn aber zurück: „Nein, ist nicht nötig, geh nur,“ und flüsterte noch heimlich hinten nach, wie Angst lag's dabei in seinem Ton: „geh, verhalte dich mit ihr, man muß sich mit ihr verhalten!“

„Der Vater hat ein wenig über den Durst getrunken,“ sprach lachend der Sohn, sich wieder zum Kaffee hinsetzend. Ei, der schmeckte mal gut, bei den Soldaten war er nicht so stark und auch nicht so rein gewesen! Und wie herrlich die Kuchen geraten waren! Vergnügt nickte er nach seiner Stiefmutter hin, die den beiden jungen Männern gegenüber am Tische saß. Er fühlte etwas wie Dank in sich aufsteigen: das war doch nett von ihr, daß sie die Kuchen, die er am liebsten aß, gebacken hatte, und daß sie seinen Freund, den Martin, aufgenommen hatte. Den sah sie immer an. He, wollte sie denn nicht auch auf ihn ein Auge werfen?! Er räusperte sich und suchte durch einen Blick, mit dem er sie musternd überstrich vom Kopfe bis zu den Füßen, so wie er die Mädel gemustert hatte, die Sonntags

Arm in Arm an den Soldaten vorbeigeschlendert waren, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bei Gott, sie war ein hübsches Frauenzimmer, wenn sie auch seine Stiefmutter war!

Aber sie hatte seiner nicht acht. Als der Stiefsohn sie nun anredete, nach irgend etwas ganz Gleichgültigem fragend, erschrak sie förmlich, wurde rot und lächelte zerstreut. Wo hatte sie denn ihre Gedanken? Mochte sein, daß es sie so benahm, daß der Vater betrunken war. Freilich, angenehm mochte das für eine Ehefrau nicht sein! Mikolai nahm es ihr, wenn er es recht bedachte, nicht übel, daß sie weder Auge noch Ohr zu haben schien. Aber, wenn sie sich nicht unterhalten wollte, sondern wie ganz weit weg aus den Augen schaute und in einem fort in ihrer Tasse rührte, ohne zu trinken, dann wollte er sich mit dem Schwesterchen unterhalten. Mochte Różyczka nun mitkommen und ihm draußen in den Ställen das Vieh zeigen! Hatte das Mutterschwein, das er selber noch bei Jokisch erhandelt hatte, wieder brav geferkelt, und wieviel Kühe standen jetzt?!

Rózia war selig, den Bruder für sich zu haben. Ah, sie wollte ihm wohl alles zeigen, sie hatte ihm ja so vieles zu erzählen! Da war auch ein Fohlen auf der Koppel, so niedlich, das war ein Kind von der braunen Stute, eines, das braun war wie sie selber, aber einen weißen Stern auf der Stirne hatte, wie der Hengst von Herrn Jokisch.

Die Hand zärtlich in die des Bruders schmiegend, zog sie ihn aus der Tür.

Martin Becker und Frau Tiralla blieben in der Stube zurück. Martin wäre auch gern mit hinausgegangen und hätte sich das Vieh angesehen, das interessierte ihn sehr; rein aus Verlegenheit war er sitzen geblieben. Das junge Mädchen hatte ihn nicht aufgefordert, und die Augen der Frau bannten ihn an die Stelle. Sonst war er nicht schüchtern, überall sonst hätte er gesagt: ‚Ich will auch mit in die Ställe gehen‘ — hier war er nicht unbefangen. Warum schaute ihn die Stiefmutter vom Mikolai so durchdringend an? War's ihr nicht recht, daß er mitgekommen war? Er traute sich gar nicht, aufzusehen, immer fühlte er ihre Blicke auf sich ruhen. Es wurde ihm kalt, und dann wurde ihm heiß. Was dieses Weib für schwarze Augen hatte! Dumm, daß der Alte gerade beduselt war! Er sehnte sich förmlich nach Herrn Tiralla, der war doch ganz anders, der hatte ihn so laut und lachend willkommen geheißen und ihn gleich, so wie seinen Sohn, schallend rechts und links abgeküßt.

Unruhig scharrte der junge Mann mit den Füßen. Wenn es der Frau nicht recht war, daß er mitgekommen war, konnte er ja wieder sein Bündel schnüren — lieber heut als morgen! Er fühlte ein Unbehagen. Wenn sie doch wenigstens gesprochen hätte! Aber sie sagte nichts weiter, als: „Trinken Sie doch aus!“ Und er trank aus und ließ sich einschenken und trank wieder aus und ließ sich wieder einschenken. Er kämpfte mit sich: sollte er jetzt nicht aufstehen, ihr einen Diener machen und dem Mikolai, den das freundliche Mädchen führte, nachgehen?!

Innen im Zimmer fing es an zu dunkeln. Durch dies Dämmerlicht, das der früh niedersinkende Abend in der großen, niedrigen, nur durch zwei kleine Fenster erhellten Stube breitete, sah er, als er jetzt den Entschluß gefaßt hatte, aufzustehen, das weiße Gesicht sich gegenüber lächeln. Er wurde ganz verwirrt: galt ihm das? Bei Gott, ja, ihm galt das, sie lächelte ihn an! Sehr freundlich — das heißt ihr Mund lächelte, ihre Augen behielten das starre, seltsame Blicken. Wgr die Frau denn traurig? Es schien so. Freilich, Herr Tiralla war kein junger Ehemann mehr und auch kein schöner. Aber hatte die Frau denn nicht auch schon ein Töchterchen, so hochgeschossen und so nahezu erwachsen, daß sie bald Großmutter werden konnte?!

Dem jungen Mann hatte Rózia wohl gefallen. Als das junge Mädchen an der Station des Mikolai Kuß erwidert hatte, schüchtern-zurückhaltend und doch voller Lust, so recht warm von innen heraus, da hatte er den Freund fast beneidet. Es mußte fein sein, die zur Schwester zu haben und — ein so blutjunges Mädel das Küssen zu lehren! Wo sie jetzt wohl sein mochten? Im Stall? Oder auf der Koppel, wo die Stute mit dem Fohlen, von dem Rózia erzählt hatte, weidete? Das war nett gewesen, wie die Kleine von der Stute und ihrem Kinde geredet hatte; lieb hatte sich's angehört! Becker seufzte unwillkürlich: ach, das war eine Pein, hier innen zu sitzen, während die beiden draußen sich amüsierten!

„Warum seufzen Sie?“ fragte plötzlich die Frau.

Verschleiert und weich tönte ihre Stimme durch die Dämmerung. Er erschrak vor dem Ton. „An was denken Sie? Gefällt es Ihnen hier nicht?!"

Nun erschrak er noch mehr: wußte sie denn, was er gerade dachte? Ah, diese Frau war ja eine Hexe, die einem in- und auswendig sehen konnte! Er wurde rot, ärgerte sich: was ging sie an, was er dachte — nun, wenn sie's denn schon wußte: ja, fort wollte er! Aber er sagte nichts von alledem, er stotterte etwas, stockte und wurde ganz verwirrt. Teufel auch, war das Weib schön!

Frau Tiralla neigte sich ein wenig über den Tisch, so daß sie ihm näher war; trotz der Dunkelheit, die rasch niedersank, sah der junge Mann ihre Augen leuchten. Und nun schmeichelte ihre Stimme: „Ich freue mich, daß Sie beide gekommen sind, Sie und Mikolai! Herr Tiralla ist alt. Nun haben wir doch Jugend im Haus!" Sie seufzte leicht. „Ach, und er hat sich das Trinken angewöhnt! Es ist sehr einsam für Rózia und mich. So ein junges Ding will doch auch einmal eine Abwechselung haben!"

Ei gewiß! Das sah der junge Mann vollkommen ein: allzu kurzweilig mußte es für ein junges Mädel hier nicht sein. Er stimmte der Mutter bei. Seine Verlegenheit überwindend, fragte er dann: ob das Fräulein Rózia denn gar keine Freundinnen in der Nähe habe, ob sie keine Vergnügungen mitmache in Gradewitz, oder wie die nächste Stadt heiße?

„Wo denken Sie hin!" Frau Tiralla lachte leise

auf. „Rózia zählt ja noch nicht fünfzehn! Sie ist noch ein Kind. Sagen Sie nicht ‚Fräulein‘, Herr Beckier! Und dann,“ — sie seufzte wieder leicht und wurde sehr ernst — „an Vergnügungen, die Sie — die man so Vergnügungen nennt, wird meine Tochter niemals Gefallen finden. Rózia hat sich selber einen anderen Weg bestimmt; sie wird zu den Grauen Schwestern gehen oder zu den Herz=Jesu=Damen, die das große Krankenhaus haben auf der Wilda zu Posen!“

Der junge Mann sah ganz erschrocken drein. „Zu den Herz=Jesu=Damen nach Posen?“ War's möglich, das junge Ding mit den krausen Haaren und dem freundlichen Gesicht wollte Nonne werden?! Fromm sein war gut und wohl — Martin ging auch gern alle Sonntag zur Messe und beichtete, wie ein rechtgläubiger Christ gehalten ist zu tun — aber ins Kloster, hu! Ihn schauderte. Es fuhr ihm heraus: „Psia krew! So ein Mädel weiß ja gar nicht, was es tut. Sie sollten es nicht leiden, Frau Tiralla!“ Fast vorwurfsvoll sagte er das. Was blinkerte ihn denn die schöne Frau so an mit ihren schwarzen Augen — und ihre blutjunge Tochter wollte sie ins Kloster tun?! Das würde er aber dem Mikolai stecken, das durfte der nicht leiden, bei Gott! Er legte die geballte Faust, die so voll nerviger Kraft war, unsanft vor sich auf den Tisch. „Das wäre ja fast wie ein Mord,“ sagte er heftig, und dann ganz erschüttert: „So ein dummes Mädel, ah, so ein dummes Mädel!“

Die Frau erwiderte nichts hierauf. Es war ein

paar Minuten ganz still im dunkelnden Zimmer. Durch die Dämmerung blinkerte sie ihn an mit heißen Augen: was dachte er wohl von ihr, glaubte er vielleicht, sie hätte das Mädchen zum Nonne-werden beredet? O nein, das durfte er nicht glauben! Es drängte sie, ihn zu überzeugen, daß sie dem Entschluß Rózias gänzlich fern stand. Hatte sie denn das Kind je zum Kloster beredet?! Nein! Sie wußte jetzt nichts davon. Bei Gott, nein, dergleichen hatte sie niemals getan! Sie fühlte sich ganz rein; zugleich aber schlug ihr eine Glut zu Kopf: was brauchte der junge Mensch sich denn so um Rózia zu kümmern?! Was nahm er solchen Anteil an ihr?! Sie wollte auffahren — aha, da machte er ihr ja schon laut den Vorwurf!

„Da sollten andere, die älter sind, klüger sein," sagte Becker.

Aber sie hielt an sich: nein, nicht heftig werden, ihn lieber sanft gewinnen! Und so sprach sie halblaut, verträumt, wie ein Flüstern ganz in sich hinein: „Ich war ein Kind noch, da wäre ich auch schon gerne ins Kloster gegangen. Ich habe Herrn Tiralla heiraten müssen. Oh!" Mit einem tiefen Aufseufzen hob sie die Hände, dann verschlang sie sie ineinander und drückte sie gegen ihre blasse Wange wie im Schmerz. „Ich bin nun fast sechzehn Jahre verheiratet — lange Jahre — ich sehne mich immer noch. Wenn ich würde hinter den heiligen Mauern sein dürfen, würde ich geborgen und glücklich sein. Wie kann ich meiner Tochter dawider sein, wenn sie nicht will un-

glücklich werden wie ihre Mutter?! Ich kann nicht dafür, ich bin nicht schuld daran. Herrn Tiralla klage man an — mein Kind hat zu vieles gesehen!“ Sie wischte sich ein paar Tränen ab, dann hielt sie sich die Hand vor die Augen, aber zwischen den Fingern durch blinzelte sie nach dem jungen Mann. Würde ihn ihr Schicksal nicht bewegen?! Sie mußte selber darüber weinen, nun sie es schilderte. Sie verlangte nach seiner Teilnahme; sie machte es sich nicht klar, warum sie gerade nach der seinen verlangte, sie fühlte nur dumpf: dieser mußte ihr Anteil schenken, mehr, viel mehr noch, als er Rózia geschenkt hatte!

Aber Martin Becker sagte gelassen: „Wenn die Pani nicht glücklich geworden ist in der Ehe, darum kann die Tochter doch glücklich werden in der Ehe. Sie hat ein sanftes Wesen, sie scheint sehr nachgiebig zu sein. Mein Vater — Gott schenke ihm die himmlische Ruh — hat immer zu mir gesprochen: ‚Nimm eine sanfte Frau!‘ Ich denke mir so: eine sanfte Frau wird auch immer einen guten Mann haben, denn —“

Er stockte. Frau Tiralla war plötzlich aufgesprungen: was war der doch für ein nüchterner Kerl, trotz seiner Augen, die vor lauter Lebenslust glänzten, trotz seiner frischen Lippen unterm schwarzen Schnurrbärtchen, trotz seiner vierundzwanzig Jahr! Seine Redeweise brachte sie auf. Der sprach ja wie ein Alter mit dem Mund eines Jungen! Es zuckte ihr in allen Fingern, sie hätte ihn auf die frischen Lippen schlagen

mögen in heftiger Gereiztheit: was wußte er denn von der Ehe, was davon, wie es ist, wenn man einen ungebildeten, ungeliebten, rohen, alten, gemeinen, häßlichen Trunkenbold zum Manne hat?! Sie fieberte: diesen hier, gerade diesen mußte sie davon überzeugen, daß das schrecklich ist, und dann —?!

Wie schwindlig geworden, schloß sie für einen Moment die Augen.

Ein ungeheurer Jubel wallte plötzlich in ihr auf: noch war sie ‚die schöne Frau Tiralla‘ — noch! Was er auch jetzt noch denken mochte, er würde anders denken lernen! Ihre Gereiztheit schwand; fast demütig bat sie ihn, nicht verwundert zu sein, daß sie ihm so ihr Herz ausgeschüttet habe, es sei ihr selber verwunderlich, aber es komme wohl daher, daß sie so lange vereinsamt gewesen sei und habe schweigen müssen, Jahr um Jahr.

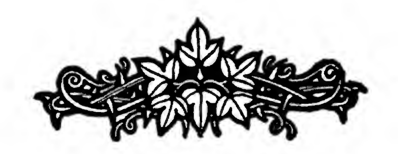
Da wurde auch er milder. Seine Gutmütigkeit machte ihn rasch weich: bei Gott, diese Frau hatte eine Stimme, die wohl rühren konnte! Auch schmeichelte es ihm, daß sie ihm soviel Vertrauen bezeigte. Aber er vermochte nicht, ihr das auszusprechen, denn nun, da sein Ärger geschwunden war, kam wieder die frühere Verlegenheit über ihn. Er ließ sie allein reden, saß stumm bei ihr in der dunklen Stube und hörte ihr zu mit dem Gefühl: die redet süß!

So saßen sie, bis die Magd mit der Lampe hereinplatzte und verdutzt-erschrocken zurückfuhr: hatte die Pani die ganze Zeit mit dem alleine gesessen im

Schummern?! Ei, ei! In ihren Augen blitzte es auf. Sie konnte es nicht lassen, der Herrin zuzuzwinkern: gefiel ihr der? Ja, das wollte sie wohl glauben, daß ihr dieser hier besser gefiel als Herr Tiralla und als der blasse, magere Pan Behnka! Hei, würde der Lehrer grün werden vor Neid, wenn er hier den Hübschen und Starken zu sehen kriegte! Einen Hauptspaß würde das geben, wenn die beiden sich trafen!

Kaum konnte Marianna ihr Kichern unterdrücken. Den Ärger gönnte sie dem Behnka, sie mochte ihn gar nicht leiden: war er denn etwa aufrichtig zum Herrn? O nein, er war nicht gut zum Herrn! Das fühlte sie. Die Frau, die war eben die Pani, die konnte tun, was sie wollte, aber Fremde sollten dem Herrn nicht an den Leib, bei Gott nicht! Wie ein Kobold grinste die Magd: das geschah dem Behnka recht! Wenn die Pani sich diesen hier ausgesucht hatte, dann nahm sie, die Marianna, sich den Herrn Mikolai, der war auch nicht übel! Ganz so schlank war er freilich nicht wie dieser hier, ein wenig untersetzter, aber ein hübsches Gesicht mit einem Schnurrbärtchen hatte auch er, und, wenn sie's recht bedachte, noch ein besseres Herz. Auf den Nacken gepatscht hatte er sie, als er vorhin mit der Rózia in den Stall gekommen war, wo sie gerade beim Melken unter der Kuh gesessen hatte. Und ‚Guten Abend‘ hatte er dazu gesagt und lustig lachend gefragt: ‚Wer ist dein Schatz, Mädel?‘ Da hatte sie auch lachen müssen, so lachen, daß die Kuh unruhig ward und mit den Hinterbeinen gegen den Melkeimer,

den sie zwischen ihren Knieen hielt, stieß, daß die Milch überschwuppte, der Schemel umfiel und sie mit dazu.





IX.

Frau Tiralla kniete im Beichtstuhl.

Als die Sünden wider das sechste und neunte Gebot an die Reihe kamen, fühlte sie ein Zittern durch ihre Glieder rinnen. Wie hatte sie sonst so rasch und frei verneinen können — „Haben Sie unkeusche Gedanken und Begierden gehabt?‘ — jetzt, jetzt, was sollte sie aber jetzt antworten?! Was würde Propst Szypulski, der sie doch kannte, den sie doch kannte, dem sie morgen oder übermorgen schon wieder begegnen konnte, für Augen machen, wenn sie ihm beichtete, was sie seit Tagen, seit Wochen, seit Monaten — so lange Martin Beckier nun in Starydwór weilte — peinigte bei Tag und Nacht?! Ja, in den Nächten, in denen sie sich so ruhelos warf! Wenn sie nun bebend hinhauchen würde, daß sie nach diesem Manne Verlangen trug, wie nach der Erlösung durch der Gottesmutter süßen Sohn, durch den Herrn Jesus Christus?! Und wenn er sie dann noch weiteres befragen würde, noch näheres?! Wenn sie dann jeden ihrer Gedanken beschreiben mußte, jeden Wunsch, der ihre Seele und ihren Körper durchzuckte, so offenbaren, daß ihrem reuigen Sündenbekenntnis auch die Lossprechung folgen konnte im Sakrament der Buße?!



Eine Scham drückte sie nieder; sie senkte den Kopf so tief und lispelte so leise, daß der Beichtiger nichts zu hören bekam.

Propst Szypulski fragte auch nicht weiter: bei dieser Frau brauchte man ja auf dieses Kapitel nicht näher einzugehen. Da hatte jedes Landmädchen unter sechzehn Jahren schon mehr zu beichten!

Als Frau Tiralla einer anderen, einer jungen Bauernfrau, die zerknirscht schien und ängstlich, den Platz im Beichtstuhl eingeräumt hatte, betete sie noch die vorgeschriebenen Gebete vorm Altar der Hochheiligen, und dann eilte sie heim.

Sie eilte sehr; sie hatte sich selbst beim Beten geeilt. Was mochte während ihrer Abwesenheit zu Hause geschehen sein? Ob er auch nicht wieder bei Rózia saß?! Das schickte sich wahrlich nicht, sie war schon zu groß! Ja, die Zeit rückte näher, da man sie nach Posen bringen mußte; es war ihr besser, daß sie nicht erst etwas kennen lernte, das ihr doch nicht zuteil werden konnte. Nicht zuteil werden durfte — nie, niemals!

Der eilig Dahinschreitenden flammten die Augen, fest preßte sie das Gebetbuch gegen das pochende Herz. Den Kopf warf sie stolz in den Nacken: nun war sie in der Beichte gewesen, nun kam sie entsühnt wieder heim, sie, die schöne Frau Tiralla!

Als Frau Tiralla sich ihrem Hofe näherte, kam ihr von dort her der Lehrer entgegen. Sie grüßte ihn und wollte dann schnell an ihm vorüber. Was

machten sie daheim, was trieben sie?! Die Unruhe peitschte sie. Er aber vertrat ihr den Weg; so dicht stellte er sich vor ihr auf, daß sie ihren eiligen Schritt hemmen mußte.

„Ah, Behnka! Ich habe jetzt keine Zeit, ich muß sehr eilen. Adieu, lassen Sie mich — aber so lassen Sie mich doch!" Mit dem Fuß aufstampfend, entriß sie ihm die Hand, die er erfaßt hatte.

Aber sie kam doch nicht los. „Einen Augenblick! Sie werden doch wohl einen Augenblick für mich Zeit haben?!"

Als sie nicht hörte, sondern weiterlief, lief er neben ihr her. Wie lästig, wäre sie ihn doch los! Was wollte er denn von ihr, was drängte er sich ihr denn auf? Da sei Gott vor, daß er noch einmal mit zurückkam bis auf den Hof, bis in das Haus! Sie war wütend: nein, er sollte sie jetzt nicht stören — Martin würde jetzt vom Felde gekommen sein, der Frühlingsabend dämmerte schon — nun gehörte er ihr! Und dieser hier, dieser wagte es, sie zu stören?!

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen," stotterte Böhnke, „so ewig lange nicht! Sie machen sich so rar!"

„Ihre Schuld, Herr Behnka," sagte sie leichthin und zuckte die Achseln. „Sie hätten ja öfter kommen können!"

„Sonst haben Sie mich aufgefordert, zu kommen!"

„Nun, ich fordere Sie ja auf!" Sie lachte spöttisch. „Soll ich Ihnen vielleicht alle Tage ein Briefchen schreiben: ‚Kommen Sie!'? Ei, so kommen Sie

doch, Sie können ja kommen, wenn Sie Lust dazu haben!“

„Ich habe keine Lust dazu,“ sagte er bitter, „wie sollte ich wohl Lust dazu haben?! Aber es reißt mich nach Starydwór. Ich muß nach Starydwór. Und das ist schrecklich — schrecklich!“ Er schrie das letzte Wort laut heraus und blitzte sie an mit seinen sonst matten Augen.

Aha, nun kam es, nun würde er ihr Vorwürfe machen! Unwillkürlich verlangsamte sich ihr Schritt: das brauchte gerade kein anderer zu hören! Aber, wenn er dachte, daß sie Angst vor ihm hätte — pah, Angst hatte sie darum noch lange nicht vor ihm! Was konnte ihr überhaupt jetzt Angst machen? Gar nichts mehr, und auch gar niemand! Wenn sie den Martin nur alle Tage sah!

Kühn erwiderte sie den anklagenden Blick des Lehrers. Sie maßen sich beide mit den Augen, bis Böhnke die seinen niederschlug. Er wußte, was dies hier für eine Frau war — oho, sie war viel schuldiger als er, er war nur der Verführte, sie aber die Verführerin — wenn er's nun sagen würde, was er wußte?! Bei Gott, sie war ganz in seine Hand gegeben! Und doch senkte er seinen Blick vor ihr. Er liebte sie, Jesus Christus, wie er sie liebte!

Der Lehrer erzitterte. Wenn er daran dachte, daß sie einem anderen gehören könnte — jenem anderen vielleicht, der nun schon seit Herbst, den ganzen Winter hindurch, in den kurzen Tagen und in den langen Nächten

mit ihr unter einem Dache lebte, der so jung war und hübsch und stark! Was hatte ihm doch Herr Tiralla erzählt? Selbst er war des Lobes von Martin Beckier voll, wenn sie abends im Kruge zusammensaßen. Herr Tiralla kam jetzt wieder öfter nach Starawieś, er sagte, es geniere ihn doch, sich im eigenen Hause zu betrinken — die Wahrheit aber war, und die glaubte der Lehrer jetzt ganz genau zu wissen: auch der war eifersüchtig auf den jungen Kerl, auch der mochte nicht zusehen, wie die Frau den jungen Menschen anlächelte. Aber sie sollte ihn nicht anlächeln — nein, sie durfte den Beckier nicht anlächeln! Und wenn's Herr Tiralla nicht verbot, dann würde er, ja, er es ihr verbieten!

„Sie halten's mit dem Beckier," zischelte Böhnke die Frau an und faßte sie mit zitternden Fingern, aber doch so fest ums Handgelenk, daß sie sich ihm nicht entwinden konnte.

Sie rang, sie wäre gerne fortgelaufen: nein, sie wollte nichts hören, gar nichts!

Aber er tuschelte ihr in die Ohren, heiser, halberstickt vor Schmerz und Wut: „Sie betrügen Herrn Tiralla, Sie betrügen mich! Aber wenn der Esel es leidet, ich leide es nicht! Nehmen Sie sich in acht! Ich weiß alles — ich kenne Sie genau — ich werde sprechen! Ja —" er bekräftigte es sich selber — „ja, bei Gott, das werde ich auch, wenn Sie nicht —"

„Sie drohen?!" Sie unterbrach ihn durch ein helles Gelächter. Mit einem Ruck hatte sie ihre Hand freigemacht und schleuderte die seine von sich: „Sie

machen mir keine Angst! Gehen Sie doch, zeigen Sie mich doch an! Ich fürchte mich nicht. Ich" — weit breitete sie die Arme aus, und ein schwärmerischer Ausdruck verklärte ihr Gesicht — „ich werde jetzt gerne leiden. Jesus Christus hat auch am Kreuze gelitten. Es sind für mich keine Leiden, es sind Freuden!" Die Stirn in Demut neigend, bekreuzte sie sich.

Was meinte sie damit? Warum sagte sie das mit solcher Inbrunst?! Böhnke, der sie bis dahin immer so gut verstanden hatte, verstand sie heute nicht, er ahnte nicht, daß eine brünstige Gier sie erfaßte, für ihre Liebe auch zu leiden.

Was konnte ihr geschehen, wenn sie den Martin, nur ihn, nur ihn hatte?! Und sie würde ihn haben — bald! Das fühlte sie. Von einer triumphierenden Höhe herab maß die Frau den vor ihr Stehenden.

Ratlos sah der Lehrer sie an, ganz verwirrt suchte er ihren Blick auszuhalten, aber wiederum ertrug er den ihren nicht.

Ah, was war der Behnka für ein Erbärmlicher, ein rechter Feigling! Aus ihrem Ton, der eisig wurde, klang tiefe Verachtung: „Lassen Sie mich jetzt weitergehen, Lehrer Behnka!"

„Nein, ach nein!" Er haschte nach ihrem Kleid. Nein, so im Zorn durfte sie nicht von ihm gehen! Nein, nein, alles wollte er widerrufen, er widerrief ja alles, er hatte nichts gesagt, er wußte nichts, er ahnte nichts! Nur so ansehen sollte sie ihn nicht, das ertrug er nicht, das brach ihm das Herz! Winselnd fast flehte er um

Verzeihung: sie mußte es wissen, er war ganz toll, unzurechnungsfähig, es machte ihn rasend, sie immer mit dem anderen zusammen zu wissen, während er, er, ach, so fernbleiben mußte!

„Sie brauchen ja nicht fernzubleiben, Herr Behnka!"

„Aber ich kann es nicht ertragen, Sie mit dem anderen zu sehen," schrie er auf. „Begreifen Sie das denn nicht?!"

O ja, das begriff sie wohl! Nun tat er ihr fast leid. Eifersucht ist eine schreckliche Qual — ob Martin nun vom Felde daheim war — ob er nun wieder bei Rózia saß — oder ob er bei der Marianna ständerte?! Ihr wurde heiß und kalt. Beides war gräßlich, beides durfte nicht sein! Sie, die eben noch so triumphierend gewesen war, fühlte sich jetzt plötzlich klein werden, ganz zusammensinken in Angst und Pein und Ungewißheit. Ah, es war etwas Schreckliches um diese Unsicherheit — gefiel sie ihm denn nicht tausendmal besser als das kleine Mädchen?! Bei Gott, es mußte wahr sein, der Behnka mußte wohl auch leiden!

Sie wandte ihm einen mitleidsvollen Blick zu. Ei, wie er da neben ihr her schlorrte, so blaß und abgezehrt, man merkte ihm seine Jugend gar nicht mehr an, er ging wie ein Alter! Sie legte ihm die Hand auf den Ärmel. „Behnka," sagte sie weich, „wir wollen doch nicht Feinde werden?!"

„Nein, bei Gott nicht," stieß er heraus, bückte den Kopf und drückte seine trockenen Lippen hastig auf die Hand, die weiß und schön sich abhebend auf seinem dunklen Rockärmel ruhte.

„Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir, um des Blutes Jesu Christi willen!“

„Ich vergebe Ihnen,“ sprach sie. Dann bückte sie sich und hob ihm seinen Hut auf, der ihm vom Kopfe gefallen war, ohne daß er's gemerkt hatte. „Hier — setzen Sie auf!“

Und dann reichte sie ihm die Hand und litt es, daß er sie bei beiden Handgelenken faßte und noch ein paar Augenblicke, so Abschied nehmend, nah bei ihr stand.

Nun war er doch etwas beruhigter: nein, böse war sie ihm nicht, Gott sei gedankt, wenigstens nicht böse! Er stand noch lange, als sie von ihm gegangen war, und sah ihr nach mit starren Augen. Wie trippelig sie ging, zierlich, trotz all ihrer Eile! Ihr Kleid klatschte nicht um sie wie ein schweres Segel um plumpen Mast, sondern der Wind lüftete es schäkernd bis zur halben Wade, man sah von weitem noch ihre geringelten Strümpfe blinken und den weißen, städtischen Unterrock. Böhnke fühlte, wie sein Herz stillstand vor Entzücken. Da ging sie hin, einem anderen entgegen, ließ ihn zurück, aber seine Gedanken jagten doch hinter ihr her und hingen sich an sie wie eine Kette. Ganz lassen würde sie ihn doch nie können. Und wenn sie vielleicht auch die Kette verwünschte, immer und ewig würde sie hinter ihr her klirren und sie gemahnen, daß er und sie, ja, daß sie beide zusammengeschmiedet waren für Zeit und Ewigkeit! Das gab ihm Trost. Und eine Hoffnung erhob sich in ihm, diese Kette noch enger und fester zu schmieden. Mochten denn alle Engel weinend ihr Antlitz

verhüllen, wenn Gott sie verdammte — wenn sie nur miteinander zur Hölle fuhren! — — —

Frau Tiralla frohlockte in ihrem Herzen, daß sie den Lehrer auf so gute Manier losgeworden war. Wenn er mitgekommen wäre, zu schade! So lief sie frei und leicht ins Hoftor hinein.

Feierabendstill lag der Hof; die Tauben, die ihren Schlag auf dem hohen Pfahl beim Pfuhl hatten, saßen schon vor ihrem Türchen auf der Stange, eng aneinander gedrückt und gurrten leise. Wie zärtlich das klang! Es war Frau Tiralla, als habe sie das noch nie so herausgehört. Das war ein girrendes Werben. Und der Haushahn stolzierte um seine Hennen; der weißen Henne mühte er sich besonders zu gefallen, das glaubte die Frau deutlich zu erkennen. Ein paar verfrühte Kohlweißlinge, die ersten Schmetterlinge des nahenden Frühlings, taumelten ermattet im Liebesspiel. Auf der alten Scheune stand die Störchin auf dem Nest, seit gestern hatte das Pärchen in erneuter Liebe die im Herbst verlassene Wohnung wieder bezogen. Auf der Schwelle des niedrigen Hauseingangs hockte Marianna, sie schälte Kartoffeln zum Abendbrot, und bei ihr, dicht neben ihr, an die Wand gelehnt, stand Mikolai, die Hände in den Hosentaschen und sah schmunzelnd nieder auf den festen braunen Nacken, der aus der weißen Hemdkrause vorleuchtete.

Ah, war das schön, war das schön! Frau Tiralla schloß wie geblendet die Augen, öffnete sie dann weit, blickte wie traumverloren und seufzte tief und sehnsüchtig

auf. Ah, alles sprach von Liebe! Was machte es, daß die Schmetterlinge morgen früh schon gestorben waren, getötet von der jetzt noch rauhen Nacht wie kleine bleiche Blättchen am Boden liegen würden — sie hatten doch eine schöne Stunde vergaukelt, sich getummelt im Liebesspiel! Suchend sah sie um sich: wo war Martin Beckier, war er nicht mit Mikolai vom Felde gekommen? Wo war Rózia?!

„He!“ Ihr Ton war scharf, als sie den Stiefsohn anrief. „Wo sind die anderen? Dein Freund? Und deine Schwester?“

„Weiß ich nicht,“ sagte der junge Mensch gleichmütig und ließ sich durch das Erscheinen der Stiefmutter nicht weiter stören im Schäkern mit der Magd. Jetzt hatte er einen langen Halm, mit dem kitzelte er die Marianna zwischen Hemdkrause und Hals und verbarg den Halm rasch hinter seinem Rücken, wenn sie, das Kartoffelmesser fallen lassend, kichernd danach haschte.

Wo Martin und Rózia nur steckten? In der Stube zu ebener Erde waren sie nicht! Die Frau, die mit brennenden, ungeduldigen Augen durchs niedrige Fenster hineinstarrte, konnte sie drinnen nicht entdecken. Suchend ließ sie die Blicke schweifen: wo steckten sie denn?! Die Schäkerei der beiden auf der Türschwelle kam ihr auf einmal unendlich widerlich vor. Schämten sie sich denn gar nicht?! Heftig riß sie dem Stiefsohn den Halm aus der Hand und zerpflückte das spröde Stroh in viele winzige Stückchen. „Laß die Dummheiten,“ sprach sie streng und zog die Brauen zusammen. „Marianna,

geh hinein, dalej, lungere doch nicht auf der Schwelle! Wenn Herr Tiralla wird nach Hause kommen, müssen wir essen, dalej!“

Die Magd, noch ganz heiß vom Lachen, murrte verdrossen, in ihrem Vergnügen gestört: „Ist sich Herr Tiralla ja gar nicht ausgegangen, ist sich zu Hause. War der hier“ — sie zog die Nase kraus und den Mund geringschätzig herab — „der Lehrer aus Starawies. Habe ich Flaschen bringen müssen aus Keller, haben sie getrunken Bier und Schnaps. Liegt Herr Tiralla nun zu Bette, schläft er!“ Sie zuckte, schon im Fortgehen, die Schultern, schüttelte den Kopf und trollte sich dann.

„Der Vater trinkt,“ sprach der Sohn, plötzlich seine Lustigkeit verlierend. Sein lachendes Gesicht wurde schnell ganz bekümmert. „Er hat es doch früher niemals getan, warum trinkt er jetzt?“ Fragend sah er die Stiefmutter an. Es war ihm, als müßte er von ihr eine Erklärung heischen. Wie konnte sie es dulden, daß der Vater soviel trank, nicht bloß Bier und Wein, o nein! Neulich, als er nach Gnesen gefahren war zum Schweinemarkt, hatte er Schnaps mitgebracht, ein ganzes Fäßchen klaren Schnaps, richtigen Kartoffelfusel, wie man ihn den Schnittern in der Ernte reicht. Und er trank davon, als ob's Dünnbier wäre. „Sage mir,“ sprach Mikolai, und sein Ton war förmlich grob, „wie es kommt, daß der Vater jetzt so anders ist! Er war früher ein lustiger Mann, getrunken hat er wohl gerne — wer sollte das nicht? — doch nie mehr als er vertragen konnte. Aber jetzt?!“ Er schüttelte den Kopf, und sein

Blick dünkte Frau Tiralla plötzlich argwöhnisch. „Ich weiß nicht, wie das so gekommen ist!“

„Ich weiß auch nicht,“ sagte sie und drehte den Kopf nach allen Seiten: wo hatten sich die beiden nur hin verkrochen?! Sie waren beide fort, gewiß mitsammen fort! In diesem Gedanken ging ihr alles unter. Mochte der Mikolai doch denken, was er wollte, ihr war es ganz gleichgültig! „Wo ist denn der Beckier?“ fragte sie hastig.

Mikolais Gedanken weilten noch immer beim Vater. Das war ihm doch arg, daß der Alte so trank, dazu hatte er seinen Alten denn doch zu lieb! Mit gerunzelter Stirn, deren nachdenkliche Falten gar nicht zu seinem runden, harmlosen Gesicht paßten, guckte er aufs Pflaster. Es war gut, daß seine verstorbene Mutter das nicht mehr erlebt hatte! Der Stiefmutter schien es ja ziemlich gleichgültig zu sein. Oder nein — doch nicht?! Sie sah jetzt auf einmal ganz blaß aus, förmlich verstört — nein, nein, ihr ging's doch wohl ebenso zu Herzen wie ihm! Reuig, daß er sie, wenn auch nur in Gedanken, gekränkt hatte, streckte er ihr die Hand hin und lachte gutmütig: „Nun, wir werden es dem Alten noch beizeiten wieder abgewöhnen, was meinst du? Um die Ecke bringen wird es ihn ja noch nicht!“

„Um die Ecke bringen wird es ihn ja noch nicht,“ wiederholte sie völlig gedankenlos. Nun hielt sie es aber nicht mehr aus, nun mußte sie wissen, wo die beiden waren. „Wo steckt denn die Rózia? Psia krew!“ schrie sie wütend auf.

Ganz verdutzt guckte der Stiefsohn sie an: ei, war die heute fuchtig! Das machte ihm Spaß; sie war sonst immer die Feine, aber nun durfte sie dem Vater kein schiefes Maul mehr ziehen, wenn der einmal fluchte. Böse meinte der es ja ohnehin nie, aber sie, sie war heut böse — au! Neckend legte er den Arm um ihre Taille: „Schlechter Laune ist heute die Pani, ei, ei!“

Da hielt sie sich nicht mehr. Verzweifelt, daß sie nicht wußte und nachkonnte, wo die beiden weilten, brach sie in Tränen aus. Schluchzend neigte sie ihre Stirn auf des Stiefsohnes Ärmel.

Mikolai war bestürzt und dann überwältigt: darin war er ganz seines Vaters Sohn, er konnte kein Frauenzimmer weinen sehen. Und diese hier gar — ei, sie war doch wahrhaftig eine gute Frau — er hatte nie gewußt, daß die Stiefmutter so ein weiches Herz hatte! Nun grämte sie sich so um den Vater!

Frau Tiralla weinte lange bei ihm.

— — — — — — — — — — — — — —

Martin Becker war länger als Mikolai auf dem Felde geblieben. Er hatte noch in ein Stück Winterung den Kleesamen einzustreuen, während der andere schon das Pferd, das er vor der Egge gehabt hatte, nach Hause führte.

Pfeifend schritt der junge Säemann die Furchen auf und ab. Über den Acker wehte ein mildes Lüftchen, das nichts mehr mit den letzten scharfen Märztagen gemein hatte. Wollte es nun wirklich Frühling werden?! Bei Gott, da war ja die Rózia!

Er legte die Hand über die Augen, um, unbehindert von dem letzten Strahl der Nachmittagssonne, ihr entgegensehen zu können. Der Hof lag nicht weit von dem Stück, das sie bestellten; das junge Mädchen war eben aus dem Tor getreten, nun kam es daher, ohne Tuch und Hut, die Hände lässig am Röckchen herunterhängen lassend.

Als Rózia sah, daß er ihr entgegenlachte, lachte sie auch; eine aufstrahlende Heiterkeit machte ihr Gesichtchen hübscher, als es sonst war. „Sie sollen Feierabend machen, Herr Beckier," rief sie heiter, „ich komme, Sie holen. Sie sind ja so fleißig gewesen. Sind Sie nicht müde?"

„Nein!" Er zeigte im Lachen die unter dem schwarzen Schnurrbärtchen doppelt blank und weiß blitzenden, gesunden Zähne.

„Soviel hat der Jendrek nie geschafft," begutachtete sie altklug, „und auch andere Knechte nicht!"

„Ich bin ja auch kein Knecht!"

„Oh," — sie wurde blutrot — „das meinte ich doch nicht damit. O nein, nein!" Kindlich streckte sie ihm die Hand entgegen: „Bitte, seien Sie mir nicht böse! Die Mutter hat mir gesagt: Sie haben auch Geld und brauchen eigentlich gar nicht zu arbeiten hier! Oh, ich weiß wohl!"

„Ich arbeite gerne hier," sprach er rasch. „Ich arbeite sehr gern hier! Ich arbeite hier" — er stockte ein wenig und streifte ihr zartes, halb von ihm abgewandtes Gesicht mit einem raschen Blick — „hier ganz besonders gerne!"

„Das ist sehr gut von Ihnen," sagte sie unschuldig und kehrte ihm ihr Gesicht freundlich voll zu.

Er musterte sie mit einem wohlgefälligen Blick: wie blühend sie jetzt aussah, viel blühender, als da er gekommen war! Bei Gott, es fehlte nicht viel, so war sie ein mannbares Mädchen. Es würden schon Freier kommen, mehr als einer; ihr krauses Haar, das so schimmerte wie Gold, war eine Seltenheit hierzuland unter den dunklen und glatten Köpfen. Mitkriegen würde sie auch ganz ordentlich was, das hatte Herr Tiralla deutlich zu verstehen gegeben. Und Mikolai war ein guter Kerl, ein zärtlicher Bruder, der würde der Schwester gern ihr Teil zukommen lassen. Und eine geduldige Frau, eine sanfte Frau würde sie sein! Es war dem Martin, als sollte er schon jetzt zugreifen.

„Ich höre auf mit der Arbeit," sprach er kurz entschlossen, warf den letzten Samen, den er im Säetuch hatte, aufs Geratewohl aus und zog sich dann die Joppe, die er über den umgestürzten Pflug gehängt hatte, wieder übers Hemd. „Wollen wir nicht noch ein wenig spazieren, Fräulein?"

Ja, das wollte Rózia gern! War er denn schon im Przykop gewesen? Da gab's jetzt vielleicht Veilchen. Aber er durfte nicht ‚Fräulein' sagen, sie war noch kein Fräulein, das sagte die Mutter auch alle Tage; sie war noch ein Kind!

„Also Rózia — Rózyczka — so gehen wir!" Er bot ihr die Hand, sie legte die ihre hinein; Hand in Hand, so schlenderten die jungen Leute in den Przykop.

Da war noch kein Triebchen zu sehen an den Erlen und Weidenbäumen und an den Eichen, die vereinzelt standen; nur die alten Kiefern waren grün wie immer und dufteten jung und nach Leben. An ihren Rinden pickte der Specht, und oben in den breiten, rotschimmernden Ästen lachten die Waldtauben.

Es war sehr still im tiefen Grund, sehr geschützt und mild, man hätte sich niedersetzen können. Martin verspürte auch Lust dazu, aber das junge Mädchen begann die Büsche abzusuchen, durch deren Schößlinge der Frühlingssaft rötlich pulste, und wendete mit Händen und Füßen emsig das hochliegende, braune Laub um. Blühte nicht irgendwo darunter das erste Veilchen? Nun hatte sie eins! Sie brach in entzückten Jubel aus.

Daß dieses sanfte Mädchen so jauchzen konnte! Der junge Mann freute sich darüber und stand ganz still und schmunzelte auf sie nieder, wie sie nun vor ihm stand und ihm mit behenden Fingern ein Veilchen und ein Blättchen ins oberste Knopfloch der Joppe nestelte. Es fehlte nicht viel, so hätte er ihr einen Kuß aufgedrückt — niemand sah's ja, und ihr schimmernder Scheitel war so dicht unter seinem Mund!

„Die Sternlein blitzen, kalt ist die Nacht,
Tu auf das Fenster, dein Liebster wacht!"

begann er zu singen.

„Ich kenne das Lied nicht," sagte sie harmlos.

Da schämte er sich, es weiter zu singen. Es war ein Lied, das die Soldaten sangen und die Liebchen abends im Korn, das paßte noch nicht für ihr Ohr.

Hand in Hand schlenderten sie dann weiter umher. Ei, war das schön so! Dem nicht an Wald und Schatten Gewöhnten flößten die hohen Bäume im tiefen Grund förmlich Respekt ein; er ging wie in Andacht. Hier hätte er sich nie getraut, sich etwas herauszunehmen — ein Unrecht wäre es auch schier, diesem Kind den unschuldigen Sinn zu verwirren!

Wie ein Bruder ging er neben dem Mädchen. Es fragte ihn: „Warum sagen Sie nichts? Erzählen Sie mir doch etwas! Aber bitte, keine Geschichte, wie die Marianna sie mir erzählt, erzählen Sie etwas Schönes! Gehen Sie immer so fleißig in die Messe wie jetzt bei uns? Werden Sie auch zur Beichte gehen, wenn ich jetzt hingehe? Gibt es in Opalenitza eine schöne Kirche? Haben Sie auch eine Muttergottes auf dem Altar, die so wundertätig ist wie die unsre?“

Da hub er an, ihr von seiner Mutter zu reden. Die war eine glückliche Frau gewesen, sie hatte einen guten Ehemann gehabt. Sie hatte auch viele Kinder gehabt; die waren auch brav und gut und glücklich. Zwei Töchter waren verheiratet, der älteste Sohn hatte den Hof in Opalenitza, der zweite war Maschinist im Rheinland, der dritte hatte kapituliert bei den Jägern in Liegnitz; der vierte und jüngste war er, der Müller. Wenn's nun so paßte und er eine Müllerin kriegte, die soviel hatte, daß es mit dem Seinen zusammen zum Kauf einer schönen Mühle langte, dann war er, der Jüngste, aber der Allerglücklichste von allen!

„Wenn's meine Mutter erlebt hätte," sprach er weich und sah dabei das Mädchen an. Und dann sprach er weiter mit so vieler Liebe in der Stimme von seinen allzeit einigen Eltern, die auch fast zusammen gestorben waren — vor sechs Jahren der Vater, nur wenige Monate darauf die Mutter — daß Rózia weinen mußte. Er verstand ihre Tränen nicht. Ei, warum weinte sie denn?! Zärtlich legte er den Arm um ihre Schultern und zog sie näher zu sich im stillen Przykop: „Warum weinst du, Rózyczka, warum weinst du, kleines Mädchen?!"

Sie sagte kein Wort, sie weinte so recht bitterlich in sich hinein. Oh, waren die glücklich gewesen! Mann und Frau und immer einig — und viele Kinder — und fast zusammen gestorben! Ein Schauer überlief sie: das mußte herrlicher noch wie im Paradiese sein! Und in Sehnsucht und Wehmut schmiegte sie sich noch dichter an seine Seite. —

Es war schon spät, als sie aus dem stillen Grund auftauchten. Frühlingsnebel lagen grauend und brauend auf dem Ackerland, über das sie Hand in Hand schritten. Erst unterm Hoftor von Starydwór ließen sie einander los.

Da waren sie nun wieder auf dem Hof! Da sang die Marianna beim Töpfe-Gerassel, da lachte der Mikolai in der Küche beim Herd, aber ein verträumtes Leuchten blieb auf Rózias Gesicht haften. Es berührte sie gar nicht, sie, das allezeit folgsame und gewissenhafte Kind, daß der Bruder ihr aus der Küche entgegenschrie:

„Die Mutter sucht dich so lange schon, sie ist sehr böse, wo steckest du denn?!" Sie bemerkte es nicht, daß der Mutter Auge wahrhaft durchbohrend auf ihr ruhte. Sie empfand nicht das beklommene Schweigen, das heute beim Abendbrot herrschte.

Frau Tiralla schwieg beharrlich; sie schien so verstimmt, daß die Männer unwillkürlich mit verstimmt wurden, das heißt Herr Tiralla und Mikolai. Becker sah still-vergnügt auf seinen Teller nieder und aß mit gutem Appetit. Was ging es ihn an, daß die Frau heut so schlechter Laune war? Mochten der alte Mann und der Stiefsohn nach ihrer Pfeife tanzen, er machte nicht mit! Und er dachte darüber nach, wie wenig wohl so eine wie Rózia kommandieren würde, und daß man mit einer, die ihr ähnlich wäre, gut fahren würde: immer einig — und viele Kinder — und — und — weiter dachte er nicht. Er fühlte einen Blick auf sich ruhen, der lastete förmlich auf ihm, so daß er nicht weiter sich das ausdenken konnte, was so angenehm wäre.

Frau Tiralla sah den jungen Mann an, immerwährend, die Lippen ein wenig aufgeworfen, die Brauen zusammengezogen. Sie war so trotzig, so zornig: ei, so mochte er ihr das kleine Mädel vorziehen! Aber dann schmolz ihr Trotz dahin. Eine Welt von Liebe, von Schmerz, von Begehren und zugleich von Demut lag in ihrem Blick: ach, wenn er sie doch nur ansehen möchte, nur eine einzige kurze Minute! Ah, jetzt sah er auf — ihre Blicke hatten ihn doch gezogen — er mußte sie anschauen, er mußte!

Und sie ward zur gefährlichsten Verführerin in diesem Moment, in dem sie aufflammte vor Glück; ein lockendes Lächeln öffnete ihren Mund halb, ihr Auge leuchtete mit strahlendem Glanz. So schön war sie noch nie gewesen. Noch nie so liebevoll.

Selbst Herr Tiralla profitierte von ihrem glanzvollen Lächeln; er sonnte sich förmlich darin. So freundlich sah sie ihn an, ja, ja, sein Zoschchen war doch ein Weibchen, wie es kein anderes mehr gab! Ihr Lächeln berauschte ihn. Was fragte er danach, daß sie manchmal recht garstig war, pah, das war jetzt alles vergessen, war dummes Zeug, das er einmal geträumt haben mußte! Seltsam war sie freilich gewesen ein paar Mal, sehr seltsam — hm — aber heute, heute war sie ein Engel! Er vergaß sogar heute das Trinken über sie. Er küßte seine Fingerspitzen, warf ihr den Kuß zu und starrte sie an mit wäßrigen Augen.

Martin Becker starrte sie auch an, als sähe er an ihr etwas ganz Neues. Daß sie so schön war, das hatte er gar nicht gewußt, bei Gott, so 'was gab's nicht zum zweiten Male! Die Kleine sah ihr doch recht wenig ähnlich. Kein Wunder, daß sie alle hinter ihr her waren, wie Herr Tiralla es ihm gleich am ersten Tage erzählt hatte — o ja, das wollte er wohl glauben! Unwillkürlich strich er sich das dunkle Schnurrbärtchen und richtete seine hübschen Augen voll auf sie. Da lächelte sie noch lockender, und er lächelte sie wieder an. Sie gefiel ihm sehr gut.

Als sie einander gute Nacht sagten, duckte sich ihre

Hand wie eine schmiegsame Taube in die seine; er fühlte die warme Weichheit, und er drückte kräftiger, als er sonst gedrückt hatte. Wie mager war Rózias Händchen gegen das ihre! — — —

Frau Tiralla stand oben in ihrer Kammer vorm Spiegel und entkleidete sich. Langsam tat sie's, sehr langsam, ihr war immer, als müsse sie noch einmal die Treppe hinuntersteigen auf den langen Flur und an der Tür der jungen Leute vorbeistreichen. Ob er schon schlief?!

Die beiden jungen Männer, die morgen in aller Frühe, wenn die erste Lerche stieg, aufs Feld hinausmußten, hatten sich zeitig niedergelegt. Auch Rózia war bald nach dem Essen auf ihr Zimmer gegangen. Frau Tiralla aber hatte erst noch eine Weile mit Marianna in der Küche geschwatzt, während Herr Tiralla drinnen am Tisch sitzen blieb, die Ellenbogen aufgestemmt, den Kopf zwischen die Hände gestützt, und vor sich hindöste. Er hatte keinen Versuch gemacht, seine Frau zu halten, als sie hinausging.

Ob er's nun wußte, daß er ihr eklig war?! Fast wollte es Frau Tiralla so erscheinen; schielte er sie doch jetzt oft von der Seite an und ließ verdrossen dabei die blaurote Lippe hängen. Sie freute sich dessen: gut so, mochte er's denn wissen, lange genug, eine Ewigkeit lang, hatte sie's ihm nicht beibringen können, daß sie ihn haßte und verachtete dazu! Gott sei gedankt und allen Heiligen, tausendmal seien sie gepriesen dafür, seit Monaten schon hatte Herr Tiralla sie in

Ruhe gelassen, seit der Zeit, da der Sohn wieder ins Haus gekommen, seit jenem Tag, da ihr der Versuch mißglückt war mit den rötlichen Körnern! Die Heiligen hatten es damals nicht zugelassen, und es war gut, denn nun war sie ihn auch so losgeworden! Seit er das Fläschchen so liebte. Sie hatte Propst Szypulski nichts zu beichten gebraucht.

„Gelobt sei Jesus Christus!" Die Frau vor dem Spiegel bekreuzte sich andächtig; dann fuhr sie sich mit beiden Händen nach dem Kopf und nestelte hastig ihr schweres, langes Haar los, daß es sie umfloß wie ein glatter, seidiger Mantel. Sie schüttelte es und atmete tief: oh, war das schwül, beklommen, beunruhigend hier!

Sie ging zum Fenster, stieß es ungeduldig auf und lehnte sich weit hinaus. Draußen war's wie Frühling, eine dunkle, milde, erdig duftende Nacht, in der die Sterne einander zublinzelten. Gerade überm Hof stand so ein goldiges Licht und gab Schein genug, daß sie sehen konnte, wie unten am Pfuhl ein sich umschlungen haltendes Pärchen auf und ab spazierte.

Das war die Marianna! Aber mit wem?! Der Mann war groß, größer als Mikolai! Ein tödlicher Schrecken durchfuhr die Frau: nein, das litt sie nicht, da lief sie lieber selber hinab! Aber nein, es war ja nicht Beckier! So ging der nicht, nicht so bäuerisch-wiegend, viel aufrechter! Und doch, wenn er es auch nicht war — wie sie jetzt die Magd da unten beneidete!

Beide Hände hielt sich Frau Tiralla vors Gesicht: nein, sie wollte nichts sehen, sie wollte auch gar

nicht das Flüstern hören, es gar nicht belauschen! Aber doch rann ihr über den Leib jener Schauer, den sie bisher nur ein einziges Mal in ihrem Leben empfunden hatte, und von dem sie nicht mehr wußte, ob er süß, ob er schrecklich gewesen war. Jetzt war's ihr wie damals in der stillen Stube, in früher, längst-entschwundener Zeit, als sie vor dem Freund ihrer Seele auf den Knieen gelegen, hilfeflehend, verlangend zu ihm aufgeschaut, der dem Antlitz des Gekreuzigten glich. Damals waren ihr plötzlich die Sinne fast vergangen in ahnungsvoll-seligem Schauer, sie hätte hell aufjauchzen mögen und sich doch zu Tode weinen. Nun, so lange danach, empfand sie diesen Schauer noch einmal.

Sie wendete sich ab. Wie besinnungslos wankte sie vom Fenster zum Spiegel und starrte hinein mit halb zusinkenden, schwimmenden Augen. Vom offengebliebenen Fensterchen her strich ihr die linde Luft über die entblößten Schultern, über Brust und Arme. Sie empfand's wie eine streichelnde Hand, hielt den Atem an und ließ sich liebkosen. Und starrte dabei in den Spiegel: war sie denn noch nicht zu alt dazu, war sie noch jung genug?! Ach ja! Da mußte sie lächeln. Eine Stimme sprach in ihr: ‚Du siehst noch aus wie ein Mädchen, du bist ja auch eigentlich noch wie ein Mädchen!‘ Ja, wenn sie es denn recht bedachte: war sie Herrn Tirallas Weib vor Gott?! Nein! Er hatte sie wohl gezwungen, aber sein Weib war sie trotzdem nicht. Nur Gott macht zu Mann und Weib.

Wenn er doch jetzt käme, wenn er doch jetzt hier

wäre! „Heilige Maria, alle Engel und Erzengel, alle vierzehn Nothelfer steht mir bei!“

Wie im Rausch breitete die Frau die Arme aus. Da glaubte sie auf der Treppe behutsame Tritte zu hören. Jetzt krachte die Diele vor der Kammer!

Wie eine jauchzend Erlöste stürzte sie zur Tür und riß den Riegel zurück — da stand Herr Tiralla.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht wurde finster über Starydwór, alle Sterne versteckten sich hinter Wolken, als scheuten sie sich, hinabzusehen. Der laue Wind, der auf seinen Schwingen den Frühling zu tragen schien, hatte Regen gebracht. Er ging plötzlich nieder in heftigem Guß, um dann, als die warme Luft kühl geworden, langsamer, aber beständig weiter zu rieseln bis zum nebligen, kalten, kläglichen Morgengrau.

Die jungen Männer, die aufs Feld hinausmußten, knöpften sich die Joppen fester zu. War das ein Wetterumschlag! Es fröstelte sie bis ins Mark. Wenigstens einen heißen Kaffee hätte man ihnen doch richten können! Aber niemand ließ sich sehen. Auf ihr gedämpftes Rufen: „He, Marianna!“ antwortete kein Mensch. Das Haus lag totenstill; völlig wie ausgestorben. Es half Mikolai nichts, er mußte selber Feuer anblasen und Kaffee kochen, wenn sie nicht ohne erwärmenden Schluck hinauswollten in den nassen, verdrießlichen Morgen.

Frau Tiralla hatte das Rufen wohl gehört. Sie lag mit wachen Augen auf ihrem Bett, aber sie konnte sich nicht erheben; sie war wie zerschlagen, gebrochen an

Leib und Seele. Sie hatte nur noch die Kraft, mit ihren Zähnen ins Bettkissen zu beißen, um ihr wildes Schluchzen nicht überlaut werden zu lassen. Heilige Maria, schliefest du denn? Hatten die Engel und Erzengel nicht gehört, da sie zu ihnen gerufen?! Er, er war gekommen — aber nicht er, den sie erfleht hatte!

In ohnmächtigem Grimm ballte die Frau die Fäuste, auf ihren Wangen brannte fiebernde Glut höchster Scham. Alle Abneigung, aller Haß, die sie je gegen Herrn Tiralla empfunden hatte, waren nichts gegen diese züngelnde, himmelan lodernde Flamme, die jetzt in ihr auflohte. Wie sollte sie sich rächen?! Ah, hätte sie das Gift doch noch, das sie Törichte damals von sich gegeben hatte, hinabeilen würde sie zu ihm, der jetzt auf seinem Bette schnarchte, ihm von dem weißen Pulver gelassen, ganz gelassen in den halb geöffneten Mund schütten! Wirken würde es, des war sie jetzt gewiß. Unschuldige Kreaturen ließen die Heiligen nicht sterben, aber lächelnd würden sie zuschauen, wenn die Teufel mit Herrn Tirallas Seele zur Hölle fuhren!

Wilde Verwünschungen ausstoßend, quälte sich die Frau noch mit Selbstvorwürfen: oh, wie war sie dumm, namenlos dumm gewesen, die rettenden Pulver sich aus den Händen zu geben! Wenn sie die Pulver jetzt hier hätte, zehn Jahre ihres Lebens wollte sie darum geben und noch mehr: ihre himmlische Seligkeit! Ja! Auffahrend riß sie den Oberkörper empor, streckte die nackten Arme mit den geballten Fäusten gen Himmel und ächzte: „Nimm sie, nimm sie dafür!“

Dann betete sie; ein sinnloses Gestammel, sie war nicht bei Verstand. Aber doch kam beim murmelnden Bewegen der Lippen, beim Sich-bekreuzen und An-die-Brust-schlagen, schon etwas Beruhigung über sie. Während sie in gewohnte Gebetsworte einlenkte, dachte sie an die Pulver. Die konnte sie am Ende doch wiedererlangen?! In seinen Schreibtisch getan hatte er sie dazumal, das hatte sie noch gesehen. Freilich war der Schreibtisch immer verschlossen, aber — „Gelobt sei Jesus Christus und seine heilige Mutter Maria!“ Sie atmete tief auf: den Schlüssel hatte er am Schlüsselbund in der Hosentasche!

Nun saß sie auf dem Bettrand, strich sich die zerwühlten Haare aus dem verstörten Gesicht und tastete dann nach ihren Pantoffeln. Noch war es früh, noch schlief er fest, noch schliefen Rózia und Marianna auch, und Martin und Mikolai waren schon auf dem Felde! Niemand würde ihr jetzt in die Quere kommen!

Sie zog sich nicht völlig an, sie warf nur einen Unterrock über, sie konnte es gar nicht erwarten, hinab zu kommen; nachdem sie die nackten Füße in die Pantoffeln gesteckt, huschte sie die Treppe hinab. Gar nicht vorsichtig, fast ungestüm drückte sie die Klinke nieder von Herrn Tirallas Stubentür: richtig, da lag er und schnarchte, die Augen fest geschlossen, den Mund aber offen. Rasch, nun rasch!

Suchend sah sie sich um: da stand das alte Zylinderbureau! Aber, o weh, die Hosen, in denen das Schlüsselbund immer steckte, hatte er an! Halb bekleidet

hatte er sich hingeworfen; unter dem verschobenen, nach oben gezogenen Federbett guckten unten ein Strumpf und ein Hosenbein vor.

Einen Augenblick überfiel sie jähe Enttäuschung, aber dann warf sie verächtlich die Lippen auf: der schnarchte ja, der merkte ja nichts! Und sie überwand den Ekel, den sie hatte, ihn zu berühren, zog das Deckbett herab von seinem, wie gefällt daliegenden, stämmigen Leib und steckte die geschmeidigen Finger ihm flink in die Hosentasche. Ah, er war leblos wie ein Stein! Kaum daß sie es für nötig hielt, einen Freudenschrei zu unterdrücken, als sie das Schlüsselbund fühlte, als sie es nun hatte und den Schlüssel, den sie begehrte, zwischen ihren Fingern hielt.

Sie sprang zum Zylinderbureau, sie stieß den Schlüssel ins Schloß. Laut quietschend schob sich die Platte nach oben — nun lagen die Schübe frei. Achtlos dem Bett den Rücken kehrend, begann sie zu suchen, zog hastig Fach nach Fach heraus und stieß es, wenn sie das Ersehnte nicht drinnen fand, im Ärger heftig wieder zu. Wo waren sie, wo waren sie?! Halt! In diesem Fach — rasch — was schimmerte da weiß und neu unter allerlei vergilbten Papieren?! Das Schächtelchen, das Schächtelchen! Sie fuhr darauf los — aber die Finger, die sie schon krümmte, blieben in der Luft hängen ohne zuzugreifen.

„Psia krew, was machst du da?“ schrie Herr Tiralla. Er war erwacht.

Sie war herumgefahren. Nun starrten sie sich an,

beide bleich. Wie ein zartes, gefiedertes Laub, das vorm Windstoß zittert, stand sie da; aber er zitterte auch. Beide waren sie keines Wortes fähig. Herr Tiralla brachte nichts mehr heraus nach seinem ersten Ruf; er war wie einer, der erdrosselt wird, er schnappte nach Luft und wurde blaurot im Gesicht. Was tat sie denn da, was wollte sie denn da, nach was suchte sie denn da?! Warum kam sie so heimlich, während er noch schlief? Wollte sie ihn bestehlen? Geld hatte er ihr doch nie verweigert, danach suchte sie nicht, aber vielleicht —?! Er wurde starr vor Entsetzen, ließ die Zunge heraushängen und schnappte und schnappte. Sie wollte an anderes heran! Sie wollte wohl an das —. „Daß dich, daß dich!“ Mehr brachte er nicht heraus. Aber die Angst, das Grauen, die Wut preßten ihm einen unartikulierten, tierischen Schrei aus.

Da gab auch sie einen gellenden Schrei von sich und rannte mit fliegenden Haaren aus der Stube und ließ Schübe und Zylinderbureau offen stehn.

Er blieb steif liegen, er war wie gelähmt. Nur seine Augen flogen scheu in allen Winkeln umher. Er ängstigte sich so. Der starke, dicke Mann war plötzlich ganz hilflos. War sie auch weg, war sie auch wirklich ganz weg?! Er lauerte auf jeden Laut. Aber als kein schleichender Tritt sich draußen im Flur vernehmen ließ, als es still blieb, ganz still, bis endlich Mariannas Getrappel auf dem Flur ertönte und ihr schallendes Singen in der Küche und ihr Gerassel mit den Herdringen ihm Mut machten, stand er auf mit schlottern-

den Gebeinen, wankte zum Zylinderbureau und nahm aus dem Schubfach, das sie offen gelassen hatte, die Schachtel mit den Pulvern und verbarg sie an sich, an seinem Leibe, zwischen Hemd und Haut. Daß sie die nur nicht fand, daß sie die nur nicht fand!

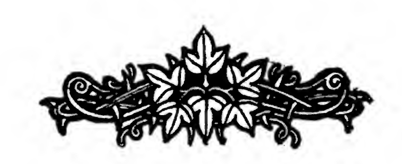
Dann wankte er zum Waschgeschirr und steckte den wüsten Kopf tief in die Schüssel; das Gesicht brannte ihm, es schmerzte ihn heftig. Wie er es fühlte, kam die Magd herein.

Ganz erschrocken schlug Marianna die Hände zusammen: „Was ist, Panje?“ O weh, wie sah denn Pan Tiralla aus! Ganz schrecklich, bei Gott, ganz zerkratzt! War er in die Dornen gefallen, wo hatte der Herr sich denn das geholt?! Zeternd lief sie in die Küche, ein wenig Schmalz zum Bestreichen zu holen.

Herr Tiralla saß still wie ein Lamm und ließ sich die Kratzwunden schmieren; er sagte kein Wort, so viel ihn auch Marianna befragte. In die Dornen geraten, in die Dornen geraten — o ja, bei Gott, das war er! Er nickte wie stumpfsinnig in einem zu. Wie ein Schwerverwundeter stöhnte er dann auf und ließ ächzend den Kopf auf die Tischplatte fallen: aus war's, ganz aus! Und er hatte noch glauben können, als sie gestern abend so freundlich zu ihm gewesen war, so nett wie lange Zeit nicht — ach, was war er doch für ein Esel, was für ein Rindvieh gewesen! Ganz resigniert begann er zu weinen. Er konnte gar nicht weiter mehr denken; er mochte auch gar nicht mehr wei-

ter über alles nachdenken — wozu auch?! Wie es kam, so kam's!

Er ließ sich Schnaps bringen. Ah, der machte leichter, ah, der tat ihm gut! Er schlug auf den Tisch, und dazwischen stieß ihn ein schluchzendes Schlucken: „Zosch — chen — Zosch — chen!“ Er hatte sie doch immer so lieb gehabt.





X.

Wenn Frau Tiralla geglaubt hatte, sie müßte Herrn Tiralla nun fürchten, so hatte sie sich geirrt. Sie hätte es nicht nötig gehabt, beiseite zu schleichen, daß sie ihm nicht unter die Augen kam; er ging ihr aus dem Wege. Er ging allen aus dem Wege. Sie waren ja alle so gut mit ihr, sie hingen ihr an den Augen — bei Gott, sie war eine Hexe, wenn er was wider sie sagte, wer weiß, ob sie ihm dann nicht noch Schlimmeres antat?! Er hatte eine geheime Angst vor ihr. Wenn er ihren Schritt hörte, duckte er sich unwillkürlich; lieber war's ihm, sie trat nicht ein, da, wo er gerade war. Bei den Mahlzeiten aß er fast nichts mehr; auch wenn er Hunger gehabt hätte, hätte er sich nicht zu essen getraut. Das Trinken nährte ihn; er wurde immer dicker, die Augen versanken ihm hinter Pölsterchen. Nur was Marianna ihm brachte, das aß er; aber die Frau durfte nichts davon wissen, das gebot er der Magd. Diese nickte: ‚Wohl, wohl,‘ aber wenn sie zu anderen von Herrn Tiralla sprach, wischte sie mit dem Zeigefinger ein paar Mal rund auf der Stirn herum und sprach betrübt: „Armes Herrchen! Ich glaube, trinkt sich zuviel!“

Herr Tiralla war ein Trinker geworden, das sag=

ten alle Leute. Bei den Honoratioren am Stammtisch ließ er sich freilich in letzter Zeit kaum mehr sehen; aber er trank im geheimen, entweder zu Hause oder im Kruge zu anderer Zeit als die anderen. Den früheren Genossen ging er aus dem Weg. Sie hatten ihn schon seit Wochen nicht zu sehen bekommen.

So war es denn heute ein großes Hallo, als sie ihn erwischten, wie er, am frühen Nachmittag schon, ganz mutterseelenallein in der Krugstube saß. Sie hatten sich's vorgenommen gehabt, ihn einmal zu überfallen; nun hatten sie ihn.

„Psia krew, altes Haus," schrie Jokisch, „wo steckst du denn? Wir sind Nachbarn, und ich kriege dich doch nicht zu sehen!"

Der Förster, der sich sonst über Herrn Tiralla zu beklagen gehabt hatte, sprach jetzt freundschaftlich-vorwurfsvoll: „Ich treffe Sie ja nie mehr an im Przykop!" Schmielke und der Gendarm sprachen auch ihr Befremden aus: warum ließ Herr Tiralla sich denn nicht mehr am Stammtisch sehen? Dem Herrn Propst war's auch schon sehr aufgefallen, in die Predigt kam Herr Tiralla auch nicht. Das war keine Art, er mußte zur Kirche gehen. Gerade er mußte doppelt fleißig beten, er, Herr Tiralla, der Mann einer so frommen und — sie machten eine kleine Pause, Herr Schmielke lachte spitzbübisch — und einer so schönen Frau!

Sie stießen sich an, alle lachten: ob er's denn gar nicht merkte?!

Aber er sah sie der Reihe nach an mit stumpfem

Blick. Und dann trank er ruhig fort, als wären sie gar nicht da. Was gingen sie ihn an, er wollte ja nichts von ihnen! In Ruhe lassen sollten sie ihn. Was konnte es ihnen denn groß Freude machen, sich an ihm zu weiden?! So stumpf war Herr Tiralla denn doch noch nicht, daß er's nicht gefühlt hätte, sie wollten ihn hänseln. Unruhig sah er umher: nun war auch dieser Ort ihm vergällt. Wo sollte er denn nun sein Gläschen in Frieden leeren? Zu Hause fürchtete er seine Frau. Oh, die war jetzt zwar immer ganz freundlich zu ihm und sprach oft zu ihm: ‚Trinke doch, trinke,' und hieß Marianna, wenn er über steigendes Blut nach dem Schädel klagte, ihm fleißig Kühlung aus dem Keller zutragen. ‚Was brauchst du aufs Feld zu gehen,' sprach sie sogar, ‚laß die jungen Männer doch draußen schaffen. Bleibe du hier, dich trifft noch der Schlag, so eine Hitze ist draußen!' Sie hatte ganz recht, und doch traute er ihr nicht mehr. Warum redete sie ihm so freundlich zu, im Stübchen zu bleiben?! Er hätte das gerne gewußt; und doch wieder grauste es ihn, das zu wissen. Hat denn nicht ein jeder sein Leben lieb? Oh, es war besser, er tat so, als denke er sich gar nichts dabei, als merke er nichts von allem!

Innerlich brannte dem Mann eine Angst, die ihn verzehrte, die ihn förmlich ausbrannte, daß er so trocken ward in Mund und Hals und Brust und Lunge, wie ein ausgedörrter Acker, der gar nicht genug kriegen kann an Feuchtigkeit. Er mußte trinken, daß er die Furcht überwand, die ihn immer von neuem packte, die ihn täg-

lich überfiel, in der Stube, auf dem Flur, auf dem sonnenbeschienenen Hof sowohl als in der mondenhellen Nacht, auf der Tenne, in dem Stall, im Haus und ums Haus herum, überall, wo die Frau nahe war. Nur im Krug hatte er sich bisher sicher gefühlt; und auch dort nur sicher, wenn er ganz allein war mit seinem Fläschchen und den sumsenden Brummen, die an der blinden Fensterscheibe auf und ab fuhren.

Ah, nun verleideten sie ihm auch den Krug! Wie Feinde starrte er die Lacher jetzt an. Dann trank er aus, ging davon ohne Adieu, ohne mit einem Blick die vielen Kreidestriche zu zählen, die der Wirt für ihn an der Tafel vermerkt hatte, sah keinen Menschen an, trottete zur Tür hinaus, die Schultern hochgezogen, den dicken Kopf schief zwischen den Schultern, wie einer, der sich vor etwas duckt.

Sie wollten aufs neue lachen, als sie hinter ihm drein sahen. „Verrückt!“ sagte Schmielke und schlug sich auf die Lende. Aber dann lachten sie doch nicht.

„Wenn er sich alle Tage wird so einen Affen kaufen,“ sprach Jokisch und rieb sich die eigene Nase bedenklich, „dann wird er bald gar nicht mehr wissen, was die Frau mit ihm aufstellt!“

„Wer kann's ihr verdenken,“ entschuldigte Schmielke, „zwanzig Jahre jünger wie er ist sie sicherlich, und ein Adonis ist Herr Tiralla nie gewesen. Unter uns gesagt, ich finde es sehr begreiflich, daß ein Weib wie die schöne Tirallalla mal 'nem andern ihre Gunst schenkt! Meine Herren, Sie sind wirklich noch sehr

kleinstädtisch hier — ich bedauere nur, daß ich nicht derjenige bin!"

„Ein Lauseferl, ein ganz dummer Junge ist es!" schrie Jokisch erbost, den der Neid gepackt hielt.

Neidisch waren sie alle. Aber Schmielke, der Mann von Welt, tröstete sich und andere damit: „Wer weiß, nun sie einmal angefangen hat, wer dann an die Reihe kommt!"

Ja, darauf hofften sie alle. —

Herr Tiralla war langsam die Dorfstraße hinuntergewackelt; die Sonne gloste, daß der Staub, den seine schlorrenden Schuhe in Wolken in die Höhe stießen, wie mit Gold vermischt vor seinem gesenkten Gesicht flimmerte. Er hörte und sah nicht, er dachte auch nicht. Gewohnheitsmäßig schlug er hinter der letzten Hütte von Starawieś den jetzt hart gedörrten Weg in die Felder ein.

Blank lagen sie da in der Frühsommersonne; noch war das Korn grün, aber es stand schon fast mannshoch und wiegte stolze Ähren auf endlosen Breiten. Klee lag gemäht an den Rainen und duftete überstark, rasch trocknend in der Sonne. Ein immerwährendes Sumsen von goldblitzenden Insekten und ein Trillern von unsichtbaren Lerchen war in der Luft. Bis nach Starydwór hin, überall, wohin man nur sehen konnte in der Weite der Ebene, lauter hoffnungsvoller Erntesegen. Aber Herrn Tiralla lachte kein Landmannsherz; er sah nicht um sich, es war ihm gleichgültig, wie der Hafer stand, wie der Weizen, und daß sich der Roggen

schon ein wenig zu bleichen begann. Den Hut rückte er sich tiefer in die Stirn, dann schob er hastiger voran. Die Marianna sollte ihm gleich was aufs Zimmer bringen. Einschließen würde er sich da; heute hatte er sein Quantum noch nicht. Die Verdammten, daß sie ihn gestört hatten! Nun war ihm noch recht ungemütlich zumut.

„Herr Tiralla, Herr Tiralla,“ schrie jemand hinter ihm drein.

Er hörte es nicht. An der Boža męka, die steht, wo der Weg sich teilt — links nach Starydwór, rechts zum Ansiedlungsgut — packte ihn jemand von hinten am Rock.

Ganz entsetzt fuhr Herr Tiralla herum — war sie's?! Ah, nur der Lehrer! Einen Seufzer der Erleichterung stieß Herr Tiralla aus.

„Herr Tiralla,“ sagte Böhnke atemlos, „was eilen Sie denn so? Sie rennen ja! Ich sah Sie von weitem gehen aus dem Dorfe; von Starawieś an bin ich Trab hinter Ihnen gelaufen!“

„Warum tun Sie das?“ sprach Herr Tiralla. „Ich will allein sein. Man muß allein sein, man ist am sichersten, wenn man ganz allein ist!“ Er seufzte wiederum und ließ seine verschwollenen Augen unruhig umherglitzern.

Auch der Lehrer seufzte: ach je, der Mann war ja ganz verstört! Es mußte wohl wahr sein, was sie im Dorfe sprachen: Frau Tiralla war des Beckier Liebste geworden. Verflucht! Er machte sich an Herrn Ti-

ralla heran: „Darf ich Ihnen den Arm anbieten, Herr Tiralla, Sie gehen schlecht?!“

„Nein, nein — nein, nein!“ Fast ängstlich wehrte der dicke Mann ab. Und als der Lehrer trotzdem sich nicht abweisen ließ, wurde er grob: „Psia krew! Was willst du denn? Lehrerchen, scher dich zum Teufel!“

Heute beleidigte das ‚du‘ den Lehrer nicht mehr; Herr Tiralla tat ihm leid. Und er wollte wissen, er mußte es wissen, wie weit Frau Tiralla mit dem Beckier war! Was sie am Wirtstisch klatschten, war nicht alles zu glauben, aber von dem hier, vom eigenen Manne, von dem Beleidigten, dem Betrogenen, von dem würde er die Wahrheit herauskriegen!

Besorgt-freundschaftlich nahm Böhnke den mehrmals Stolpernden unter den Arm: „Lassen Sie mich doch mit Ihnen gehen, ich begleite Sie, Herr Tiralla!“

„Wenn's denn sein muß,“ murrte der andere und ließ sich's gefallen; die Fürsorge tat ihm doch gut. Was sollte er denn auch von dem Lehrerchen fürchten? Der war bleich und demütig, war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ, tat keinem ein Arg!

So ließ sich Herr Tiralla die Begleitung gefallen. Sie gingen miteinander wie Vater und Sohn, und als sie ans Hoftor kamen, war's Herrn Tiralla ganz recht, daß der Lehrer noch weiter mitging. Er sprach selber: „Komm, Lehrerchen, komm du zu mir ins Stübchen! Die Marianna soll uns 'was aus dem Keller holen, den Schlüssel hab ich. Da wollen wir trinken, wir zwei ganz alleine!“ —

Es wurde eine lange Sitzung. Früher Nachmittag war es gewesen, als sie von Starawies gekommen waren; nun ging es schon auf den Abend. Und die ganzen Stunden über hatte das Haus so still dagelegen, als sei keine Menschenseele, als sei nicht einmal ein Mäuschen darinnen, und doch hatte Herr Tiralla bei jedem härteren Niedersetzen des Glases auf den Tisch hurtig den Finger an die Lippen gelegt: „St, st!“ Er hatte sich flüsternd immer näher zum Freunde geneigt. Ja, der Lehrer war sein Freund, so sagte Herr Tiralla; es tat ihm so wohl, einen solchen zu haben. Wußte das Lehrerchen, wie es einer Maus zumut ist, wenn sie mit Speck in die Falle gelockt werden soll? Ei, die Frau war jetzt freundlich, war jetzt so heiter, lächelte den ganzen Tag, würde ihm, wenn er's verlangt hätte, sogar selber zu trinken bringen, sie, die früher die Nase gerümpft hatte: ‚Pfui, du stinkst,‘ hatte er nur ein einziges Gläschen zu sich genommen. Aber wer konnte ihr trauen?! „Denn, Lehrerchen,“ — Herr Tiralla faßte den andern um den Hals und hauchte es ihm ins Ohr mit zitterndem Raunen — „höre, Lehrerchen, sie stellt mir nach! Und wenn ich gestorben sein werde, mein Freund — st!“ Er legte dem andern, der auffahren wollte, die Hand auf den Mund und sah sich scheu um: „Still, nur still! Du darfst mich nicht verraten, halte den Mund! Und wenn ich gestorben sein werde, dann, ach dann —“

Herr Tiralla konnte nicht weiter sprechen; ein schluckendes Schluchzen kam ihm, er hatte schon sehr

viel getrunken. Den Kopf auf den Tisch legend, fing er an zu weinen.

Der Lehrer saß starr. Er hörte kaum, was der andere sprach, er lauschte nur nach einem Geräusch im Hause. Würde er denn nicht endlich ihren Tritt vernehmen, nicht endlich ihre Stimme hören?! Er gierte danach. Aber nichts rührte sich. Alle seien aufs Feld, ins Kleeheu gefahren, hatte die Marianna gesagt, als sie die letzte Flasche hereingebracht, und man hatte sie durchs Fensterchen dann auch davongehen sehen, den roten Rock bis zum Knie geschürzt, über dem weißen Hemd den Rechen geschultert. Kleeheuen — sonst war Frau Tiralla nie zum Kleeheuen gegangen. Aber dieses Jahr! Ja, dieses Jahr — das Gesicht des Eifersuchtgequälten verzerrte sich — dieses Jahr waren ja auch zwei junge Männer dabei, der Stiefsohn und der Beckier! Welcher von beiden war es denn?! Vielleicht alle zwei! Dumpf stöhnte der Lehrer auf. Zwei Liebhaber — und doch konnte er nichts Gewisses erfahren. Der hier war ja so dumm, so dumm! Ein Vieh!

Das Mitleid, das Böhnke anfänglich mit Herrn Tiralla verspürt hatte, schwand hin im Zorn: der wollte es ja nicht anders, dem geschah nur sein Recht, was kümmerte er sich nicht besser um sie?! Rücksichtslos stieß er den Weinenden an: „Ihre Frau hält's mit anderen — das wissen Sie doch?!"

Herr Tiralla fuhr nicht auf, er ließ den Kopf liegen, wo er war. „Laß sie! Ach, Lehrerchen, Freund, einziger, den ich besitze, wenn du wüßtest — wenn du wüßtest!"

Er stieß herzbrechende Seufzer aus, aber als der Lehrer Näheres wissen wollte, ihn begierig, unvorsichtig-hastig ausfragen wollte, da verstummte er plötzlich. Nein, er ließ sich nicht ausfragen, nein! Eigensinnig verschloß er den Mund; die Hast des anderen hatte ihn mißtrauisch gemacht.

So saßen sie stumm, bis der Abend kam, und doch zögerte der Lehrer noch immer, zu gehen. Er mußte noch warten, sie mußte doch kommen! Vor seinen Augen tanzten schon Tisch und Flaschen im wiegenden Auf und Ab, aber noch immer ließ er sich einschenken und schenkte wiederum Herrn Tiralla ein. Was gab es denn anderes, die verzweifelte Zeit des Wartens zu kürzen?!

Böhnke ahnte nicht, wieviel er heute schon getrunken hatte; hätte er das gewußt, er wäre erschrocken gewesen. Immer hatte er diejenigen verachtet, die mehr tranken, als sie vertragen konnten, und er selber hatte stets gewußt, daß er nicht viel vertragen konnte; er wußte es jetzt nicht mehr. Sie mußte doch kommen, mußte doch endlich nach Hause kommen!

„Zur Gesundheit, Herr Tiralla!“

„Wohl bekomme es dir, Lehrerchen!“

Zum soundsovielten Male stießen sie an, ohne Heiterkeit, ohne Genuß, nur um zu trinken; der eine verzehrt von Eifersuchtsqual, der andere verfolgt von Todesangst.

Da knallte ein Peitschenschlag. Endlich! Sie kam, sie kam endlich — aber mit den anderen zusammen!

Der Lehrer war ans Fenster gestolpert, seinen Stuhl hatte er in der Hast laut polternd mit umgerissen, so daß Herr Tiralla, über den verräterischen Lärm entsetzt, die Augen zukniff, mit vorgehaltenen Händen die Ohren schützte und sich am liebsten unter den Tisch verkrochen hätte.

Sie fuhren ein auf den Hof. Die Ochsen, die den Wagen zogen, langsam wandelnd, hatten Kränze von rotem Klee und blauen Kornblumen um die Hörner bekommen; sie waren sich ihres Schmuckes bewußt. Und rechts und links schritt je ein junger Mann — hier ein schwarzer, da ein blonder — beide mit geschultertem Rechen; der eine schlanker, der andere stämmiger, aber beide hübsch und beide froh.

Der Lehrer sah es mit neidischen Blicken. Und da — da — er drängte sich näher ans Fenster — da thronte sie! Hoch auf dem duftenden Heu, wie eine Königin, schöner, froher, als er sie je gesehen hatte. Ihr helles Kleid glänzte frisch und rein, der Schutzhut hing ihr im Nacken, unbeschattet leuchtete ihre klare Stirn; sie sah jünger, lebensfreudiger aus als die junge Rózia, die hinter ihr kauerte. Mit Lachen rannte die braune Marianna hinter dem Wagen drein, sie war abgerutscht vom hochgeladenen Heu, nun mußte sie nachlaufen.

Das war wie der Zug des Frohsinns selber, der in Starydwór einzog. Der Lehrer ballte die Faust, er schüttelte sie gegen den Wagen; und doch hätte er sein Leben darum gegeben, hätte er dabei sein können im Zug, hätte er mitlachen können mit Frau Tiralla.

„Wie sie glücklich ist!“ murmelte er und wandte den Blick ab. Er haßte sie in diesem Augenblick dieses Glücklichseins wegen, und dann konnte er es ihr doch nicht mißgönnen.

Ohne Adieu, mit einer Gebärde des Abscheus, schritt er an Herrn Tiralla vorbei.

Der lallte ihm nach: „Komm wieder, mein Freund! Bruder, komm du bald wieder!“

Böhnke gab keine Antwort. Hinaus, hinaus zu ihr, der Betrügerin, der Nichtswürdigen entgegen!

Da trat sie schon in dem Flur auf ihn zu.

Wußte sie's, daß der Lehrer da war? Hatte Marianna sie vorbereitet? Jedenfalls war sie nicht verwundert und auch nicht erschrocken. Ihr blühendes Gesicht wurde weder röter noch blasser, es behielt die gleiche zartrosige Farbe, und ihre Augen blickten ihn freundlich an. Sie reichte ihm die Hand zur Begrüßung.

„So schön war es,“ sagte sie lächelnd mit einem tiefen Aufatmen der Freudigkeit.

„So schön,“ murmelte er ihr nach und verschlang sie mit seinen Blicken. Fast ungestüm zog er sie vom Lichte weg; im dunkelsten Flurwinkel stellte er sie: „Sie betrügen Herrn Tiralla!“

„Wen geht das an?!“

„Mich, mich, mich!“ Er rüttelte sie bei jedem Wort, er war wie von Sinnen; er fühlte, daß er betrunken war und konnte sich doch nicht beherrschen. Als ob er sie schlagen wollte, so hob er die Hand.

Sie fing seinen Arm auf: „Ach, schlagen Sie mich nicht!“

Die Sanftmut, mit der sie bat, entwaffnete ihn. Wie durfte er es wagen, sie zu schlagen, er, der Betrunkene, diese Frau?! Der Mut fehlte ihm plötzlich und auch der Zorn.

„Ach, warum stören Sie mich,“ klagte sie leise, und dann hielt sie sich die Augen zu: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich, ach, lassen Sie mich doch! Ich war so froh!“

Ihr Ton rührte ihn. Ja, das glaubte er ihr wohl, es tat gut, froh zu sein!

Langsam war sie von ihm zurückgewichen. Nun war sie wieder im hellen Licht. Er sah, daß sie ihm entwich und konnte sie doch nicht halten.

Da kam auch schon Mikolai: „Mutter, wo steckst du denn?“ Die anderen kamen auch herbei. Wie durch einen Nebel sah der Lehrer helle Gestalten, die sie umringten. Rózia hatte den Ochsen die Blumengewinde abgenommen: „Wo sollen wir hin damit?“

Da sprach Frau Tiralla: „Kommt, laßt uns mit den Kränzen von Klee die lieben Heiligen schmücken! Es ist die erste Ernte des Sommers. Mögen sie uns gnädig sein!“ Und zum Lehrer sich wendend: „Kommen Sie öfter, Herr Behnka, kommen Sie nur oft heraus zu Herrn Tiralla, es wird mich freuen!“

Da konnte er nicht anders, er bückte sich über ihre Hand und flüsterte heiser: „Wie Sie befehlen, ganz wie Sie befehlen, Frau Tiralla!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten alle Heiligen, die im Hause waren, und auch die Gottesmutter draußen vorm Tor in der Nische, mit dem Klee und den Blumen aus dem Korn umkränzt. Unterm Schuppendach stand der hochgeladene Kleewagen; morgen früh sollte er abgestakt werden, heute abend gönnten sie sich frohe Rast. Es war wie Sonntag in Starydwór; früher war es auch an Sonntagen nie so schön hier gewesen wie jetzt. Marianna buk Kuchen in der Pfanne und sang dazu, Mikolai paffte, auf dem Hofe herumschlendernd, und hatte dabei seine Schwester Rózia um die Schultern gefaßt. Sie errötete und lächelte bei dem, was er zu ihr sprach.

Er redete auf sie ein: „Ich sage dir, du wirst es bereuen, wenn du erst wirst im Kloster sein. Ich sage dir, Kranke pflegen oder immer beten, das ist schrecklich auf den ganzen Tag! Die Herz-Jesu Damen sind alle ältlich, ich sah sie einmal; und die Grauen Schwestern — ah, sage mir nichts," wehrte er ab, als das Mädchen ihn unterbrechen wollte — „ich weiß schon, was ich sage. Häßlich und alt sind sie alle! Was willst du bei ihnen? Bleibe zu Hause! Wir vertragen uns so gut!" Fester faßte sein Arm sie um die Schultern, und dann sagte er mit Ernsthaftigkeit, obgleich in seinen runden Wangen zwei Grübchen zu spielen anfingen: „Ich, als dein Bruder, rate dir gut: du solltest zusehen, daß du den Martin heiratest. Ich bin ihm schon jetzt gut wie einem Bruder, geschweige dann erst! Mag er hierbleiben und sein Geld mit in den Hof stecken, auf daß wir zukaufen, oder vielleicht gar

eine Brennerei bauen oder eine Ziegelei. Oder mag er mit dem, was du zubringst, sich eine Mühle kaufen hier herum. Mir ist alles gleich lieb. Nur will ich, daß du nicht in ein Kloster gehst! Schwesterchen, kleines," — er gab ihr plötzlich einen freundschaftlichen Stoß, daß sie ein paar Schritte von ihm wegtaumelte, und fing sie dann wieder mit seinem Arm ein, sie lachend an sich ziehend — „he, wird das nicht schön sein?! Was sagst du dazu?"

„Ja, mag er mich denn?" fragte sie leise und schüchtern. Das Herz klopfte ihr: ah, Mann und Frau — und immer einig, lange Jahre — und viele Kinder! Sie errötete tief. Ach, wenn er mich doch möchte, dachte sie, und wie ein Beten stieg es in ihrem Herzen auf.

„Warum sollte er nicht?" fragte der Bruder und sah sie zärtlich an. Er hatte sie wirklich lieb, von Herzen lieb, seine gute, sanfte, kleine Różyczka. Aber dann wurde sein Blick prüfend, ernsthaft taxierend: „So hübsch freilich wie deine Mutter bist du lange nicht. Psia krew!" Er schnalzte mit der Zunge und machte feurige Augen. „Das ist ein Weibchen! Es ist ein Jammer — und der Alte säuft! Aber, siehst du, man muß eben nicht vergleichen! Martin wird ein Einsehen haben; der ist auch nicht so, daß er nur auf die Schönheit sieht!"

Ein heftiger Schmerz schnitt plötzlich durch Różias Brust, unwillkürlich fuhr sie mit der Hand hin; es war ihr, als müsse sie ihr Herz zusammenhalten. Ach

ja, die Mutter war schön — oh, und wie hatte sie gelacht heute beim Kleeheu-wenden, so wie die Waldtaube, die im Przykop gurrt! Ach ja, gegen die Mutter konnte sie nicht an, das sah sie wohl ein! In schmerzlicher Demut ließ sie das Köpfchen hängen.

Mikolai tröstete: „Aber du hast ja auch 'was! Der Beckier muß darauf sehen, daß er eine Frau kriegt mit Geld. Wenn er selber auch 'was hat, er hat doch nicht genug. Und ich glaube, er ist dir dazu noch sehr gut. Sage mir,“ — er hob des Mädchens gesenkten Kopf unterm Kinn in die Höhe — „bist auch du ihm gut? Soll ich ihm sagen?“

Tränen perlten aus Rózias Augen und liefen ihr über die Wangen. Sie schüttelte stumm-verneinend den Kopf, und als er in sie drang: „Aber warum denn nicht? Sei doch nicht so dumm!“ sprach sie ganz leise: „Ich möchte nicht — nein, ich möchte doch lieber nicht,“ riß sich vom Bruder los und rannte ins Haus hinein. Lief hinauf in die Kammer, die sie mit Marianna teilte, warf sich da vor ihrem schmalen Bett auf die Kniee und fing an, weinend zu beten. Sie mußte weinen, sie konnte nicht dafür, so gern sie auch die Tränen gehemmt hätte, die da flossen, sie wußte nicht recht warum. War es Eifersucht, was ihr wie ein Messer durch die Brust schnitt? Ach nein, da war ja kein Mensch auf der Welt, der die Mutter so bewunderte, wie sie es tat! Alles gönnte sie ihr — bei Gott, alles wollte sie ihr gerne gönnen, nur den Beckier nicht! Was sie sich für Blicke zugeworfen hatten! Immer waren sie mitein-

ander gewesen, immer nebeneinander; sie hatten sich zusammengehalten, immer auf einem Teil des Ackers für sich allein, der weitab gewesen war. Immer so, als gehörten nur sie zueinander. Und die Mutter hatte gelacht, als sei sie noch ein junges, glückliches Mädchen, viel jünger und viel glücklicher als sie, die Rózia, es je gewesen war. War es nicht eine Schande, so zu lachen, wenn man schon so bei Jahren ist?!

Rózia warf die Lippen auf, aber dann schämte sie sich plötzlich sehr. Wie häßlich war es von ihr, der Mutter nicht das Lachen zu gönnen! Mochte sie lachen, lachen und glücklich sein allezeit! Ihr, Rózias, Los war es, zu beten, zu beten allezeit. Ja, ins Kloster würde sie gehen zu den Grauen Schwestern, Kranke pflegen, oder zu den Damen vom Heiligen Herzen Jesu! Dahin allein, danach stand ihr Verlangen, alles andere war nicht des Begehrens wert!

Mann und Frau — und immer einig, lange Jahre — und viele Kinder — — — das klang wie ferne, ferne Musik. Heftiger bewegte Rózia die Lippen. Sie hätte sich die Ohren zuhalten mögen, sie rang mit aller Kraft gegen die ferne Musik. „Jesus, Jesus, du einziger Freund! Jesus, mein Gott, ich liebe dich über alles! Süßester Jesus, Seligmacher," lispelte sie inbrünstig; ihre gehobenen Augen suchten voller Sehnsucht.

Rózia hatte kein Bild des Heilands über ihrem Bett, nur ein Weihwasserkesselchen hing da mit geweihten Palmzweigen, aber jetzt — plötzlich — leuchtete ein Bild an der kahlen Wand auf, das bisher nicht da-

gewesen war. Entzückt starrte sie es an, ihre Augen wurden immer größer; ihre Lippen stockten im Gebet, sie stieß einen tiefen Seufzer aus — da — da — Jesus Christus! Wie er Martin Beckier glich, Zug um Zug, und wie er auf sie niederlächelte!

Immer verzückter blickte das erregte Mädchen; als sei ihm plötzlich alles Blut im Körper rege-flüssig geworden, so ging es ihm rieselnd hinab bis zu den Fußspitzen und schoß dann heiß herauf in die Wangen. Rózia glühte vor Lust: da war er, da war er! Das war nicht mehr das Christuskindlein, das sie hatte halten dürfen auf ihrem Schoß, das war er, er, so groß und so schön!

„Jesus, Gott, o mein Seligmacher!" Sie stieß einen Freudenschrei aus und streckte ihm die Arme entgegen. —

Draußen war's dämmerig geworden, innen in der niederen Kammer schon finster, aber das Bild vor Rózias Augen leuchtete in wundersamem Glanz. Sie wand sich am Boden. Schmerzen und Entzückungen durchschütterten ihren zarten Körper.

Als Marianna hinaufkam, um sich noch einmal frisch zu strählen, denn Herr Mikolai hatte ihr fest versprochen, nach der Abendmahlzeit mit ihr ein wenig in die Felder zu spazieren, fand sie die Paninka am Boden, so blaß und halb ohnmächtig, als sei alles Blut aus ihrem Körper entwichen. Das arme junge Ding! Die Magd hob den leichten Körper aufs Bett und begann ihn dort zu entkleiden.

Aber mit einem Wehlaut widerstrebte Rózia; sie hielt ihre Kleider fest um sich: nein, nein! Und herab zum Essen wollte sie auch nicht kommen, allein wollte sie sein, ganz allein mit ihm!

„Mit wem?“ fragte die Magd neugierig, aber sie erhielt keine Antwort.

Blaß lag das junge Mädchen auf dem Bett und starrte mit entrückten Blicken. Halb scheu, halb ehrfurchtsvoll schielte die Magd nach dem Bette hin: o weh, ging das nun wieder los wie früher?! Sie bekreuzte sich, und dann, als kein Laut von Rózia kam, als sie zu schlafen schien, machte Marianna geschwind ein wenig Toilette. Ein reines Häubchen auf, die Glasperlenschnur mit den vielen bunten und langen Bändern um — so würde sie Herrn Mikolai recht wohl gefallen! Ein Liedchen summend, eilte sie dann hinab.

Niemand vermißte heute Rózia beim Abendtisch. Der Sommerabend war so lau, so lockend lind; er hatte ihnen allen die Köpfe verdreht.

Selbst Herr Tiralla, der sonst nach seinem Töchterchen gefragt haben würde, hatte seinen Kopf voll. Er saß wohl mit am Tisch, aber er stierte immer vor sich hin, als sei er ganz allein, ohne irgend jemanden zu sehen; er hörte auch nichts. Man konnte jeden Augenblick erwarten, daß er schwer vom Stuhl zu Boden sinken würde.

Martin Becker faßte der Widerwille, als er ihn so sah: eine Schmach war's, eine Schande, sich so voll zu trinken, pfui! Er wendete die Augen ab. Zärtlich

suchte sein Blick dann Frau Tirallas Gesicht: arme Frau, liebe Frau, ah, wenn er sie doch auf seinen Armen hier hinaustragen könnte, von dem da fort, aus all dem Schmutz da weg! Wollte Gott, daß man von hier fortkäme! Aber beide miteinander weglaufen konnten sie doch nicht; und so mußte auch er bleiben, ihr zuliebe, es war nicht leicht! Bei Gott, es war keine Ehre, so einem zu dienen, nun schon an die dreiviertel Jahr. Wenn er es dem Mikolai nicht zuliebe täte und ihr — ja, ihr! Er mußte ja bleiben!

Als erriete die Frau des jungen Mannes Gedanken, so sah sie ihn jetzt an. Sie sagte nicht ‚danke‘, aber in ihrem Blick lag der Dank. Frau Tirallas Augen waren immer schön gewesen, samtige, tiefe, sprechende Augen, aber nun war in ihren Glanz, der oft ein unruhiges Flackern gehabt hatte, ein sanftes Leuchten gekommen: das Leuchten der Liebe.

Sie sah Martin Becker tief und innig an: ah, wenn sie nun gleich, wie verabredet, sobald Herr Tiralla schlief, miteinander in den Przykop gingen, dann wollte sie zu ihm sprechen: ‚Ich danke dir!‘ Es drängte sie förmlich dazu. ‚Ich danke dir, daß du gekommen bist in unser Haus! Ich danke dir, daß du gekommen bist wie der Erlöser! Siehe da, ich bin rein geworden durch dich! Oh, wie ich dich liebe, ich danke dir!‘ Ob er sie verstehen würde? Ach nein, er konnte das ja nicht ganz verstehen, was wußte er denn?! Wenn sie sprechen würde: ‚Ich bin rein geworden durch dich,‘ würde er sie ansehen mit großen, erstaunten Augen, denn er

ahnte von keiner Schuld. Aber war sie denn eigentlich schuldig?! Nein, nein, das war sie auch nicht! Frau Tiralla hob den Nacken, den sie tief geneigt hatte, frei auf: nein, auch sie wußte nichts, gar nichts mehr! Versunken waren alle Jahre mit allen bösen Tagen, mit allen bösen Gedanken, als seien sie alle nie gewesen. Sie war wieder so jung, so harmlos wie ehemals, als sie in ihres Propstes Studierstube saß. Das war eine andere gewesen, eine ganz andere Frau Tiralla, die hier geseufzt hatte lange Jahre, die hier geweint hatte, die hier wieder und immer wieder gestrebt hatte, sich frei zu machen von dem verhaßten Mann. Gift —?! Jetzt mußte sie lächeln darüber, wie gut meinten es doch die Heiligen mit ihr, die hatten sie ja vor dem Gifte bewahrt! Jetzt trank Herr Tiralla. Und wenn er so weiter trank, soviel Ungar, soviel Bier, soviel Schnaps, dann trank er sich bald hinüber in die Ewigkeit. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Es war ein fast mitleidiger Blick, mit dem die Frau ihren Mann streifte; nun störte er sie gar nicht mehr. Lächelnd nickte sie dem Geliebten zu, und dann schob sie Herrn Tiralla die Flasche näher, die noch nicht völlig geleert auf dem Tische stand: „Willst du nicht austrinken?"

Er murmelte etwas Unverständliches vor sich in sein Glas hinein und sah sie gar nicht an. Da schenkte sie selber ihm das Glas voll bis an den Rand, und als er noch immer nicht trank, nicht einmal die Hand ausstreckte, das Glas zu erfassen, nahm sie es, tat einen

Schluck und schob es dann ihm wieder zu ihm fast zwischen die Finger: „Prosit, wohl bekomme es dir!“ — — —

Herr Tiralla schlief. Sie hatten es nicht einmal abgewartet, bis er vom Stuhl sank. Er saß noch auf dem Stuhl, aber sein Kopf war auf die Tischplatte gefallen. Sie hätten sich nicht zu genieren, nicht einmal das Zimmer zu verlassen brauchen, sie waren so gut wie allein.

Mikolai war schon vor ihnen hinausgegangen, er hatte noch ein Weilchen leise pfeifend in der Haustür gestanden. Sie hatten es drinnen gehört; dann aber, als das Pfeifen verstummt war und aus der Küche kein Klappern Mariannas mehr zu hören war, da hatten sie sich lächelnd zugenickt, hatten sich verständnisvoll in die Augen geblickt, waren dann auch von ihren Plätzen aufgestanden und zur Türe gegangen und zum Hause hinaus, wie die anderen vor ihnen.

Hand in Hand wandelten sie langsam. Es kam Frau Tiralla kein Gedanke der Furcht, daß jemand sie belauschen könnte. Ruhig schritt sie dahin in ihrem hellen Kleid, das trotz des Dämmerlichts weithin sichtbar über die flachen Felder leuchtete.

Martin Becker war nicht so sicher wie sie. „Wenn uns jemand sähe,“ sprach er, als fern im Korn Gestalten auftauchten und wieder verschwanden, Gestalten, die man mehr ahnte als sah. „Da sind noch Leute!“

„Laß sie,“ sprach sie lächelnd. „Komm, lege den Arm um mich! Führe mich; ich will mich so gerne

führen lassen, wohin du willst. Ich mache die Augen zu, dann sehe ich nicht den Himmel und nicht die Felder — gar nichts mehr — dann fühle ich nur dich!“ Eng schmiegte sie sich in seinen sie umfassenden Arm. Oh, so mit ihm wandern in die Ewigkeit! Eine unsägliche Wonne erfüllte ihr Herz. Das war mehr als himmlische Seligkeit! Sie hatte jetzt nicht mehr den glühenden Wunsch, ihn zu küssen wie ehedem, ihren Mund auf seine frischen Lippen zu pressen, daß ihnen beiden der Atem ausging — o nein, jetzt würde sie erröten, also zu tun. Die Glut der Sehnsucht, die sie gepeinigt hatte, ehe sie ihn besaß, die quälte sie jetzt nicht mehr. Jetzt war sie sein und er war ihr, jetzt waren sie wie die Engel im Paradies, die in der Seligkeit sitzen.

Er führte sie in den Przykop. Aber als er sie da wild umfing unter den ersten schützenden Büschen, wehrte sie ihm: nicht so! Sie war kein Liebchen, das man sich von der Straße auflas, sie war seine Braut, sie war seine Frau, und wenn sie dereinst eingingen in die Ewigkeit, dann wollten sie rein dastehen vor Gottes Thron!

Martin Becker verstummte ganz, dazu wußte er nichts zu sagen. Zu küssen verstand er wohl, aber dies hier verstand er nicht. Das kam ihm doch alles ganz merkwürdig vor. Warum hatte sie ihn denn gesucht, sich mit Blicken an ihn gehangen? Warum war sie ihm denn gleich zugefallen wie ein reifer Apfel, an den man nur leise zu rühren braucht, wenn sie jetzt auf einmal so spröde war, so keusch wie eine, die man das Lieben

erst lehren muß?! Bei Gott, die kleine Rózia könnte nicht keuscher sein!

Still neben ihr aufs Moos mußte er sich jetzt setzen, nur ihre Hand durfte er fassen. Träumerisch blickte Frau Tiralla. Vom Rand des Przykop schauten sie zurück in die Felder. Unten im Grund war es tief-dunkel, da hinunter wäre er gerne mit ihr gestiegen, aber sie widerstrebte; sie wollte über den Feldern die Sterne sehen, deren Glanz sich blinkernd verfing in tausend Tropfen Tau.

„Himmlischer Glanz ist auf die Erde gefallen," sprach sie weich. „Du bist zu mir gekommen, ich danke dir!" Und nun sagte sie ihm alles, was sie ihm hatte sagen wollen von Dank.

Er war ganz beschämt. Wie schön wußte sie alles in Worte zu setzen! Ja, sie war eine kluge Frau und eine gute dazu! Ja, es wäre eine Schande, wollte er sie jetzt unterbrechen mit verliebten Redensarten und sie an sich reißen in heftiger Verliebtheit, wie an jenem ersten, heimlichen Abend, da er im Dunkeln mit aus-gestreckten Händen durch den Flur tastend, auf etwas Weiches gestoßen war, das sich an die Wand gedrückt, und das dann, als er erregt geraunt: ‚Sind Sie's, Frau Tiralla?' die Arme um seinen Nacken geschlungen und sich von ihm hatte ziehen lassen, wohin er sie hatte ziehen wollen. Damals war sie gewesen wie eine Färse, die lange gedurstet hat, die man meilenweit getrieben hat durch staubige Felder und die, nun sie Wasser sieht, darauf losstürzt, daß der Strick, an dem sie gehalten wird,

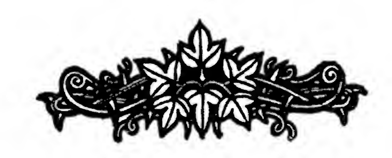
reißt, und die dann trinkt, trinkt, sich nicht satt trinken kann an dem Wasser. Jetzt war sie wie eine Heilige!

Der junge Mann hätte sich nicht getraut, sie zu umschlingen, obgleich es ihm in den Armen, in allen Fingern zuckte, obgleich ihm die Nähe der schönen Frau und die Wärme des sommerlichen Abends das Blut rollend durch die Adern trieb. Sie waren so allein, sie saßen so geschützt — ringsum diese Stille, nur ein Wachtelkönig lockte im Korn, und tief aus dem Przykop fiepte ein Reh — und doch hielt er an sich. Es war eben alles anders hier, als es anderwärts war!

Martin war nicht so alt geworden, wie er jetzt war, ohne ein Mädchen im Arm zu halten — daheim als Müllergesell, und erst recht beim Militär — aber eine wie diese hier, war noch nie die Seine gewesen! Einen kurzen Augenblick durchzuckte es den jungen Menschen wie flüchtiges Bedauern: mit Rózia wäre es vielleicht doch noch schöner gewesen! Und so ganz von Herzen wohl war ihm nie hierbei. Was wohl seine Mutter dazu sagen würde? Diese hier war doch eine Frau, eine verheiratete Frau! Es stieg ihm heiß zu Kopf: die gute alte Mutter, die war Zeit ihres Lebens brav gewesen! Oder trieb ihm das Begehren das Blut so in die Wangen? Ei, wie schön war Frau Tiralla, schöner als alle die Mädchen, die er je in seinem Leben gesehen hatte! Wie weiß war ihr Hals, der sich aus dem kleinen Ausschnitt des Kleides hob! Er konnte nicht mehr an sich halten, er mußte diesen Hals küssen.

Aber schamhaft die Hände über der weißen Kehle

kreuzend, flüsterte sie: „Nicht so, nicht so!“ Doch dann, als sie seine heißen Lippen immer wieder fühlte, hielt ihre Zurückhaltung nicht mehr stand, mit beiden Armen ihn an sich pressend, rief sie laut jauchzend, daß es über die nächtlichen Felder hallte: „Jesus Christus sei gepriesen und seine heilige Mutter Maria — ich liebe dich, ich liebe dich!“





XI.

Die Paninka auf Starydwór hatte wieder ihre Gesichte. Das erzählte die Magd im Dorf, und wenn sie den Jendrek traf, der drüben bei Jokisch diente, beklagte sie sich, es sei gar nicht angenehm, bei dem Fräulein zu schlafen; lieber würde sie im Stall auf grober Streu schlafen oder sonstwo, als bei so einer, die nachts redete, als sei es Tag, und die mit dem Herrn Jesus Christus Zwiesprache pflog, als sei er ein Bräutigam, um den sie würbe. Bei Gott, möchte Herr Tiralla dem Fräulein doch einen irdischen Bräutigam suchen oder sie schon dem himmlischen geben, damit die liebe Seele Ruhe kriegte und nicht umherfuhr, bald hier bald da, und andere ängstete mit seltsamem Getue!

Marianna hatte sich auch bei Frau Tiralla beklagt. Aber diese hatte die Achseln gezuckt: das wußte man ja, daß das Fräulein oft sehr erregt war, das lag in den Jahren, das würde sich schon wieder geben!

Frau Tiralla hatte jetzt keinen Gedanken für die Tochter übrig; all ihr Denken gehörte Martin Becker. Der Sommer war vorgeschritten, der Herbst nahte, und jetzt war es ihr zuweilen, als könne mit den Schwalben auch der Geliebte fortziehen. Und wenn er das vorhätte, dann, dann —! Ein eisiges Grauen schüttelte sie.

Herr Tiralla vegetierte nur, schlief, trank, trank und schlief; er ward stumpfer von Tag zu Tag, mied scheu alle Gesichter, brütete stundenlang hinter seinem Glas, hatte zuweilen Anfälle, die ihn zwangen, urplötzlich laut aufzubrüllen wie ein Ochse, dem der Schlächter mit dem Beil eins vor die Stirne gibt, stürzte dann auch hin wie der Ochse, ballte röchelnd die Fäuste in Wut oder Schmerz, schäumte, verdrehte die Augen, schlug um sich wie ein Rasender, um dann todesmatt in einen tiefen Schlaf zu versinken. Schon mehr als einmal hatte Herr Tiralla so steif und eiskalt dagelegen, daß Marianna laut aufheulend ihr Gesicht verhüllt hatte — nun war es aus! — und die Frau auf den Zehen, die großen Augen noch größer aufgerissen, den Finger lauschend an die Lippen gelegt, mit gerecktem Halse dabeistand. Nein, er erwachte immer wieder! Und wenn er auch steif und matt war und über solche Schmerzen in allen Gliedern klagte, daß er die Beine nachzog wie ein Gelähmter, und daß er kaum gehen konnte, er lebte doch. Er, der früher so dick gewesen war, schrumpfte jetzt ganz ein, wurde gelb und mager und war immer heiser; auch mundete ihm kein Essen mehr. Dem Mikolai fiel das auf, er hatte die Absicht, einen Arzt für den Vater zu holen, aber die Stiefmutter meinte: wozu den Doktor fragen? Der konnte doch nicht helfen! Da gab der Junge seine Absicht auf und kaufte lieber für das Geld, das der Doktor gekostet hätte, der Marianna einen neuen Spenzer und sich eine Pelzmütze auf den Herbst, um allen Mädchen in die Augen zu stechen.

Sie kurierten Herrn Tiralla auf eigene Faust. Starker Wein war gut gegen große Schwäche, der war zudem eine Arznei, die Herr Tiralla nicht zum Fenster hinausschüttete. Für die Mattigkeit in den Beinen war Pain-Expeller sehr gut, eine starke Einreibung in einem Fläschchen; man konnte das zu Gnesen in der Apotheke kaufen, und, abends und morgens gebraucht, tat es gute Wirkung!

Aber als Marianna, die Herrn Tiralla versorgte, das erste Mal eingerieben hatte, kam sie wehklagend zur Herrin gelaufen: sie hatte kaum das Fläschchen entkorkt gehabt — gut hatte es gerochen, das war wahr, pricklig und scharf wie starker Schnaps — da hatte der Herr ihr auch schon das Fläschchen aus der Hand gerissen, hatte daran geschnüffelt und dann einen Schluck getan, einen Schluck, so hastig und tief zugleich, daß ihr angst und bange geworden war, es täte ihm Schaden.

Aber Pain-Expeller schadete Herrn Tiralla nicht, er war ebenso gut innerlich wie äußerlich angewendet. Herr Tiralla nahm von jetzt ab immer einen Schluck davon, morgens und abends, und zuweilen auch am Tage noch einen, wenn seine Beine gar so sehr nach der Einreibung verlangten. —

Jetzt war die Ernte ganz eingebracht, über die Stoppeln ging der Wind und wehte die weißen Fäden losgerissener Spinngewebe vor sich her.

Frau Tiralla stand unterm Hoftor, blickte über die geleerten Felder hin und sah den Sommer scheiden. Sie fröstelte und hüllte sich fester in ihr Tuch; ihr war so seltsam bang. Die Zeit war da, vor der sie sich gefürchtet hatte; droben auf dem Telegraphendraht, der sich nach Posen zog, saßen die Schwalben dichtgedrängt, sich sammelnd zum Flug. Morgen war Mariä Geburt, da zogen sie fort — und er, er?!

Die Hände ineinander pressend, schaute die Frau mit angstvollen Augen hin zum Muttergottesbild in der Nische. Zur Beichte war Martin heute gegangen, denn morgen war großer Ablaß am hohen Fest. Ach, wenn sie doch auch beichten gegangen wäre! Jetzt tat es ihr leid, daß sie ihre Beichte verschoben hatte. Sie hätten dann miteinander nach Starawies gehen und auch wieder zusammen heimgehen können! Maria, heilige Mutter — o wie lange waren sie nicht mehr miteinander gewandert! Immer hatte er keine Zeit gehabt; die Ernte hatte gedrängt, er hatte geschafft und geschafft, daß er abends zu müde war und nur nach Schlaf verlangte. Hundertmal hatte sie es gewurmt, daß sie nicht die Kraft hatte, zu arbeiten im Feld wie die Marianna und andere Dirnen; hinter ihm her, dicht hinter ihm her wäre sie dann geschritten, hätte die Schwaden gerafft, die er niedermähte, hätte sich unablässig gebückt, wäre nicht müde geworden, so nahe bei ihm.

Nun war die Ernte des Sommers beendet, nun kam bald die lässigere Winterszeit mit Tagen, in denen es kaum etwas zu tun gab, Tage, die sich so wohlig

verdämmern, Aug' in Auge mit dem Geliebten, die aber furchtbar, ganz furchtbar sind, ist man allein! Die Frau schauderte.

Warum sie nur immer denken mußte, daß er bald fortgehen würde von Starydwór?! Er hatte doch kein Wörtchen davon gesagt. Niemand hatte ihr darüber etwas gesagt, und doch glaubte sie es bestimmt zu wissen. Sie hatte in seiner Seele gelesen: die hatte von ihrer Freudigkeit verloren. Ei, und war denn auch hier ein Ort, an dem es sich wohl sein ließ? Nein, nein, nein! Sie erzitterte in tiefster Seele. Ihr war oft, als stürzten die alten Mauern über sie ein. Und die alten Kiefern am Rande des Przykop ächzten jetzt nächtens herüber zum Hof, als seufzten rastlose Seelen in ihrem Geäst.

Auch die Ratten, die so lange im Keller des Hauses geschlafen hatten, huschten jetzt wieder von Winkel zu Winkel, huschten jetzt wieder durch Frau Tirallas Träume wie Gespenster, die sie jagten. Herr Tiralla lebte doch gar zu lange! Wenn er nicht wäre, dann wäre sie froh, dann könnte sie mit Martin Beckier fortziehen von diesem Ort, wenn er nicht länger mehr bleiben wollte hier; und sollte sie auf bloßen Füßen gehen, sie ging mit ihm. Ach wie gern, wie gern!

Mit sehnsüchtigen Augen sah Frau Tiralla gen Starawieś hin, dessen Kirchturm wie ein Finger aus der Fläche gen Himmel wies. Wenn sie nur erst Martin wiedersah, dann würde ihr wieder leichter werden! ‚Mein Lieber,‘ würde sie ihn bitten, wie man nur bitten kann, ‚verlaß mich nicht um aller Heiligen willen!‘ Es

war ja nicht sein Antlitz, das sie so liebte, daß sie es nicht entbehren konnte, nicht einmal ein paar Stündchen lang; es war nicht sein Lachen, das es ihr angetan hatte, und auch nicht sein federnder Gang, nicht sein Körper, sein stattlicher, schlanker — seine Jugend, seine Jugend mußte sie haben, seine Seele, die so jung, so frisch, so rein war, daß sie die ihre mitriß dahin, wo es hell war und froh!

„Martin, Martin!“ Dem Wind den geliebten Namen mitgebend, streckte sie die Arme aus. Da sah sie ihn kommen. Er war allein, Mikolai, der mit ihm zur Beichte gegangen war, hielt sich noch bei den Buden hinter der Kirche auf. Er kam raschen Schrittes über den Rain den Acker entlang, als eile es ihm. Ah — die Frau lächelte — er verlangte auch danach, sie wiederzusehen, wie es sie nach ihm verlangte! Noch einmal rief sie: „Martin!“ Ein zärtliches Willkommen lag in ihrem Ton.

Aber er schreckte zusammen. Worüber dachte er denn so finster nach?! Sonst war es doch nicht seine Art, die Stirne in Falten zu ziehen und die Augen gesenkt zu halten?! Er übersprang auch nicht, wie sonst wohl, den Graben, der den Acker von der Straße trennte, um rascher zum Hoftor zu gelangen; fast verlangsamte er jetzt seinen Schritt und ging bedächtig den Rain zu Ende bis zum Übergang, der weiter unten auf die Straße führte.

Sie ging ihm entgegen. Was schierte es sie, daß Kirchgänger vom Ansiedlungsgut an der Wegscheide

bei der Boża męka standen und herüber zu ihnen gafften?! Sie faßte ihn bei beiden Händen und lächelte ihn an: „Woran denkst du, mein Lieber?“

„Ich habe gebeichtet,“ sprach er leise, entzog ihr seine Hände und legte sie auf dem Rücken zusammen, so daß sie sie nicht wieder fassen konnte. Ohne sie zu berühren, gesenkten Kopfes, schritt er neben ihr her zum Hoftor.

Wie hatte er sonst gestrahlt, sie wiederzusehen, nach einer Stunde der Trennung! Wie hatte er sonst verlangt, sie anzurühren, und sei's nur ihr Kleid! Was war das, was war das nur?! Eine plötzliche Hoffnungslosigkeit befiel die Frau. Ja, er wollte von ihr gehen, er wollte von ihr gehen, er strebte, sie zu verlassen! Sie suchte in seinem Gesicht, da entdeckte sie nichts von der Freude sie wiederzusehen; aber ein Kampf spiegelte sich in den offenen Zügen, die nichts verheimlichen konnten. ‚Ich habe gebeichtet,‘ — so hatte er gesprochen, weiter nichts — aber oh, o weh! W a s hatte er gebeichtet? Und was hatte man ihm als Buße auferlegt?!

Sie erbebte, sie drängte sich dichter an ihn heran. „Was wirst du tun?“ flüsterte sie zitternd.

„Ich werde nun gehen,“ flüsterte er ebenso zitternd zurück. „Ich werde gehen. Ach“ — er stieß einen tiefen Seufzer aus — „wenn ich nur könnte!“

Sein Seufzer gab ihr den Mut zurück. Sie fühlte, daß es ihm schwer wurde, und ihre Kraft stärkte sich wieder dadurch. „Du wirst nicht gehen,“ sprach sie

und lächelte unter Tränen, „du wirst mich nicht verlassen. Ich liebe dich ja so sehr! Und — sind wir denn nicht Mann und Frau vor Gott?!“ Das kam ihr plötzlich wie eine Eingebung. Das würde ihn beruhigen: Mann und Frau vor Gott! „Und was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“

„Schweig,“ fuhr er auf und hob die Hand wie erschreckend. „So darf man's nicht auslegen. Ich habe gefehlt wider das sechste und wider das neunte Gebot. Jetzt weiß ich's!“ Tief senkte er den Kopf.

„Hast du mich verraten?“ stotterte sie erbleichend und errötete dann jäh.

„Ich habe dich nicht verraten,“ sagte er traurig. „Aber ich habe mich verraten, wenn du so etwas ‚verraten‘ heißest. Wie konnte ich anders?! Ich mußte doch bekennen, daß ich unkeusche Begierden gehabt habe, daß ich“ — er stockte und fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf — „oh, wäre ich nie hierher gekommen! Psia krew, hätte ich dich nie gesehen!“ Er schluchzte auf wie ein Knabe und rannte von ihr weg, durchs Hoftor hinein auf den Hof und quer über den Hof weg ins Haus, die Tür hinter sich zuschmetternd.

Sie stand und starrte ihm nach. Da war's, da war's, was sie geahnt hatte! Was sie so lange gar nicht bedacht hatte, und was nun doch über sie gekommen war! Sie stand wie vernichtet. Ihr wurde so weh; wie ein Knäuel stieg's ihr zum Halse. Das war die Angst, die wollte sie erwürgen; aber sie zwang das erstickende Gefühl nieder. Die Hände zusammenballend,

daß sich die Nägel ins Fleisch der inneren Handfläche gruben, bäumte sie sich auf: nein, sie wollte ihn nicht hergeben — und sie würde ihn auch nicht hergeben!

Aber wie, wie wollte sie's beginnen, wie es anfangen, daß er hierblieb, hierblieb, immer, immer bei ihr blieb?! Erloschenen Blickes starrte sie hinaus in die abgeernteten Felder. Eine Angst, eine Not, ein furchtbares Verzagen warf sie auf die Kniee. Hier draußen unterm Himmel, der sich wie eine Kuppel über der Fläche wölbte, wollte sie beten, wollte sie anschreien gegen die Himmelstür, daß die Heiligen drinnen es hörten und ihr Rat und Erbarmen spendeten!

Vor der Nische, darin das Heiligenbild stand, kniete sie lange. Ach, die Gottesmutter da oben, die den geliebten Leichnam auf dem Schoße hielt, die wußte, wie ihr jetzt zumute war, die hatte auch sieben Schwerter durch ihr Herz gehen gefühlt. Die würde, die mußte ihr helfen! Sie betete flehend und inbrünstig. Und während des Betens schossen ihr allerhand Pläne durch den Sinn: sollte auch sie nach Starawieś gehen und beichten? Aber wie sollte sie es anfangen, wie ihre Worte setzen, daß sie Propst Szypulski nichts verriet und doch Erlösung fand aus ihrer Seelenqual?! Sie wußte sich keinen Rat. Die Seelenqual war so groß, die wuchs, trotz des Betens, ins Unerträgliche, wuchs und wuchs. Wenn sie doch Ruhe fände, Ruhe — ah, Ruhe fand sie nur, wenn Herr Tiralla im Grabe lag!

Der erloschene Blick der Frau belebte sich plötzlich, in ihre bleichen Wangen stieg wieder ein Rot; heiß war

es ihr zu Sinn geschossen: wenn Herr Tiralla tot war, dann würde Martin Beckier nicht eilen von Starydwór! Dann brauchte er ja nicht zu eilen, denn dann war sie ja ledig und frei, dann konnte sie lieben, wen sie wollte. Kein Mensch würde dawider sprechen, auch Propst Szypulski nicht!

In einem Wonneschauer barg sie das Gesicht in den Händen. Oh, wie herrlich, oh, welch ein herrliches Leben tat sich vor ihr auf! Aber — sie fühlte jäh wieder ihren ganzen Jammer — wer verhalf ihr hierzu?! Gift hatte sie nicht mehr. Ach, und ihre Hände, diese schwachen Hände — die Hände von ihrem Gesicht hebend, sie vor sich hinhaltend, betrachtete sie sie mit starren Augen — die konnten ihm keinen Stoß geben, daß er, der doch schon hintaumelte an des Grabes Rand, endlich vollends hineinfiel und die schmerzenden Glieder strecken konnte zur willkommenen Ruh. Bei Gott, Herr Tiralla wollte ja gerne sterben, sie sah es ihm an, sie wußte es ja. Hatte er nicht neulich gestöhnt, wie sie ihn aus dem Graben lasen, in den er gestürzt war in einem Anfall von Schwäche, als er ein wenig hinausgegangen war, dem letzten Erntewagen entgegen: ‚Daß ich doch tot wäre!‘ —?

Ei freilich, ihm wäre auch am wohlsten, er wäre tot! Rózia grauste sich vor des Vaters dunstigem Atem, vor seinem gelben Gesicht, vor seinen rotunterlaufenen Augen, und Mikolai, der zuweilen wohl über das lachte, was der Vater an Blödsinn schwatzte, ärgerte sich jetzt weit mehr über ihn.

Wenn Herr Tiralla nicht mehr wäre —?! Ah, würden die Kinder nicht gar aufatmen, war der Vater aus dem Haus?! Es war gewiß, Herr Tiralla lastete auf allen. Er war so widrig anzusehen, sein ewiges Gekrächze und Gehuste ganz abscheulich anzuhören. Wenn sie doch alle von ihm befreien könnte und ihn, Herrn Tiralla, auch von seinem Leben! Es war wahrhaftig noch ein gutes Werk. Aber wie, wie das beginnen?! Herr Tiralla hatte trotz allem eine gute Natur, so rasch würde er sich noch nicht zu Tode trinken! Auch mochte er jetzt zuweilen gar nicht recht trinken, als ob's ihm widerstrebe, stieß er mitunter das Glas von sich. Ah, und wenn sie's ihm einschütten sollte, trinken, mehr trinken mußte er! Martin durfte nicht fort von Starydwór, Martin durfte nicht von ihr gehen, Martin mußte bleiben!

Die Frau hob die Hände zum Heiligenbild: „Hilf, hilf!“

Da fiel ihr plötzlich der Lehrer ein: wenn der wieder öfter käme und mit Herrn Tiralla tränke?! Herr Tiralla mußte einen haben, der mit ihm trank, damit er mehr Lust zum Trinken bekam, einen rechtschaffenen Durst auf Bier, Wein und Schnaps! Im Sommer war der Lehrer alle Woche einmal dagewesen, da hatte Herr Tiralla immer gewaltig gezecht; aber in letzter Zeit war der Lehrer ausgeblieben. Er mußte wiederkommen. Nicht bloß einmal die Woche, nein, nein, oft, oft, alle Tage am liebsten, denn — zusammenzuckend sank die Frau ganz in sich zusammen — der Wochen würden es nicht viele mehr sein, bis Martin Beckier ging!

Wenn sie ihn nur noch hinhalten konnte! Ach, ein Weilchen nur noch! Nur noch einen Monat, nur noch zwei Monate, denn dann — dann — mit einem tiefen Aufatmen erhob sich die Beterin von den Knieen — dann würde, dann mußte die schwere Arbeit vollbracht sein! — —

Als sie diesen Abend beim Nachtmahl saßen, hob Martin Becker an, von Fortgehen zu reden. Man merkte es ihm an, es wurde ihm schwer; die Kündigung wollte ihm nicht über die Lippen. Er hatte heißes Rot unter den Augen und hob den Blick nicht vom Boden auf.

Nikolai war eben vergnügt vom Jahrmarkt nach Hause gekommen, nun schwand ihm die gute Laune schnell. Was, der Martin wollte fort, was sollte das heißen? Das war ja eine schöne Neuigkeit! Davon hatte er ihm ja aber noch gar nichts gesagt! „Warum denn auf einmal, he?!“

Es gefiele ihm nicht mehr, den Acker zu bauen! Der Martin sprach stockend: er wolle sich einmal wo anders umsehen — nach einer Mühle vielleicht!

Nun, so rasch ging das denn doch nicht an! Nikolai, dem die Stiefmutter beschwörende Blicke zuwarf, fing an, auf sein Herrenrecht zu pochen. Wenn sie auch Freunde waren und sich freundschaftlich geeinigt hatten, so mir nichts dir nichts konnte der Martin denn doch nicht aus seiner Verpflichtung heraus! Ihn und die Herbstbestellung und alles im Stiche lassen?! Den Nikolai, der all seine schönen Pläne wie Kartenhäuser umgeblasen sah, packte die Wut. „Verwünschte Wirtschaft!“ schrie er und schlug auf den Tisch und schoß auf seinen

Alten einen Blick ingrimmiger Anklage: der da, nur der war daran schuld, daß alles so verkehrt ging! Warum hätte es denn sonst dem Martin hier nicht mehr gefallen sollen? Freilich, der Alte, der immer Betrunkene, der war nicht fein! „Bleibe doch, bleibe doch noch," bat er einlenkend und streckte dem Freund treuherzig die Hand entgegen. „Was dir nicht gefällt, werden wir ändern, bei Gott!" —

Das traf Frau Tiralla, daß sie zusammenzuckte. Da — da — nun sagte es ja sogar der eigene Sohn! ‚Was dir nicht gefällt, werden wir ändern'. Bedeutsam winkte sie Mikolai mit den Augen und suchte dann unterm Tisch seinen Fuß: mochte er dem Freund nur recht, recht zusetzen!

Und Mikolai, den es plötzlich grauste, so ganz allein zu wirtschaften auf Starydwór, legte sich aufs Bitten: hatten sie sich denn nicht treue Brüderschaft geschworen? Und daß einer den andern nicht verlassen wollte, wenn der sein bedürfe? Sah denn der Martin nicht ein, daß es für seinen Bruder Mikolai ein hartes Schaffen war, viel zu hart, hier ganz allein? „Der Vater ist abgängig," sprach er, „wie lange wird er's noch machen?!" Er warf dem stumpf Dabeisitzenden einen halb verächtlichen, halb traurigen Blick zu: bei Gott, es war hart, seinen Vater so dasitzen zu sehen! Ganz kläglich stieß er heraus: „Martin, Bruderherz, und ich habe doch immer gedacht, wir würden zusammenbleiben, und du würdest meine Rózia heiraten!"

Da sprang Martin Becker, der sich alles stumm

mit angehört und beharrlich den Blick gesenkt gehalten hatte, so heftig auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden polterte. „Nein, nein," schrie er und wurde ganz weiß.

Auch Frau Tiralla wurde leichenblaß. Einen Moment kreuzten sich ihrer beider Blicke; fast scheu.

„Laßt mich gehen," bat der junge Mann. Dann wurde sein Ton energischer: „Ich muß gehen. Ich —"

Er stockte; Rózia, die still mit am Tisch gesessen hatte, so still, kaum zu bemerken, war plötzlich aufgestanden und rasch aus dem Zimmer entwichen. Martin glaubte nur noch bemerkt zu haben, daß sie rot war, mit Glut übergossen, und daß sie mit Tränen kämpfte. Sie tat ihm so leid — ach, das gute Mädchen! Aber mochte sie lieber denken, daß er sie nicht möchte! Es ging ja nicht, es ging ja doch nicht!

Er raffte sich von neuem auf und sprach fest: „Ich gehe. Wenn der erste Schnee fällt, werden wir fertig sein mit der Herbstbestellung, ich werde dir schaffen für zwei. Du sollst nicht über mich zu klagen haben, Mikolai! Aber dann muß ich gehen. Zum ersten Januar ist allgemeiner Ziehtag hierzuland, aber ich —" er sprach verlegen, stockend und doch in Hast — „ich werde so lange nicht mehr aushalten hier. Bruderherz, laß mich ziehen — laß mich zum ersten Dezember schon ziehen — um unserer Brüderschaft willen, ich bitte dich!" Er hielt dem andern die Hand hin: „Sprich nicht dawider! So sei's — schlage ein!"

Mikolai zögerte noch: was sollte er nur tun, um

den Martin hier zu halten? Wenn der so bat, was sollte er denn tun, sollte er ja sagen oder nein?! Aber ein Blick der Stiefmutter hieß ihn einschlagen.

Dezember — der erste Dezember, — Frau Tiralla atmete heimlich auf, fast gewann sie es über sich, freundlich zu lächeln. Ihre angstverzogenen Züge glätteten sich — pah, bis zum ersten Dezember war es noch gute Weile hin! Wochen, Wochen, über zwei Monate noch! Sie hätte aufjubeln können vor plötzlichem Glück: bis dahin lebte Herr Tiralla nicht mehr!

„Willst du nicht trinken?“ sprach sie zu ihrem Mann und neigte sich zu ihm, ihm einzuschenken.

Da wich Herr Tiralla von ihr zurück, als sei sie giftig, und als sie ihn freundlich drängte, stand er knurrend auf und schlich aus dem Zimmer. — —

Draußen auf dem Hofe stand Herr Tiralla und blinzelte ins falbe Mondlicht. Die Nacht war herbstlich kalt, ihn fror, daß er zitterte und noch mehr husten mußte, als er schon immer tat; mit unruhigen Fingern tastete er an sich herum. Hatte er sie auch noch, hatte er die Pülverchen im Schächtelchen auch wirklich noch, die er immer mit sich herumtrug, an seinem Leibe, seit all der Zeit?! Aber waren sie denn auch hier, hier sicher genug?! Oho, sie wollte ihm wieder von neuem ans Leben!

Die gelockerten Zähne klapperten Herrn Tiralla vor Angst. Wenn er nun schlief — wenn er nun dalag und merkte von nichts?! Hatte sie ihm nicht schon einmal die Hand in die Tasche gesteckt? Wenn Zosch-

chen sie diesmal fand, dann, ja dann war er sicher geliefert! Aber sie sollte nicht! Ein pfiffiges Grinsen verzog sein Gesicht, das ebenso gelb geworden war, wie es früher rot gewesen, und ebenso blöd-tückisch dreinschaute wie früher gutmütig. Ei, verstecken wollte er die Pülverchen ganz wo anders hin, und sie, sie sollte nie, nie zu wissen kriegen, wo sie hingekommen waren. Nein, niemals!

Scheu sich umsehend, ob ihn auch niemand belausche, tappte er über den Hof. Niemand war da, nur der Mond guckte schief aus zerrissenen Wolken überm Scheunendach und leuchtete. Nichts war zu hören, kein Schnaufen, kein Muhen; regungslos standen die Pferde vor der Raufe und schliefen im Stehen, und die Kühe lagen in der Streu.

Da gab's im dunkelsten Stallwinkel einen Versteck, den kannte Herr Tiralla noch aus seiner Knabenzeit her, da hatte er vor dem scharfen Auge des Vaters jeden gemausten Apfel, jede gemauste Birne verborgen, und auch die erste heimliche Zigarre versteckt.

Sieh, hier war noch immer der lose Stein in der Mauerecke! Wenn man den herausnahm, war dahinter ein Loch, dreimal groß genug, um darin das Schächtelchen mit den Pulvern zu versenken.

So, nun wieder den Stein eingefügt! Niemand ahnte, was dahinter ruhte. So, nun konnten die Spinnen wieder weben, ein dichtes Gespinst wie einen Schleier davor ziehen, niemand würde ihnen den zerreißen! Sehr befriedigt brummte Herr Tiralla: so, das hatte er

aber mal gut gemacht! Mochte Zoschchen nun suchen, suchen, suchen, sich blind suchen — hihi, die fand sie nicht!

Er lachte heiser in sich hinein. Und dann sah er sich in dem trüben Raum um, den die Stallaterne nur unvollkommen beleuchtete, und schauderte: wenn sie sie aber nun doch fand?! Ach, ach, ach! Er stieß ein tiefes Stöhnen aus und faßte sich nach dem Kopf: oh, es war schrecklich, daß einem die Angst nie Ruhe ließ! Wäre man nur die Angst los, die furchtbare Angst! „Ha!" Mit einem heiseren Schrei fuhr er zusammen. Raschelte da nicht etwas?! Er zitterte, er wäre fast umgesunken vor Entsetzen, hätte ihn nicht eine Hand kräftig unter den Arm gepackt und ihn so auf den Füßen erhalten.

Es war Marianna, die mit den Melkeimern zum Stalle gekommen war. Sie war selber sehr erschrocken: ei, was wollte denn Pan Tiralla hier, was suchte er denn hier im Stalle? Er war doch nicht wie das junge Herrchen, der Mikolai, der ihr öfters um die Melkstunde im Stalle aufpaßte! Der arme Herr, und wie er aussah, recht zum Erbarmen! Sie fühlte ein lebhaftes Mitleiden mit ihrem alten Herrn. Hatten sie ihn denn nicht alle zusammen zum Narren? Und zu ihr war er doch immer so gut gewesen!

So lächelte sie ihn denn vertraulich an und patschte ihm auf den Rücken: „Panje, man muß sich nicht grämen! Er muß sich nicht grämen, wenn's die Frau mit dem Beckier hält!" Lauernd sah sie ihn dabei an;

sie war doch neugierig, was für ein Gesicht er dazu machen würde.

Aber er machte gar keines, er brummte nur: „Was geht's mich an?! Oh, oh, oh!“ Und faßte sich wieder an den Kopf und wiegte sich, mit beiden Händen den Schädel haltend, wie ein Bär hin und her und stieß tiefe Seufzer aus.

Es grauste die Magd ordentlich: warum seufzte der Herr denn so herzbrechend schauerlich?

Aber Herr Tiralla wollte nicht Rede stehen: nein, das sagte er nicht, wer weiß, was die Frau ihm noch antäte, wenn sie's erführe! Er legte den Finger an die Lippen, ließ die Augen nach allen Seiten umherfahren und machte: „St, st!“

Aber Marianna, die Neugierige, ließ ihn nicht locker: vor wem fürchtete er sich denn so? Vor der Frau?! Das schien so. Ja ja — geheimnisvoll flüsternd rückte sie Herrn Tiralla näher — ja ja, die war bei Gott eine seltsame Köchin! Wäre sie, die Marianna, nicht auch einmal beinahe an dem Kaffee gestorben, den die Herrin dem Herrn gekocht hatte?!

Herr Tiralla hörte es in zitterndem Entsetzen. Ja, ja, vergiften hatte sie ihn wollen, das ahnte er ja längst! Vergiften wollte sie ihn auch jetzt noch. Wie ein Kind verkroch er sich hinter die Magd: „Schütze mich, schütze mich — o weh, sie kommt!“

Er klammerte sich an der Magd Röcke, er zerrte sie in einen Winkel, drückte sich selber ganz eng in die Ecke und hielt sie wie einen Schild vor sich.

Weh, weh, Zoschchen kam, wohin sollte er fliehen vor ihr?! Er jammerte wie ein Knabe, der sich vorm Stecken fürchtet.

Marianna hatte alle Mühe, ihn nur ein wenig zu beruhigen. „Still, Herrchen, still," sprach sie, „sie darf dir nichts tun, sie wird dir nichts antun! Ich, die Marianna, bin ja da! Und wenn sie sich doch wird unterstehen —"

„Oh, ja, ja," fiel er ihr hastig ins Wort, „du, du wirst dann gehen zum Gericht, du wirst sprechen: ‚sie, sie war es, die den Herrn in die Grube brachte!'"

Bei Gott, ja, das würde sie auch tun, darauf konnte der Herr sich verlassen! Marianna gab ihm viele gute Worte, und sie schwur es ihm zu bei ihrer Seligkeit. Das beruhigte Herrn Tiralla am meisten.

„O du, du, ich danke dir!" Was er von Münze in der Tasche hatte, schenkte er ihr. Oh, und er würde ihr noch viel mehr schenken für sie und ihre Kinderchen, wenn sie's zur Anzeige brächte, so er im Grabe lag!

Sie weinten beide miteinander im trüben Stall; der Herr vor Angst, die Magd vor Gutmütigkeit. Sie schluchzten so herzbrechend und schlugen so schallend an ihre Brust, daß die aus dem Schlaf geschreckten Tiere verwundert ihre Köpfe drehten nach dem seltsamen Paar. Die Laterne erlosch, kein Strahl von Licht erhellte diese Dunkelheit. —

Währenddessen eilte Frau Tiralla über die Felder. Ganz allein. Martin hatte ihr gute Nacht gesagt, als sagte er ihr's auf immer. Auf ewig Lebewohl! Anders

hätte er dann auch nicht die Blicke zu Boden senken können und seine Hand ruhte nur für Augenblicke eiskalt in der ihren! Sie hatte die seine gepreßt, er hatte den Druck nicht zurückgegeben, hatte seine Finger vielmehr so hastig zurückgezogen, als brennten die ihren, hatte sich an der Tür nicht noch einmal umgewandt und ihren Blick nicht mit einem vielsagenden Blick, wie sonst immer, erwidert. Da hatte sie eine eisige Angst gepackt. All ihre eben gewonnene Zuversicht war plötzlich wieder dahin. Erste Dezember — ach, bis zum ersten Dezember war's freilich noch Zeit genug, aber wer sagte ihr, daß er auch blieb, gewiß blieb bis zum ersten Dezember?! Konnte er nicht heimlich davongehen in der Nacht, plötzlich entschwinden aus ihrem Leben, so unvermutet, wie er hineingetreten war?!

Als sie jetzt übers Feld jagte, war ihr, als fielen alle Sterne vom Himmel. Sie rannte so, daß sie keuchte.

Wohin wollte sie denn? Zu Behnka, zum Lehrer. Er mußte her, er mußte ihr helfen. Hatte er ihr sich nicht zugeschworen? Hatte er nicht geschworen, unverlangt, daß er der Ihre war immer, immer — für alle Ewigkeit?! Sie sah sein blasses Gesicht vor sich, mager und hohlwangig, von Leidenschaft verzehrt, ein Fieber glühte ihm aus den Augen: das Fieber zu ihr. Wenn sie den anflehte: „Hilf mir,' der würde, der konnte nicht ‚nein' sagen! So rannte sie zu ihm.

Aus dem Hause war sie gelaufen unbemerkt. Ach, wie eilig war sonst Martin ihrem Tritte gefolgt, hatte immer ihren leisesten Schritt gehört, jeden Hauch

ihres Atems im dunklen Flur, jedes Gleiten ihrer Hand an seiner Kammertür! Heute war ihr niemand gefolgt. Ein bitteres Gefühl überkam die einsame Frau; ohne daß sie es wußte, rannen ihr heiße Tränen übers kalte, vom Nachttau schon genäßte Gesicht. War denn niemand da, der sie wahrhaft liebte?! Sie, die Fromme, verstand jetzt nicht mehr, wie man sich schrecken lassen konnte vom Sakrament der Buße. Und wenn sie nie Vergebung erlangen sollte, und wenn sie verdammt sein sollte ewiglich, nie würde sie ihre Liebe, ihren Liebsten aufgeben! Nur hin zu Behnka, der würde, der mußte ihr helfen!

Die Hunde schlugen an im Dorf, als die einsam Eilende vorübersauste. Sie fuhr dahin wie die Windsbraut, an schlafenden Hütten vorüber; ihre Kleider flatterten, ihre Haare hatten sich vom heftigen Laufe gelöst, und der herbe Atem des Herbstes peitschte sie ihr ums Gesicht. Niemand begegnete ihr; es war schon späte Stunde fürs Dorf, kaum daß noch irgendwo Lämpchenschein flimmerte. Wenn er nur noch wach war! Und wenn er nicht mehr wachte?! So würde sie an seine Türe schlagen, an sein Fenster pochen, so stark mit ihrer Faust, bis er erwachte!

Da war das Haus, darinnen der Lehrer wohnte. Nie war sie hier gewesen, aber er hatte ihr erzählt, daß er links von der Haustür sein Zimmer habe; sie fand leicht sein Fenster, es war noch hell, die Läden noch nicht geschlossen. Gott sei gepriesen, die Heiligen waren mit ihr — da saß er!

Sie hatte auf den Zehen sich gereckt und zum niedrigen Fenster hineingespäht. Er saß am Tisch. So wie sie ihn sich vorgestellt hatte, blaß und hohlwangig, das Gesicht von Leidenschaft zerwühlt. Vor sich hatte er eine Flasche stehen und ein Glas. Und der Einsame schenkte sich ein und stürzte das Glas hinunter auf einen Zug, und schenkte sich wieder ein und stützte das Haupt und brütete vor sich hin wie Herr Tiralla zu brüten pflegte.

Sie klopfte an mit gekrümmtem Finger; er hörte nicht. Da pochte sie mit der Faust, daß die Scheiben klirrten.

Nun fuhr er auf — nun war er am Fenster. Einen unterdrückten Schrei stieß er aus in Schrecken und in Freude, als er sie außen stehen sah. Er riß das Fenster auf, die Hände, die er nach ihr streckte, zitterten. Sie kam — sie kam zu ihm?! Er starrte sie an mit glasigen Augen; dunstig wie Herrn Tirallas Atem wehte sein Atem sie an.

Sie erschrak vor ihm, und doch stieß der Zwang sie näher und näher zu ihm. „Ich komme zu dir," raunte sie hastig, „zu dir!" Flehend ergriff sie seine beiden Hände. Halb hob er sie, halb schwang sie sich hinauf — sie stand bei ihm im Zimmer.

Da war sein Bett — da sein Kanapee — da sein Pult, da alle seine Bücher! Mit großen und doch interesselosen Augen sah sie sich um. Sie sah nur nach Hülfe aus, nur nach Hülfe, alles andere sah sie nicht.

Er hatte das Fenster geschlossen, nun legte er die

Läden vor, ein Schimmer von Besonnenheit war ihm zurückgekommen: was sollte man denken, sah einer sie zu dieser Stunde bei ihm?! Er zog sie zum alten Kanapee — sie ließ sich ziehen — er wagte es, ihr einen Kuß aufzudrücken — sie ließ sich küssen.

Es bäumte sich etwas in ihr auf, es drängte sie in Scham und Qual, ihn zurückzustoßen, aber — sie brauchte ihn ja, sie brauchte ihn ja! Den eigenen Atem hielt sie an, um nicht den seinen zu riechen. Mit zusammengepreßten Lippen ertrug sie seinen Kuß, doch als er ihr trunken näher und näher rückte, wehrte sie ihn ab, und dann besann sie sich doch wieder: sie mußte es ja ertragen, sie durfte ihn nicht beleidigen, sie mußte ihn fesseln an sich! Sie suchte ihre Abwehr zu entschuldigen: hatte er sie nicht schon einmal betrogen mit dem Pilzgericht, durfte sie ihm denn auch wirklich noch trauen?

Er schwor's bei seiner Seligkeit, glühend vor Verlangen.

Da sprach sie: „Pan Tiralla muß sterben, und du — du mußt mir helfen dazu!"

„Ich — ich —?!" Er stotterte, auf einmal jäh ernüchtert. Der Mann tat ihm leid, der Mann war ja schon gestraft genug. Warum sollte er denn auch noch sterben?!

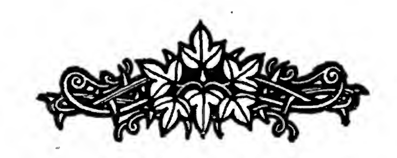
Sie bemerkte sein Zögern nicht. „Du mußt trinken mit ihm," raunte sie hastig, „alle Tage mit ihm trinken bei uns, auf daß er mehr trinke, viel mehr trinke als bisher! So trinkt er nicht genug. Du mußt bei ihm

sein, du mußt ihm eingießen, ohne daß er's merkt, du mußt ihn unterhalten dabei, ihm sagen, was er gern hören mag, ihn in gute Laune versetzen mit ‚Prosit‘ und ‚Wohl bekomm's‘, daß er immerfort und immer mehr, mehr trinkt und trinkt und trinkt. Helfen mußt du mir also!“ Sie sah ihn mit flehenden Augen an.

Er mied ihren Blick: nein, das konnte er nicht, das mochte er nicht! Herr Tiralla hielt 'was von ihm — he, und was hielt sie, Frau Tiralla, denn etwa von ihm? Nicht so viel! Er schnippte ihr mit den Fingern unter der Nase her. Einen anderen, den Beckier, zog sie ihm vor — ah, er wußte es wohl, darum ging es ihr nicht rasch genug! Nein, dazu bot er nicht seine Hand — nie, nie! Er keuchte, von der Leidenschaft seiner Eifersucht zur Wut aufgestachelt. Schwer fiel seine Faust auf den Tisch: „Nie!“

Sie zitterte, sie haschte nach seiner Faust: nein, sie mußte ihn gewinnen, er mußte, er durfte ihr seine Hilfe nicht versagen, was fing sie sonst an?! Wie Blitze schossen Gedanken durch ihren Kopf: erster Dezember, erster Dezember — ach, viel eher schon würde Martin ihr entfliehen, wie der Vogel, der seine Schwingen prüft, war er jetzt schon und bald nicht zu halten mehr! Martin, Behnka — Behnka, Martin — es wirrte ihr alles durcheinander. Sie war nicht länger fähig zu denken mehr, sie war sinnlos vor Angst. Schluchzend schlang sie dem Lehrer ihre Arme um den Nacken, ihre Lippen hingen an seinem Ohr: „Du mußt, du mußt, ich flehe dich an!“

Ihr von heißen Zähren und kaltem Nachttau betränktes, und doch noch so lockendes Gesicht gaukelte dicht vor seinem Gesicht — da griff er zu. Er packte sie mit gewaltiger Kraft: „Du hast mich zum Trinker gemacht,“ stieß er heraus zwischen zusammengebissenen Zähnen und riß sie so wild an sich, daß ihr der Atem verging, „du machst mich zum Mörder — aber, bei Gott, ich liebe dich, ich liebe dich!“





XII.

Der Winter war gekommen über Nacht.

Gestern noch waren lange Fäden des Altweibersommers übers Feld geflogen, hatten sich zwischen entblätterten Büschen verfangen und den wenigen Rüben, die noch draußen standen, ans Kraut gehängt; heute lag schon der erste Schnee. Flatterschnee noch, aber naß und kältend.

Die jungen Männer, die draußen die letzte Aussaat besorgten, beendeten schweigend ihr Tagewerk. Stille war zwischen ihnen, lastend wie der graue, hängende Himmel, trübselig wie das feuchte, verdrießliche Novemberland. Sie hatten sich auch nichts Erfreuliches zu sagen. Martin schickte seine Gedanken sehnsuchtsvoll in die Weite: wäre er nur schon fort, heraus hier, ach, weit weg von Starydwór! Und Mikolais Gedanken waren von gleicher Art.

Auch er fand die Lust des Sommers nicht mehr. Hof hin, Hof her, lieber Knecht wo anders sein, als hier Sohn vom Haus! Wie schrecklich war's mit dem Vater! Er hatte nicht Sinn mehr und Verstand. Ah — der Sohn ballte grimmig die Faust — wenn er nur dem Behnka, dem Kerl, an die Gurgel könnte! Warum kam der immer geschlichen, Tag aus, Tag ein, und

schloß sich mit dem Vater ein? Sie ließen keinen hinein, sie tranken, tranken, tranken, bis sie beide sinnloser waren als das liebe Vieh! Mikolai fluchte in sich hinein. Und da verlangte die Stiefmutter noch, daß man anspannte und den betrunkenen Kerl nach Hause fuhr, wenn man selber so müde war am Abend, zu müde selbst, um mit der Marianna zu schwatzen. Mochte der Kerl doch im nächsten Graben seinen Rausch ausschlafen, da lag er noch lange gut genug! Statt dessen mußte man ihn auf den Wagen laden und Schritt fahren beim stockdunklen Weg, daß man kalt wurde dabei und naß bis auf die Knochen und verdrießlich bis ins Herz hinein. Was fand die Mutter denn nur an dem Lehrer, daß sie so geduldig war, sich's so ruhig mit ansah und seine Besuche litt, die doch bei Gott dem Vater nicht dienlich waren?!

Eine Verwunderung war in dem Jungen, zuweilen gar wachte etwas wie Mißtrauen auf: wie mochte die Mutter nur immer lächeln? War's nicht viel eher zum Weinen? Wer aber konnte sagen, ob ihr das Lächeln von Herzen kam? Sie war gewiß auch zu beklagen. Es war unrecht von der Marianna, daß sie nicht gut von der Herrin sprach! Nein, die sollte die Achseln nicht zucken und eine Grimasse schneiden — Dienstbotenart! Das verdroß wiederum den Haussohn. Wenn da 'was wäre zwischen der Stiefmutter und dem Lehrer, würde er, der Mikolai, das schon ganz von selber merken, war er doch kein dummer Junge mehr! Da gab ihm Rózia weit mehr zu denken. Die war jetzt so seltsam, daß es

ihm Sorge schuf. Ei, dies verdammte Ins-Klostergehen, daß er das dem Mädel nicht ausreden konnte! Aber sie bestand jetzt darauf, fester denn je. Den Mund hatte er sich früher schon müde geredet, sie hörte ruhig alles mit an, sah still in den Schoß auf ihre lässigen Hände, um dann, wenn er gar nichts mehr vorzubringen wußte, leise zu sprechen, aber bestimmter, als riefe sie es laut: ‚Und ich werde doch in das Kloster gehen!‘

Wie schade, daß das Mädel so heilig war! ‚Heilig‘, so sagte die Marianna. Ach, wenn Beckier und sie ein Paar geworden wären, wie wäre das schön! Mikolai konnte noch immer von diesem Gedanken nicht los, und dieser Fehlschlag grämte ihn am meisten. Warum nur Martin die Rózia nicht mochte?!

Als sie jetzt miteinander durch die frühe Dämmerung dem Hofe zuschritten, faßte Mikolai sich noch einmal ein Herz: anbieten wollte er ja die Rózia dem Beckier nicht, bei Gott nicht, dazu war ihm doch seine Schwester zu schade, aber hören wollte er doch einmal, warum denn nichts werden sollte aus dem schönen Plan? Und er sprach: „Der Schnee ist da, du wirst nun bald gehen,“ und lugte von der Seite nach dem andern hin, was der wohl darauf sagen würde.

Der sprach ganz einfach: „Ich werde bald gehen!“

„Noch vierzehn Tage sind es,“ sagte Mikolai.

„Noch vierzehn Tage sind es,“ wiederholte Martin und seufzte hintennach so tief und befreit auf, wie einer, der nach langer, dumpfer Schwüle wieder frische, freie Luft zu atmen bekommt.

Mikolai seufzte auch: Psia krew! War das schwer, dem auf den Zahn zu fühlen! So schlau er's auch glaubte angefangen zu haben, es half nichts, er mußte noch deutlicher werden, und so sprach er wiederum: „Vierzehn Tage nur noch, eine Galgenfrist! Wir werden dich alle sehr vermissen. Vor allem wird die Rózia dich vermissen — ach ja!“ Er machte eine kleine Pause und lugte wieder von der Seite den anderen an.

Der aber machte ein undurchdringliches Gesicht; wie aus blassem Stein, auf dem nichts zu lesen stand. Doch jetzt?! Dem Beobachtenden wollte es dünken, als stiege eine jähe Röte in des Beckier bleiches Gesicht. Nun drehte er den Kopf hin und her, als sei ihm der Hemdkragen zu enge, und schluckte ein paar Mal, als schlucke er etwas hinunter, und ließ dann die Mundwinkel hängen, als täte ihm etwas leid. Da hielt Mikolai nicht länger an sich — wozu die Verstellung?! — er legte dem Freund seinen Arm um die Schultern und sprach leise und herzlich: „Heirate doch meine Schwester, ich bitte dich. Sie ist gut und niedlich und hat auch 'was zu erwarten — wir werden zu dreien sehr glücklich sein. Ich bitte dich, Martin, so nimm sie doch!“

„Laß mich!“ Als habe der gute Junge etwas mehr denn Unfreundliches gesagt, so stieß Martin Becker ihn jetzt von sich, Und dann machte er einen großen Schritt hinüber auf die andere Seite der Straße und hielt den Kopf beharrlich nach dem jenseitigen Acker gedreht und sah den Freund gar nicht mehr an, so daß Mikolai, völlig bestürzt, auch verstummte.

Wortkarg trotteten sie so, hüben und drüben, durch den aufgeweichten Kot des tief-eingefahrenen Feldwegs. Mikolai fühlte plötzlich etwas Nasses im Auge: zum Teufel, was war denn das? Er wischte heftig, aber das Nasse drängte sich immer wieder durch. Hier — hier waren sie gefahren — nur ein paar Monat war's her — im Sommer noch, hatten Heu und Blumen auf dem Wagen gehabt und waren so lustig gewesen! Und jetzt?! Seine Lippen bebten, so ärgerte er sich; nun mußte er's einsehen, hier war alles aus.

Als die Schweigsamen auf dem Hofe ankamen, lag das Haus dunkel. Nur in Herrn Tirallas Stube, rechts vom Flur, brannte Licht; es schimmerte durch die fest vorgelegten Läden.

Was, war der Kerl, der verdammte, schon wieder drinnen?! Man hörte, war man scharfhörig, drinnen ein gedämpftes Sprechen — fast war's ein Flüstern nur — und ein Glucksen, wie wenn jemand hastig trinkt, und ein Niedersetzen von Gläsern. Der Zorn packte den Sohn: oho, heut war er gerade in der Stimmung, den da drinnen herauszuschmeißen! Man tut es nicht gerne, der Gast ist heilig, aber der, der da drinnen, der war kein Gast, der war ein Unhold! Der richtete den Vater vollends zugrunde! Heftig legte Mikolai seine Hand auf die Klinke, aber die Tür gab seinem Druck nicht nach, sie war verschlossen. Wütend rüttelte er daran: „Heda, aufgemacht!“ Er polterte und schimpfte. Aber drinnen blieb alles still, niemand antwortete, niemand öffnete ihm.

Da lief er in seinem Zorn aus dem Haus, hinüber in die Scheune, warf sich da ins Stroh, ballte die Fäuste und weinte laut, bis er einschlief.

Als heute in später Stunde der Lehrer Herrn Tiralla verließ, war dieser völlig trunken; nur soviel Besinnung hatte er noch, daß er zärtlich flüsterte: „Freundchen, Lehrerchen, nimm du dich in acht! Wenn dich wird der Mikolai kriegen, wird er dich hacken kurz und klein. Vielleicht mit dem Beile, vielleicht mit dem Häckselmesser. Hu, das ist ein Böser — alle sind sie hier böse — hu, Freundchen, du glaubst es nicht, wie böse sie sind! Mein Lieber, mein Teurer!" Herr Tiralla fiel dem anderen um den Hals und küßte ihn und lallte, unter Schlucken ihm die Backen streichelnd: „Wenn ich — ich — d — dich nicht — hätte — Gott — segne dich — dann wär's — m — mit mi — — mir — aus!"

In seltsamer Bewegung verließ Böhnke das Haus. Er war nicht so betrunken, wie Herr Tiralla es war, er konnte, wenn er sich Mühe gab, noch ganz gut denken, und er dachte nun an den, der in ihm Freund und Sohn und sein Alles liebte. Aber dann dachte er nur noch an Frau Tiralla. Lauschend spähte er nach allen Seiten, ihren Tritt zu erhorchen, und strengte die Augen im Dunkeln an, daß sie ihm tränten. Sollte er denn heute gehen so ganz ohne Kuß? Psia krew, das tat er nicht! Er fluchte halblaut, eine plötzliche Brutalität kam über ihn: bezahlt wollte er sein, bezahlt für jeden Besuch, es war kein Vergnügen, sich

mit dem anderen zu besaufen! Wenn sie jetzt nicht kam, dann — ah, und wäre es denn jetzt nicht noch Zeit, überhaupt fortzugehen, überhaupt nie mehr wiederzukommen, wieder der zu sein, der er einstmals gewesen war?! Wenn er um Versetzung einkäme, die Gegend verließe, nie mehr seinen Fuß nach Starydwór richtete?! Mochte Herr Tiralla sich allein zu Tode saufen! Und wenn er diese Frau niemals mehr wiedersähe —?!

„Ah!“ Der Lehrer trat über die Schwelle, die freiere Luft des Hofes traf kühlend seine Stirn. Er atmete tief auf: Gott sei Dank, Luft! Noch war es Zeit, noch! Da hörte er ein Kleiderrascheln im Dunkeln, ein heimlich geraunteS: „Pan Behnka?“ und entzückt drehte er wieder um zum Flur und streckte die Arme aus: „Holde, Süße!“

Sie erwiderte seine Küsse nicht. Er merkte das nicht im Rausche, und er sah auch im Dunkeln nicht, wie sie die Augen zukniff, wie ihr Gesicht sich verzog. Er hörte sie nur flüstern an seinem Ohr: „Wie ist es? Du hast ihm doch tüchtig eingeschenkt? Wie steht es mit ihm? Oh, sage mir, ich bitte dich, wird es noch lange dauern?!“

Er gab keine Antwort, er hatte den Mund in ihr Haar versenkt; wie die eines Dürstenden hingen seine Lippen an den seidigen Wellen. Als sie sich ungeduldig freimachen wollte: „Sprich doch, so sage doch, wie lange noch?!“ schlang er die Arme stumm noch fester um sie. Es gab kein Entrinnen. So standen sie wie ein Liebespaar, schier in eins verschmolzen; ihr Kopf lag wie an-

geschmiedet an seiner Brust durch den Druck seines Armes. Ihr waren Ohr und Auge so verschlossen, und er, er fühlte nur sie.

Herrn Tirallas Stubentür hatte sich leise geöffnet. Ängstlich streckte der Alte den Kopf heraus: sein Lehrerchen, sein Freundchen, war das auch gut entkommen?!

Eine Wahnvorstellung quälte den kranken Mann: sie wollten seinem Freund ans Leben, eben weil er sein, Pan Tirallas Bruder und Freund war, der einzige Freund! Wenn sie ihm 'was antäten, wenn sie ihn anfielen auf dem dunklen Hof?! Die Angst um den Freund gab seinen schlotternden Beinen Kraft, er konnte wieder aufrecht stehen, konnte gehen.

Glotzend wie eine Eule, die geblendet ist, spähte er — durch den geöffneten Türspalt fiel das Licht hinaus in den Flur — ha, wer stand da?! Die Mörder, die Mörder! Lehrerchen, rette dich! Er wollte laut Hilfe schreien, da schnappte der Ton ihm plötzlich ab: ei, sieh da, das war ja nur die Marianna! Ein Grinsen freundlicher Erinnerung zog über sein faltiges Gesicht: hihi, die Marianna, die da mit einem Liebsten stand! Aber nun verschwand das freundliche Grinsen schnell und wurde zur entsetzten Grimasse: he, das war ja nicht die Marianna, das war ja Zoschchen wohl gar, und bei ihr —?!

Des Blöden Auge war plötzlich hell geworden, er hatte seinen Freund, seinen Bruder erkannt. Der hielt die Frau fest umschlungen, sie standen verliebt Brust an Brust. Weh, o weh! Herr Tiralla fuhr zurück, als

blinke ihm ein Messer dicht vorm Gesicht. Die beiden da, die hatten sein nicht acht, die sprachen so emsig, die tuschelten so leise — was tuschelten sie?! Die Zähne schlugen Herrn Tiralla im Munde zusammen. Mörder, Mörder! Hu, die berieten sich, wie sie ihn umbringen wollten — das Lehrerchen und Zoschchen — Zoschchen und das Lehrerchen! Das Lehrerchen! Das Freundchen! Der einzige Freund!

Das faltige Gesicht Herrn Tirallas schrumpelte noch mehr zusammen, und seine Gestalt wurde ganz klein. Behutsam die Tür schließend und dann den Riegel vorschiebend in zitternder Angst, humpelte er ächzend zum Tische zurück.

Sein Lehrerchen, sein Freundchen, sein einziger Freund!

Der Angstgehetzte schaute sich wild um im leeren Zimmer — da — da — da! Jetzt starrte er auf den Stuhl neben sich: da hatte er noch eben gesessen, dicht bei ihm, der Freund, das Freundchen!

Herr Tiralla fing bitterlich an zu weinen, das heißt, seine roten Augen gaben kein Naß mehr her, aber er verzog den Mund, das ganze Gesicht wie ein greinendes Kind, und ein schluckendes Schluchzen hob in Stößen seine Brust. Und dann trank er die Reste aus allen Flaschen.

Mikolai fuhr verwirrt aus dem Stroh in der Scheune: ei, was machte er denn hier, warum lag er denn hier?! Er hatte so häßlich geträumt. War es noch Abend, Nacht, oder schon Morgen? Vergebliche Mühe, im Dunkeln nach der Uhr zu sehen! Er raffte sich auf; die verschwollenen Augen sich reibend, taumelte er aus der Scheune hinaus. Da stand der Mond schon hoch überm Hof, Mitternacht mußte es schier sein. Was schlich denn da für eine Gestalt sich zum Tore?!

„Halt, wer da?!“

War das etwa gar der Lehrer noch? „Psia krew!“ Jetzt fiel dem Jungen auf einmal sein ganzer Kummer wieder ein.

„He, he, halt!“ Mit flüchtigen Sätzen war er hinter dem drein, der eben das Hoftor verlassen hatte.

Der Lehrer hatte den ersten Anruf nicht gehört, er hörte auch nicht den zweiten und dritten: „Steh!“ Er hörte auch nicht das Schnaufen des Laufenden hinter sich. Wie ein Verzückter taumelte er in die Nacht der Felder hinaus: Holde, Süße!

Da packte ihn eine Faust im Genick. Er, der schon längst nicht mehr fest auf seinen Füßen stand, fiel um ohne Gegenwehr, ohne Schrei, und der andere, der ihn herumgewirbelt hatte und nun keuchend über ihm kniete, hatte leichtes Spiel. „Ich bin's, der Mikolai, ich will dich lehren!“

So hatte Mikolai kaum je zugehauen, es war ihm eine Wohltat, seinen Kummer so loszuwerden. Er prügelte, bis der Arm ihm lahm ward, dann warf er den

Betäubten in den Graben am Feldrain und ging befriedigt davon. Pfeifend schritt er über den Hof zurück. So, dem hatte er ordentlich einen Denkzettel gegeben, blaue Flecke würde der Behnka schon haben! Und wenn er ihn etwa verklagen würde, mochte er, gereuen würde ihn doch nimmer die Tat! Recht leicht wurde ihm jetzt. Er sah sich nach der Marianna um — ei, schade, die schlief wohl schon oben bei Rózia! Er stellte sich am Giebel des Hauses auf und fing an zu pfeifen, aber das Kammerfenster droben öffnete kein Spältchen, kein bereites „Ja, ja!“ tönte herunter. Schade, die schlief wie ein Dachs im Bau! Er mußte seine Lust über den gelungenen Streich schon allein in sich hineinlachen, und er drückte sich die Fäuste gegen den Mund und hüpfte auf einem Bein herum vor lauter Vergnügen.

Da sah er, als er um die Ecke des Hauses wieder herum zur Haustür bog, unten in der großen Stube noch Licht durch die Läden schimmern. Wachte doch noch einer — wie, schlief der Vater noch nicht? Oder hatte er in seinem Rausch vergessen die Lampe zu löschen? Die sollte wohl wieder die ganze Nacht hindurch schwelen, wie neulich, da sie erst aus Mangel an Petroleum stinkend erloschen war? Der alte Narr wollte wohl durchaus den ganzen Bau zum Brennen bringen? Das wäre, wenn hier Feuer auskäme, jetzt bei all dem Stroh in der Scheuer! Beunruhigte Blicke warf der Sohn auf die Lichtschimmer, die sich durch die Ladenritzen stahlen; sie dünkten ihn heute doppelt hell. Was machte der Alte da drinnen! Weiß Gott, der gab noch einen Unfug an!

Von einer unerklärlichen Unruhe erfaßt, tastete Mikolai im dunkeln Hausflur nach der Klinke der Stubentür. „Psia krew!“ Natürlich von innen noch zugeschlossen! Er pochte; er rief: „Vater!“ Er rüttelte: „So mache doch auf, zum Teufel!“

Keine Antwort wurde ihm, an der Tür schnappte kein Riegel zurück.

Er rüttelte mit aller Kraft, die er besaß: „Ich schlage die Tür ein, wenn du mir jetzt nicht aufmachst!“

Die Tür knackte und krachte, die laute Stimme dröhnte im Haus wider — das mußte ja einen Toten erwecken — aber drinnen gab's keinen Laut.

Da packte den Sohn die Angst: was sollte er nun machen?! Er stand noch erschrocken und überlegte, als er der Stiefmutter Stimme hörte.

Frau Tiralla hatte schon im Bette gelegen, aber geschlafen hatte sie noch nicht. Das Gesicht hatte ihr gebrannt wie Feuer; sie hatte es gerieben und gewaschen, sich jene Küsse abgewaschen, die sie im Dunkeln hatte erdulden müssen. Ihre Stirn schmerzte sie, als wäre da eine noch frische Narbe — da hatte er sie so fest, so gewaltsam gegen seine Brust gepreßt, daß sich seine Uhrkette empfindlich in ihre Stirn gedrückt hatte. Oh, dieses Brandmal! Immer wieder fühlte sie mit der Hand darüber hin, aber wie sie auch wischte, es ging nicht fort. In ohnmächtiger Wut rang sie die Hände, aber dann biß sie die Zähne aufeinander: nein, keine Klage, sie tat's ja um Martin! War es nicht doch noch eine Seligkeit bei aller Pein, für ihn zu dulden, für ihn

zu leiden?! Wer konnte ihr nachfühlen, wie ihr zumute war? Niemand, nur Jesus Christus allein! Er hatte im Garten Gethsemane gerungen, er hatte des Judas Kuß erduldet!

„Jesus Christus, Jesus Christus," — sie hob die Hände ins Dunkel, da hinauf, wo der Hochheilige mit dem flammenden Herzen auf der Hand an der Wand hing — „du kennst alle Martern, du siehst meine Marter, erbarme dich!"

Es war wohl das erste Mal in ihrem Leben, daß Frau Tiralla nicht festgesetzte Gebetesworte betete, daß ihr Herz schrie in eigenen Worten. Und dann flüsterte sie wie eine Beschwörungsformel: „Martin, Martin," und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus in ihrer kalten und dunklen Kammer. Oh, wie war es hier warm und licht gewesen! Ein Lächeln trat auf ihr verstörtes Gesicht; wie eine süße Beschwichtigung kam's ihr nun von ferne: ah, und warm und licht würde es hier wiederum sein! Die baldige Gewißheit gab ihr Geduld und Trost. Sie preßte die Hand aufs Herz: hoffe, hoffe!

Dann war sie ruhiger geworden, das Brennen ihres Gesichts hatte nachgelassen, sie hatte ihr Nachtgebet gesprochen und sich zum Schlafe zurechtgelegt, die Hände wie ein Kind auf der Brust gefaltet. Bald — bald — —! Das Lächeln war auf ihrem Gesicht geblieben. Da hatte das Dröhnen unten im Flur sie aufgeschreckt.

Was war das, so spät bei der Nacht?! Sie lief

aus der Kammer in Hemd und Unterrock, keine Schuhe an den Füßen; eine jähe Angst hatte sie plötzlich befallen: Martin, Martin, wenn der sich etwa davonmachen wollte! Hin, hin, ihn halten, sich an ihn klammern: du darfst nicht gehen! Aber dann fiel ihr ein: mit soviel Lärmen würde der nicht von dannen gehen? Keine Angst! Aber doch, wenn Mikolai ihn etwa hielte, wenn sie sich zankten, miteinander rangen um Bleiben und Gehen?! Horch, welch Gepolter, wie schrie der Mikolai!

„Was ist denn, was ist denn?!“ Mit keuchendem Atem stand Frau Tiralla vor dem Stiefsohn. Ein Lämpchen aus der Küche hatte Mikolai jetzt entzündet; in dessen notdürftigem Strahl sahen sie sich an: sie hatten beide verstörte Gesichter.

„Ah, wo — wo ist er denn?“ Sie packte den Stiefsohn beim Arm. Aber dann besann sie sich: hier war ja nicht der Martin und nicht seine Kammertür, hier war ja die Tür von Herrn Tirallas Stube, und der Sohn rappelte an ihr herum und bückte sich und sah durch die Spalten.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht,“ sprach Mikolai und rüttelte wieder. „Da drinnen brennt Licht. Aber so still ist's da drinnen, der Vater schnarcht nicht!“

„Ei, laß ihn!“ Plötzlich gleichgültig geworden, wollte sie sich wieder zur Treppe wenden. „Er schläft eben fest!“

Aber Mikolai hielt sie ängstlich zurück. „Bleibe doch,“ bat er, und es war ein eigentümlich beklommener

Ton, mit dem er nun sagte: „Sonst schnarcht der Alte doch so. Wenn ihn ein Schlag getroffen hätte?!"

Das wäre! Über der Frau kaltes Antlitz flog ein heißes Rot.

„Vater!" Der Sohn schrie von neuem und rüttelte an der Klinke mit aller Kraft, aber der Riegel innen wich nicht. „Ich werde eine Axt holen," flüsterte Mikolai, „wir werden die Türe einschlagen müssen. Paß auf, bleibe du hier so lange!" Und er rannte hinaus zum Schuppen, wo beim Holzklotz das Beil zu finden war.

Sie stand allein vor der Tür, und eine Gier, ihr Geschick zu erfahren, zerriß sie schier. Die Augen drängten sich ihr fast aus dem Kopfe: da drinnen, da drinnen — totenstill war's — sonst schnarchte er so — da drinnen, da drinnen — was würde sie sehen?! Gott sei gelobt! Sie konnte den Anblick kaum erwarten.

Mit leidenschaftlicher Wucht warf sie sich gegen die Tür, ihre Hände und Knieen stemmte sie dagegen, da hatte sie, die Schwache, mehr Kraft als der kraftvolle junge Mann. Die erschütterte Tür wankte im morschen Rahmen; aus den Angeln gehoben, stürzte sie mit dumpfem Gekrach ins Zimmer hinein. Frau Tiralla stürzte mit.

Vom Fall betäubt, vom Staub des morschen Holzes geblendet, sah sie erst nichts. Aber wie schnell sah sie jetzt!

Da hing Herr Tiralla — dicht bei dem Tisch mit den Flaschen und Gläsern — vom Haken herab,

der, im Mittelbalken, einst bestimmt gewesen war, die Zierde eines Kronleuchters zu tragen. Sein Sacktuch hatte Herr Tiralla sich zur Schlinge geknüpft; die Decke war niedrig, fast berührten seine Füße mit den Spitzen den Stuhl, aber er baumelte doch.

„Jesus Christus!“ Sie stieß einen markerschütternden Schrei aus, sie sprang hinzu — da hing er, da hing er! Ganz blau, die Zunge lang aus dem Halse gestreckt. Wie schrecklich, wie entsetzlich! Sie bedachte nicht: lebte er, lebte er nicht — lebte er noch, würde er wieder leben? Hilfesuchend sah sie sich um.

Jetzt kam Mikolai. Starr blieb er stehen, mit offenem Munde, das Beil in der Rechten. Sie riß es ihm aus der Hand, blitzgeschwind schwang sie es, die scharfe Schneide durchschnitt die Schlinge — mit dumpfem Plumps stürzte Herr Tiralla zur Erde. —

Das war eine schlimme Nacht in Starydwór. Sie waren alle zusammengelaufen, vom Krachen der stürzenden Tür aufgeweckt und von Mikolais Jammergeschrei herbeigerufen.

Marianna heulte wie eine Besessene. Sie und Mikolai waren fassungslos. Rózia hatte nur einen einzigen kurzen Schrei getan, aber dann war sie, die Hände hoch erhebend, in tiefer Ohnmacht hingestürzt.

Einzig Frau Tiralla blieb ruhig. Sie hatte den beiden jungen Männern geholfen, den Körper aufs Bett zu schaffen, nun stand sie, stumm und starr, und sah dabei zu, wie Martin sich mühte, den steifen Körper zu reiben und Herrn Tiralla unermüdlich die Arme

zu heben zur künstlichen Atmung, so wie er es bei den Soldaten gelernt hatte. War Herr Tiralla tot?!

„Er ist noch nicht tot!“ Es war Martin, der das sagte; sie hörte es, ohne einen Laut der Erwiderung. Sie drückte die Augen zu. Ah, des Geliebten Stimme, seine Stimme, wie mitleidig die klang! Bemitleidete er sie — sich? Nein, er bemitleidete Herrn Tiralla!

Wütend riß sie die Augen auf. ‚Tor, Narr,‘ hätte sie ihm ins Gesicht schreien mögen, aber dann schlug sie die Hände sich vor die Augen und wankte vom Bett fort in einen Winkel und brach da ächzend zusammen. Törin, Närrin, sie, sie selber hatte ihn ja abgeschnitten! Und warum das?! Sie wußte es nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Stiege hinauf trug Martin die ohnmächtige Rózia. Unten atmete Herr Tiralla ja wieder — hier war's dem jungen Mann, als müsse er von neuem um ein Leben ringen, aber um ein junges und schuldloses Leben.

Zärtlich trug er Rózia an seiner Brust. Sie war nur notdürftig bekleidet, er fühlte die schlanke Magerkeit ihrer Glieder. Ihre bauschige Mähne, nicht glatt und seidig wie das schöne Haar der Geliebten, kitzelte seine Wange, aber ein Duft stieg von diesem spröden Haar auf, von diesem ganzen Mädchenkörper, der ihn anheimelte wie der Duft des Frühlingsackers, den er so gerne pflügte. Er trug sie, so behutsam, als könne jede Erschütterung ihr schaden, als sei sie eine Seifen-

blase, die in nichts zergeht, wenn vorwitzige Jungensfinger sie berühren. Und doch hielt er sie eng an seiner Brust. Für einen Augenblick glaubte er zu verspüren, daß sie sich dicht an ihn schmiegte; aber es war eine Täuschung, sie war ja nicht bei sich, sie atmete ja kaum.

Vor ihrer Kammertür angelangt, trat er fast schüchtern ein. Da flackerte ein Licht. Es half ja nichts, er mußte sie betten, die anderen unten hatten ganz den Kopf verloren; aber er tat's mit Scheu. Sorgsam ließ er sie nieder. Da lag sie auf ihrem Bette, und er beugte sich über sie und glaubte fast trunken zu sein — sie schlang die Arme um seinen Nacken.

Sie zog mit Kraft seinen Kopf bis zu ihren Lippen herab, sie tuschelte ihm zu mit heißem Flüstern: „Immer einig — lange Jahre — und viele Kinder — mein Erlöser, mein Seligmacher — o mein Geliebter, komm, küsse mich!"

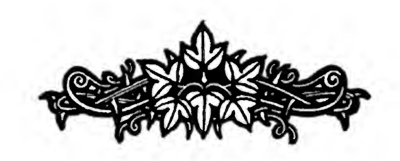
Ihr Flüstern machte ihn erschauern: wie mengte sie so seltsam das, was im Gebetbuche stand, mit dem, was die Verliebten im Dunkeln flüstern?! Sprach sie noch mehr? Er konnte nicht anders, er hatte sich losgemacht, aber er blieb stehen an ihrem Bette und mußte lauschen.

„Ach, ich weiß, ich weiß ja," begann sie wiederum klagend. Und dann seufzte sie tief auf: „O weh, wie schön bist du, meine Mutter — Maria, Gottesmutter — weh, so wunderschön, tausendmal schöner als ich! Oh, wär ich tot, tot wie mein Väterchen!" Sie wimmerte leise, und dann krampfte sie die Hände in-

einander wie im Schmerz oder im Gebet. „Ich werde ins Kloster gehen!“ Die gekrampften Hände ringend, schrie sie jetzt laut auf: „Erbarme dich, erbarme dich! Maria, Gottesmutter, hilf mir, laß mich das Kindlein auf meinem Schoße halten! O du — wende dich nicht — hilf, erbarme dich mein!“

Sie streckte die Hände aus — weh, wollte sie ihn halten? Wie ihre Hände zuckten, wie ihr blasses Gesicht sich rötete im Fieber!

Martin Becker hörte nicht länger mehr, er floh wie entsetzt: oh, dieses Starydwór, dieses Starydwór, wäre er nur hundert Meilen ihm fern!





XIII.

Was sich in Starydwór zugetragen hatte, wurde bald in Starawieś bekannt. Wie hätte Marianna schweigen können?!

Gleich am folgenden Abend, als der Jendrek herübergewitscht kam auf ein Viertelstündchen vom Ansiedlungsgut, hatte sie es ihm mitgeteilt hinter der Stalltür, unter vielen Seufzern, und sich die Schürze naßgewischt mit den Tränen aus ihren Augen: der gute Herr, der liebe Herr, der Jendrek hätte nur sehen müssen, wie das arme Herrchen da gehangen hatte! So! Und sie verdrehte die Augen, daß man nur deren Weißes sah, und ließ ihre rote Zunge so lang und schlapp heraushängen, daß es den neugierigen Burschen noch jetzt graufte.

Hu! Aber wie sah er denn jetzt aus, der Herr Tiralla?!

Oh, ganz wie immer, man sah es ihm nicht mehr an, und er schlich wieder umher wie sonst auch, gelb und mager, und — was das Seltsamste war — er wußte von gar nichts mehr!

Wußte von nichts?! Das wollte der Jendrek gar nicht glauben: wie kann sich einer aufhängen und weiß nachher nichts mehr davon?!

Alle verwunderte das. Und sie kamen gelaufen, um Herrn Tiralla zu sehen und ihm mit einer zugleich neugierigen und enttäuschten Miene stumm-beileidsvoll die Hand zu drücken. So viele Besucher wie am nächsten und übernächsten Sonntag hatte Starydwór lange nicht in seinen Mauern gesehen.

Herr Jokisch und Herr Schmielke kamen, der Förster und der Gendarm, alle Freunde aus Starawieś und Gradewitz; sogar der Herr Propst kam. Die große Stube war ganz voll von ihnen. Es wurde aufgetragen: Ungarwein und Bier, und Frau Tiralla präsentierte selber jedem lächelnd ein Schnäpschen; das war ganz willkommen bei der ungesund-naßkalten Witterung. Mikolai bot zu rauchen an. Bald war die Stube dunkel von dicken, blauen Dampfwolken, durch die ab und zu ein rascher Blick — als erinnere man sich auf einmal wieder, weswegen man eigentlich gekommen sei — zu Herrn Tiralla hinschoß. Es wurde geschwatzt und gelacht.

Herr Tiralla saß auf seinem Stuhl, stumm und teilnahmlos vor sich hinstierend, als gehöre er gar nicht mehr dazu.

Ja, es stand traurig mit dem Mann! Das sahen sie alle. Was sagte denn der Doktor?

Man habe bis jetzt noch keinen gebraucht, sagte die Frau und schlug die Augen nieder, und setzte dann leise hinzu mit zuckenden Lippen: sie habe bis jetzt nur immer, immer gebetet.

Der Propst nickte dazu. Aber als er bald darauf als erster fortging und sie ihm das Geleit gab, hinaus

bis zur Haustür, nahm er sie im Flur bei der Hand und machte es ihr zur Pflicht, doch lieber noch einen Arzt zuzuziehen. „Meine liebe Frau," sprach er, „gewiß, das Anrufen der göttlichen Hilfe ist gewiß — hm —" er räusperte sich, der starre Blick ihrer weitgeöffneten Augen verwirrte ihn ganz — „die göttliche Hilfe ist gewiß die Hauptsache, aber der menschlichen Hilfe ist doch auch nicht zu entraten. Ihr Mann scheint mir sehr krank — wirklich bedenklich krank — warum wollen Sie nur keinen Arzt fragen?! Sie müssen unbedingt den Doktor holen lassen!"

Sie sah ihm nach mit einem seltsamen Lächeln, als er von dannen schritt. Also so — so — das sagte er?! Das glaubte er doch wohl selber nicht, daß ein Doktor das ändern konnte, was im Rate der Heiligen beschlossen war?! Nun ja, gewiß, sie konnte ja einen Doktor holen lassen. Aber mochte der verschreiben, was er nur wußte, Herr Tiralla wankte doch mit jedem Schritt näher seinem Grabe zu! —

„Eine starke Frau," sagten die Besucher, als sie durch die Felder von Starydwór heimwärts schritten. „Greulich," sagten sie dann und schauderten fröstelnd.

Der Wind schnob um sie her, ein Schwarm von Raben flog aufgescheucht, mit Geschrei, aus den Furchen und krächzte ihnen fast um die Köpfe. Die garstigen Schreihälse! Unwillkürlich blieben sie stehen. Da — da — sie flogen alle zurück nach Starydwór, sie ließen sich auf den Firsten nieder! Die Unglücksvögel!

Psia krew, da mußte es jetzt ganz greulich sein!

So alle Tage mit dem Mann! Der war ja gänzlich verblödet! Ein besondres Licht war Herr Tiralla freilich nie gewesen. Den Hang zum Trinken hatte er auch immer gehabt. Ja, ja, so rächte sich alles. Die arme Frau! Nur die war zu bedauern. Wirklich bewunderungswürdig, wie die noch den Kopf oben behielt!

„Na, aber höllisch mitgenommen hat sie's doch," sagte Herr Schmielke und stieß einen langgezogenen Pfiff aus. Er war plötzlich sehr abgekühlt. „Die Tiralla hat immens eingepackt. Haben Sie die Löcher in den Backen gesehen? Und dann die Augen?! Wie ihr die tief im Kopf liegen! Na, da ist ja fast das langgeschoßne, rothaarige Ding, das sich sonst neben der schönen Frau Mama gar nicht sehen lassen durfte, hübscher. Weiß der Himmel, gar nicht übel!"

„Von der lassen Sie nur die Finger," sagte irgend jemand, „die geht ins Kloster!"

„I wo, reden Sie keinen Unsinn! Die — mit den Augen?!"

Aber der Gendarm wußte es auch bestimmt, der Herr Propst hatte es sogar erst neulich erzählt, daß die Rosa Tiralla schon angemeldet sei auf der Wallischei bei den Herz Jesu-Schwestern.

„Na, denn nicht," sagte Schmielke. Aber dann machte auch er keine seiner leichtsinnigen Bemerkungen mehr, sondern verstummte, wie die andern auch nach und nach verstummt waren. Sie waren alle verstimmt, förmlich bedrückt. Nun sie aus Starydwór fort waren,

lief Starydwór hinter ihnen her. Immerwährend sahen sie die schwarzen Vögel auf den düsteren Firsten und den Mann, der sich aufgehängt hatte, und der doch wieder lebte, und die Frau, die ihn abgeschnitten hatte und die doch wieder lächelte.

Sie fingen an zu eilen. Sie begannen erst wieder eine Unterhaltung, als das erste Haus von Starawieś erreicht war.

Nun sprachen sie vom Lehrer. Das war auch so einer! Der und der Tiralla, das waren ein paar Kumpane! Am Suff ging der eine zugrunde wie der andre! Aber bei dem Behnka war's eine Schande, denn der hatte der Jugend ein Vorbild zu sein, wie der Herr Propst sehr richtig gesagt hatte. Wie konnte einer die Jugend lehren, der selber so trank, daß er im Graben gefunden ward wie ein Landstreicher, gänzlich zerfetzt, blutrünstig und schmutzig?! Eine Erzschande war's!

Davon wußte der Gendarm zu erzählen. Oft genug hatte er den Lehrer erst beim Morgengrauen nach Hause kommen und mit dem Schlüssel am Schlüsselloch herumstochern sehen; oft genug, daß er ihm hatte helfen müssen, aufzuschließen. Aber nun, da er von einem Patrouillengang durch den Przykop heimkehrend, ihn aus dem Graben aufgelesen hatte, um nichts besser als einen betrunkenen Vagabunden, den man ins Loch steckt, hatte er doch Anzeige davon machen müssen. Der Herr Propst hätte vielleicht lieber gehabt, man hätte es vertuscht; aber der Lehrer des Orts, betrunken und zerschlagen im Graben, das ging doch nicht an! Es

wäre ja doch bekannt geworden, und der Respekt war hin. Es war selbstverständlich, daß der Lehrer hier nicht bleiben konnte — oder ob er überhaupt seines Lehreramtes verlustig ging?! Der Propst, der sonst so gesprächige, hatte kein Wörtchen darüber verlauten lassen.

Als sie an dem Häuschen, in dem Böhnke wohnte, jetzt vorüberkamen, warfen sie scheue Blicke: wie es ihm wohl zumute sein mochte, dem Behnka?! Tagelang hatte er sich nicht blicken lassen. War er am Ende schon fort? ‚Sobald als möglich,‘ hatte der Herr Propst gesagt!

Es war ihnen jetzt allen, als hätten sie den Lehrer nie leiden mögen; er war immer so überheblich gewesen, so eingebildet auf seine Schulmeisterweisheit. Hier sah man's recht: Hochmut kommt vor dem Fall!

Sie klopften an dem Häuschen an. Vor das Fensterchen der Lehrerstube waren die Läden gelegt. Sollte er wirklich schon fort sein, oder schämte er sich so?!

Der Lehrer war in der Tat fort. Die alte Frau, seine Wirtin, die die andre Seite des Häuschens bewohnte, bestätigte es. Sie klagte: o weh, nun war ihr Mieter fort, und sie hatte keinen andren! Wütend ballte sie die Faust: „Was hat er denn getan? Möge der helle Blitz zerschmettern, die ihn verleumdet haben! Geweint hat er, ach, ach! Als ich sprach zu ihm: ‚Panje Behnka, weine nicht, mein Mann, der Stas, hat sich auch zu Tode gesoffen,‘ sprach er in einem fort: ‚Mutter, o meine Mutter‘, und hat gestöhnt, daß sich mir hat das Herz gewendet im Leibe. Mutter — o weh! Die seinige soll arme Lehrerswitwe sein, die wird sich nicht freuen, wenn Sohn

ihr kommt so zu Hause! Daß Gott sich unsrer aller erbarme! Mein Lehrer, mein Lehrerchen, war sich guter Mieter das!“ Die Alte hub an, so zu seufzen und zu zetern um den verlornen Mieter, daß die Honoratioren sich schleunigst davonmachten.

Ah, war das heute unerquicklich, und das naßkalte Wetter dazu! Das einzige war, man setzte sich im Kruge fest! Das taten sie denn auch. —

Daß der Lehrer fort war aus Starawieś, mit Schimpf und Schanden davongejagt, trug Marianna der Herrin zu, mit ein wenig Spott und Schadenfreude im Ton: he, was sagte die Pani nun, der Lehrer war zum Teufel?! Und heimlich lauerte sie dabei: was würde die nun für ein Gesicht machen, blaß oder rot, froh oder traurig?!

Aber Frau Tiralla nahm's mit Gleichgültigkeit. Zu anderer Zeit hätte sie vielleicht darüber gefrohlockt, jetzt überraschte es sie nicht einmal — ah, der Lehrer nicht mehr in ihrem Weg? Nun gut. Sie hatte es ja gewußt, der Schutzengel hielt seine Flügel über ihr!

Eine Ruhe, über die sie sich zuweilen selbst wunderte, war über sie gekommen. Ihr Herz klopfte und raste nicht mehr wie ehedem. Eine Törin, eine Sünderin schier, war sie gewesen, da sie den Heiligen in den Arm gefallen war, da sie Herrn Tiralla abgeschnitten hatte, als er baumelte; aber sie fühlte es, die Heiligen hatten ihr das schon verziehen. Sie sah es von Tag zu Tag deutlicher, fast von Stunde zu Stunde: Herr Tiralla trieb unaufhaltsam-schnell seinem Ende zu.

Es drängte sie oft, die Hände zu falten in überquellendem Dankesgefühl; den ganzen Tag ging sie umher, heimliche Dankesgebete auf den Lippen.

Marianna war ein wenig verwundert, daß die Herrin des Lehrers Abschied so ruhig nahm: sollte die doch nichts mit dem Behnka gehabt haben, dereinst nicht und auch jetzt nicht?! Jedenfalls, gleichgültig war sie sehr! Da war doch Herr Mikolai viel weicher von Herzen, den trieb das Mitleid schier um, als er des Lehrers Abschied erfuhr. Erst machte er große Augen, dann faßte er sich an den Kopf und stöhnte: ‚Das hätte ich nicht gedacht, o weh, hätte ich das gedacht!‘ War der Mikolai ein guter Mensch! Der wurde einmal genau, wie sein Vater gewesen war! Und Marianna verdoppelte ihre Liebenswürdigkeit gegen den Sohn.

Mikolai ging umher, ganz verstört. Bei Gott, das hatte er nicht gewollt, nur einen Denkzettel hatte er dem Lehrer geben wollen, als er ihn prügelte und in den Graben warf! Es tat ihm auch bitter leid, des Vaters wegen: der Alte hatte doch so viel auf den Behnka gegeben, stundenlang hatte der bei ihm gesessen, wie Freund beim Freund. Nun kam sein Lehrerchen nicht mehr! Das Gefühl des Mitleids trieb den Sohn zum Vater.

Aber Herr Tiralla hörte verständnislos an, was der Sohn zur Entschuldigung hervorstotterte. „Lehrer — Lehrer?!“ Er schüttelte den Kopf: „Kenne ich nicht Lehrer! Freund — Freund?! Habe — keinen — Freund!“

Es grauste Mikolai, als er den Vater ansah. Wie

hockte er da, mit blöd hängender Lippe, mit Augen, deren Äpfel so starr waren, als könne er sie gar nicht mehr drehen. Bei Gott, kein richtiger Mensch mehr! Wußte er denn von nichts mehr?! Er packte seinen Alten bei den Schultern und rüttelte ihn: „Vater!“ Da kroch Herr Tiralla ganz in sich zusammen wie ein Igel, dem man nur die Spitze des Fingers nähert. Blödsinnige Blicke der Angst schoß er aus seiner Ecke hervor auf den Sohn; und zugleich war Tücke in diesen Blicken.

Mikolai verzweifelte: ach, der hatte nur ein Grunzen zur Antwort mehr, dem war nichts mehr klar zu machen! Er fühlte, wie ihn etwas in der Kehle würgte, er mußte aus der Stube laufen, aus der dumpfen Wärme hinaus in den schneidenden Nordost, der von den freien Feldern her über den Hof fegte und mit verlorenen Hühnerfedern, mit Stroh und Spreu ein wirbelndes Spiel trieb.

Oh, wie war das schrecklich da innen, der Alte verleidete einem wahrlich Haus und Hof! Mit geballten Fäusten stand der Sohn; ein Seufzer des Unmuts entrang sich ihm: bei Gott, es wäre besser gewesen, die Mutter hätte den Vater nicht abgeschnitten!

Wie zur Bekräftigung dieses Gedankens bekreuzte sich Mikolai. Es trieb ihn dann wieder ins Haus zurück. Was sollte er auch hier außen machen? Es gab nichts zu schaffen; graue, schwere Novemberdämmerung lastete auf allem. Warum ließ sich denn Martin nicht sehen?! Ach, er verstand den Herzfreund jetzt nicht mehr. Wie schön hätten sie sich sonst doch mit-

sammen über die trüben Tage hinweggeholfen! Aber der Martin hatte keine Ruhe, keine Lust mehr hier, der dachte nur an den ersten Dezember, an seinen Ziehtag von Starydwór!

Es fröstelte den einsamen Burschen. Nach Weihnachten zog auch die Rózia fort, schon jetzt saß sie oben in ihrer Kammer wie in einer Zelle und ließ sich kaum hier unten mehr sehen, als sei ihr nur wohl im Gebete allein, als scheue sie jedes Menschen Gesicht. Ah, und wie hätte das alles so anders sein können, so wunderschön! Aber alles, alles hatte der Vater verstört!

Mit einem Fluch betrat der Sohn wiederum das Haus. Er suchte Becker auf. Aber bei dem kam er nicht an. Martin hatte sich ans Kramen begeben und blickte, unliebsam überrascht, auf, als Mikolai so unvermutet die Kammer betrat.

„Was willst du?!" fragte er unwirsch und warf hastig ein Bündel Kleider in seine Lade, die er verschloß.

„Du packst wohl schon ein?" fragte Mikolai. Und dann setzte er bitter hinzu: „Kannst wohl die Zeit nicht erwarten? Aber noch ist dein Ziehtag nicht gekommen!"

Einen unsicheren Blick von der Seite warf Martin auf Mikolai. „Das weiß ich," sprach er leise. Dann setzte er hastig und so, als ob es ihn dränge, sich und dem andern etwas vorzureden, lauter hinzu: „Ich denke ja auch noch gar nicht daran. Oh, es hat noch gute Weile, es eilt mir gar nicht!"

Wer das glaubte! Mikolai glaubte dem Freunde nicht mehr: warum sah ihm der nicht offen ins Gesicht? Psia krew, es war etwas zwischen sie gekommen, das wußte er nicht zu greifen, aber es war doch da!

Mißmutig verließ er wieder die Kammer, deren Wände früher so oft von ihrem Lachen widergehallt hatten. Ach, jetzt hallte zwischen den dicken Mauern des alten Hauses kein Lachen mehr! Verdrossen stolperte der Bursche die finstere Stiege zu Rózia in die Höhe, er wollte einmal bei ihr eintreten, und ‚Schwesterchen,‘ wollte er sprechen, ‚komm, lache du mit mir! Sprich du wenigstens mit mir, ich halte es nicht mehr aus!‘

Als er aber eintrat, plötzlich und ungestüm, sprang sie heftig und erschreckend auf. Sie hatte am niederen Fenster gesessen, dessen verhängte Scheiben kaum einen Schimmer von Licht ins Zimmerchen ließen. Sie hatte eine Handarbeit auf dem Schoße gehalten, aber die war ihr nun entglitten, lag am Boden, und sie stand, rot und heiß und erwartungsvoll: wer kam da?!

„Ah, du!“ Es klang wie Enttäuschung. Sie erbleichte jäh, die Lider sanken ihr müde über die Augen, aber sie zwang sich zum Lächeln: „Guten Tag, Brüderchen?!“

„Guten Tag, Schwesterchen!“ Er nahm sie bei beiden Händen und betrachtete sie. Sie schien ihm so groß heute — oder war sie schon lange so groß gewesen? „Hübsches Mädel,“ sagte er scherzend und kniff sie in die Wange, die sich wie Samt anfühlte.

Aber sie machte sich unwillig frei, und ihr Gesicht

verfinsterte sich: „Laß die Torheiten!“ Doch als sie sah, daß er ihr das übel nahm, suchte sie wieder ihr Lächeln hervor, das doch kein rechtes Lächeln war, und flüsterte, sich an ihn schmiegend: „Zürne nicht! Ich muß mich jetzt vorbereiten, es geziemt mir nicht mehr!“

„Ach was, lauter Dummheiten, lauter Gefasel!“ Er wurde ernsthaft ärgerlich: „Zum Teufel, ist das eine Wirtschaft hier, ich habe sie satt! Der Alte säuft den ganzen Tag, du betest den ganzen Tag, da ist nichts von Freude im Haus — psia krew, daß der schweflige Blitz —“

„St!“ sie legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Mund. „Du sollst nicht fluchen, Mikolai,“ bat sie sanft, „es ist Sünde. Komm, setze dich!“

Sie zog ihn mit sich an ihren Fensterplatz, zu dem einzigen Sitz, der außer dem Schemel bei Mariannas Bett in dem engen Kämmerchen war. Ihre zarten Finger zwangen ihn nieder; er hockte auf den Hacken vor ihrem Stuhl, und sie legte ihm die Arme um den Nacken.

„Wenn ich nicht werde mehr bei dir sein — lange bin ich's nicht mehr, noch drei, vier, fünf Wochen!“ Sie zählte, und dann seufzte sie: „Nein, noch sechs!“

„Ah, du zählst auch wie der Beckier,“ unterbrach er sie heftig, „kannst es auch nicht erwarten, hier fortzukommen, wie der Beckier auch! Schöne Liebe und Freundschaft das, muß ich sagen!“

Als er den Namen des Freundes genannt hatte, war sie rot geworden, ein unsicheres Blicken war in

ihre Augen gekommen, aber nun schaute sie wieder ruhig. Mit großer Liebe sah sie dem Bruder ins Gesicht: „Mein Bruder, du wirst mich vermissen, ich weiß es wohl. Auch ich werde dich vermissen. Aber ich werde beten für dich. Ach ja —“ schmerzlich rief sie es aus, und große Tränen begannen über ihre Wangen zu sickern — „ich habe ja für so vieles, für so viele zu beten!“ Sie rang die Hände: „Mein Leben wird nicht ausreichen dazu!“

„Ach ja, der Vater,“ sagte er leise und ließ den Kopf hängen.

Sie nickte: „Und die Mutter!“

„Wieso?!“ Er sah sie betroffen an. „Die verdient sich doch ihren Stuhl im Himmel alleine, die braucht dein Gebet nicht!“

„Wer weiß es!“ Ein Zug von Zweifel erstand in dem reinen Mädchengesicht; die Augen blickten starr geradeaus, als sähen sie da etwas, was andere nicht sahen. Ein Schauer überlief Rózia, und dann klang es wie Qual aus ihrem gepreßten Ton: „Wer kann wissen, ob er nicht Fürbitte braucht! Sieh, sieh!“ Sie faßte des Bruders Hand und blickte noch starrer, so daß es ihn überrieselte bei ihrem seltsamen Blick. „Ich sehe meine Mutter im weißen Kleide — schön, o wie schön ist sie! — ich sehe sie zum Himmel auffliegen — aber sieh, sieh! Da sind Flecken an dem Saum ihres Kleides. Was da so dunkel ist — siehst du es, Mikolai? — das zieht sie nieder. Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“ Sie schüttelte den Kopf, ein wirres Leuchten

war in ihre Augen und eine Angst auf ihr Gesicht gekommen. „Ich liebe sie, ich liebe sie doch so, aber da — da ist etwas!“ Sie wischte sich mit der Hand über die Augen. „Ich kann es nicht wegwischen, es ist da, und es quält mich! Mikolai, mein Bruder!“ In bitterem Schluchzen hing sie an seinem Halse, und ihre Tränen feuchteten auch seine Wange. „Liebe du mich, liebe du mich sehr!“

Ihre zuckenden Lippen suchten die seinen und drückten sich darauf in einem langen Kuß. Er küßte sie innig wieder: seine Schwester, seine liebe kleine Schwester, und die wollte von ihm gehen?!

„Sprich du doch einmal mit dem Alten,“ bat er dann plötzlich, ganz davon überzeugt, daß diese hier alles zu ändern vermochte. „Sprich mit ihm,“ bat er treuherzig, „stelle du ihm vor, kehre du ihm das Herz um in der Brust, und er wird nicht mehr trinken. Alles wird dann gut werden. Und du brauchst nicht ins Kloster zu gehen!“

„Ich werde mit ihm sprechen. Ich werde ihm vorstellen. Aber ich werde doch ins Kloster gehen,“ setzte sie leise hinzu.

Er hörte das letzte nicht, er war zu beseligt von dem Gedanken, daß Rózia mit dem Vater sprechen würde. Ja, es war doch etwas Wahres daran: die Rózia hatte etwas Heiliges, die konnte ja Heiden bekehren!

Pfeifend stieg er von ihr hinab.

Martin Becker hörte des Freundes Pfeifen und

fuhr zusammen bei dem hellen Ton. Wie vergnügt Mikolai pfiff! Ein verlegenes Lächeln glitt über sein Gesicht: morgen um die Zeit würde der Mikolai nicht mehr so vergnügt pfeifen, denn dann war er, der Martin, so Gott ihm seine Gnade schenkte, über alle Felder, weit fort, bald da, wo das spärliche Licht des Tages zum Abend in einen gelben Streifen am Himmel versinkt. „Mikolai muß mir verzeihen,“ murmelte er vor sich hin und nahm seine Beschäftigung, in der er vorher gestört worden war, eifrig wieder auf.

Jetzt hatte er sich vor Störung gesichert, jetzt hatte er den Riegel vor die Tür geschoben. Er packte seine Habseligkeiten zusammen. Alles hatte er hier so herumgehängt, hatte sich ausgebreitet, als würde er ewig hierbleiben; nun riß er die Photographieen seiner Eltern und Geschwister, die er über seinem Bett angebracht, von den Nägeln herab und sein und Mikolais Soldatenbild und den bunten Kalender, der sich so hübsch an der Wand ausgenommen hatte auch — ach nein, den Kalender mußte er doch hängen lassen, den würde Mikolai zu sehr vermissen!

Alles quetschte er in seine hölzerne Lade, und als diese nicht gleich zuging, setzte er sich ungeduldig darauf. Aber gut, daß sie nicht größer war, gut, daß er sie so bequem auf die Schulter nehmen konnte!

Wenn die alte Uhr im Flur Mitternacht schlug, wachte er jetzt immer auf. Ach, wo war der gesegnete Schlaf seiner Nächte hin?! Er würde auch diese Nacht wieder aufwachen, und dann würde er noch eine Weile

liegen mit offenen Augen und horchen — ein Uhr, zwei Uhr — und wenn dann alles in jenem Schlafe lag, der gerade um den neuen Tag herum so fest und tief ist, dann würde er sich leise völlig anziehen, ganz entkleidet hatte er sich nicht, und würde auf Strümpfen, die Stiefel in der Hand, zur Kammer hinausschleichen, seine Lade auf den Schultern. Behutsam, ganz behutsam! Aber nötig würde das kaum sein, denn Mikolai schlief immer fest, und sonst war niemand unten im Haus als einzig Herr Tiralla, und der zählte doch nicht mehr. Mit Leichtigkeit würde er so das Freie gewinnen; der Schlüssel steckte von innen in der Haustür, und der Querbalken am Hoftor war rasch ausgehoben. Über die Felder würde er dann laufen, schon graute der Morgen, er konnte den Weg erkennen — fort, fort nach Starawieś! Und durch Starawieś, wo alles noch schlief, hindurch, fort, fort nach Gradewitz zur Station! Um acht Uhr früh ging der erste Zug, den konnte er leicht erreichen. Und wenn er dann erst in der Eisenbahn saß, dann — ein tiefer, befreiender Atemzug hob des jungen Mannes Brust — dann war Gott ihm gnädig gewesen, dann war er errettet!

Martin bedachte nicht, daß er unrecht am Freunde handelte. Wohl dachte er flüchtig daran, daß er dem Mikolai Wort und Handschlag gegeben, aber höher dünkte ihn das Recht gegen sich selber. Seine Seligkeit stand auf dem Spiel, das fühlte er seit der letzten Beichte, fühlte es täglich mit erneuter Gewissensqual; aber er fühlte auch, daß es ein hoher Preis war, den

er um seine Seligkeit zahlte. Oh, wie sie ihn umschlich mit leisen Schritten, enger und enger zog sie den Kreis! War sie nicht gestern im Flur an ihm vorbeigestrichen, hatte ihm zugeraunt, kitzelnd am Ohr: „Kommst du?“ Wenn sie's nun immer und immer noch wiederholte, würde er dann immer, immer noch die Kraft haben, ihr nicht zu folgen?! Sie wußte zu reden, sie wußte zu entschuldigen. Ah, wie sie reden konnte, so süß! Und war sie nicht selber denn auch auf ihre Seele bedacht?! Wenn er es überlegte, nie hatte er etwas Unheiliges von ihr gehört, nie etwas Unkeusches. Wenn sie ihm jetzt gegenübersaß beim Mahle, stiller, als sie sonst je gewesen war, und ihre großen Augen stumm zur Decke erhob, dann sah sie leibhaftig aus wie die Gottesmutter, durch deren Herz sieben Schwerter fahren vor Leid um den Sohn. O nein, nein, sie war keine böse Frau, sie war eine gute Frau — und doch war's Sünde, noch länger bei ihr zu verweilen!

In der vergangenen Nacht hatte Martin lange schlaflos gelegen, denn das zitternde ‚Kommst du!‘ kitzelte ihn noch immer in den Ohren, und wie ein Feuerstrom rann es durch sein Blut; eine prickelnde Unruhe war in ihm, daß er schon vermeinte, nicht länger liegen bleiben zu können. Da hatte er, als er nach langem Wälzen endlich eingeschlafen war, von seiner verstorbenen Mutter geträumt. Die war ihm erschienen, das bedeutete 'was! Und sie hatte den Finger erhoben wie zur Warnung — oder hatte er sich das später nur hinzugedacht? Er wußte das jetzt nicht mehr, aber als er

sich am Morgen so müde fühlte, so unlustig, so zerschlagen, als hätte er zu Schweres geschleppt, da kam's über ihn wie eine Erleuchtung: so ging es nicht länger mehr, er mußte fort, er konnte seine Zeit nicht abwarten, er mußte gleich fort. Die Mutter kam, ihn zu holen, der ließ die Sorge um ihr Kind keine Ruhe am himmlischen Thron!

Und heimlich mußte er gehen, ohne Abschied zu nehmen, das fühlte der Bursche wohl. Wenn sie sich an ihn hängen würde mit ihren Lippen, wenn ihre weinenden Augen ihn anflehen würden mit dem Blick des getroffenen Rehes, wenn sie sprechen würde: ‚Meine Sonne, mein Geliebter, bleibe an meinem Himmel, Gott will, daß die Sonne am Himmel bleibt, denn sonst wird es finstre Nacht, darin ich sterben muß' — dann würde er doch nicht gehen. Er würde doch bleiben, und dann — nun dann —?! Er schickte ein Stoßgebet zu den Heiligen auf. Es tat ihm leid um Mikolai; als er ihn pfeifen hörte, gab es ihm einen Stich durchs Herz. Aber daß er Rózia heute noch nicht zu sehen bekommen hatte, des war er froh — wenn er sie nur gar nicht mehr zu sehen bekäme!

Martin Becker scheute das Mädchen. Er wußte selber nicht, war's eine andächtige Scheu, die er vor ihr empfand, vor ihr, die dem Kloster bestimmt war, oder war es eine andere Art Scheu, in die sich etwas wie Scham mischte, Scham, daß er sie belauscht hatte, als sie auf ihrem Bette lag und von dem flüsterte, was ihre Seele bewegte?!

„Ach, ach!" Seufzend wischte sich der Bursche mit der Hand über die Stirn und fühlte, daß Schweiß darauf perlte. Ach, wie saß er doch hier so tief drin, tiefer als unten im Przykop an der tiefsten Stelle! Hier half nur ein gewaltsames Herausreißen mit rücksichtslosen Kraft.

Den ganzen Vormittag hatte sich Martin in der Kammer aufgehalten, nun, als er das Tellergeklapper und Mariannas Ruf zum Essen vernahm, stahl er sich an der Stubentür vorbei ins Freie. Er mochte nicht essen. Unter den Bäumen des Przykop, da, wo ihn niemand sah, stolperte er umher, und das Rascheln eines Tieres, das Fallen eines dürren Laubes erschreckte ihn. Sein Herz war wie zerrissen, und doch dämmerte vor seinen Augen ein Erlösungsschein: bald war er ja fort, fort! Wäre nur erst dieser Tag noch zu Ende!

Es war ein kurzer Novembertag und doch ein so endlos langer in Starydwór. Frau Tiralla war voller Unruhe und Ungeduld: den Vormittag hatte sich Martin auf seiner Kammer gehalten, den Mittag war er nicht zum Essen gekommen, wo war er?! Sie hatte ihn überall gesucht und ihn nicht gefunden. Sie zitterte: wo steckte er?! All die Ruhe, in der sie sich gewiegt hatte in letzter Zeit, war urplötzlich dahin; sie vergaß, daß die Heiligen ihr Geschick in Händen hielten, sie dachte nur daran: Martin war fort — ohne Wort — kam er auch wieder?!

Eine angstvolle Qual trieb sie um, es duldete sie keine Viertelstunde an einem Ort. Ratlos lief sie die Treppe

auf und nieder, von ihrer Kammer hinunter zum Flur und wieder hinauf; sie lief aus dem Hause auf den Hof und stand dann lange im Hoftor, ohne Mantel, ohne Tuch — der schneidende Wind riß ihr die Schürze vom Leib, breitete sie wie ein Segel — und schaute nach Martin aus. Aber sie fand ihn nicht, den ihre Seele suchte.

Öde lagen die Felder, der Przykop gähnte wie ein Grab, in dem nichts Lebendiges zu finden ist. Wo war er hin?! Wo war er gegangen?! Sie suchte seine Fußtapfen, wie ein Hund die Spur des Herrn, aber Regen und Schnee hatten sie verwischt, und ihre tränenden Augen sahen bald nichts mehr als graue Undurchdringlichkeit.

Da lief sie wieder ins Haus zurück und stellte Mikolai zur Rede: wo war der Beckier hin, er mußte es doch wissen, sie steckten ja beide immer unter einer Decke?!

Ganz verwundert sah der Stiefsohn sie an: ei, warum war sie so heftig? Der Beckier würde beim Dunkeln schon kommen, mochte sein, daß er ins Dorf gegangen war, der ließ sich längst nicht hüten von ihm!

Das stimmte die Frau nicht zuversichtlicher. Auch dem Mikolai hielt der Martin sich fremd. O Gott, immer mehr löste er sich von ihnen! „Jesus Christus, erbarme dich, laß ihn wiederkommen, laß ihn wiederkommen!“ Sie war wie eine gehetzte Hindin, die eine Rettung sucht.

So lief sie zu Rózia. Lange war sie nicht bei

dem Kinde gewesen, sie hatte nicht Zeit dazu gefunden. Warum hatte sich Rózia ihr denn auch so fern gehalten, war es nicht schicklicher, daß das Kind zur Mutter kam als die Mutter zum Kinde?! Nun aber in ihrer großen Angst flüchtete sie in des Kindes Zärtlichkeit.

Rózia war anfänglich ein wenig zurückhaltend. Sie hatte etwas Scheues, etwas Fremdes gegen die Mutter angenommen; aber Frau Tiralla bemerkte das nicht: ach, nur eine Seele, eine Freundin, die die Angst mit ihr teilte!

„Ich weiß nicht, wo der Beckier bleibt," hub sie an. „Es ist schon dunkel, und er ist noch nicht hier! So — so ohne Wort, ist er noch nie fortgegangen, so lange noch nie fortgeblieben! O Jesus" — mit einem Ausdruck des Schreckens hob sie beide Hände gegen die Schläfen — „es wird ihm doch nichts widerfahren sein?!" Sie faßte sich ans Herz: „Oh, diese Angst, diese Angst!"

Nun dachte Frau Tiralla nicht mehr daran, sich zu verstellen; wilde Angst sprach aus ihren Augen, eine verzweifelte Unruhe aus ihrer Stimme.

Rózia, deren Antlitz sich beim Eintritt der Mutter hochgerötet hatte, wurde sehr blaß. Sie antwortete nicht, sie sah nur die Mutter an, als wolle sie ihr bis auf den Grund der Seele schauen.

Im Przykop fiel ein Schuß. Da schrie Frau Tiralla gellend auf.

„Es schießt ein Jäger," sagte Rózia.

„Sie werden ihn doch nicht getroffen haben?!

Oh, wenn er im Przykop wäre, und sie hätten ihn angeschossen?! Nein, nein" — Frau Tiralla lachte jetzt aufgeregt — „das wäre ja noch nicht das Schlimmste! Wenn er nur wiederkommt, wenn er nur wiederkommt! Glaubst du, daß er davongehen könnte ohne Lebewohl?" fragte sie dann hastig und sah die Tochter flehend an. Ach, wenn die doch jetzt spräche: ‚Meine Mutter, er kommt wieder, gräme dich nicht, er kommt zu dir zurück!' Wenn Rózia doch mit ihren unschuldigen Lippen ihn erflehen möchte von Gott dem Allmächtigen!

„Bete, mein Kind," stammelte Frau Tiralla, faßte beide Hände der Tochter, legte sie zusammen und klammerte die ihren darum. „Bete! Laß uns beten, miteinander beten!"

Es zuckte über Rózias Gesicht, ein Krampf verzog ihre reinen Züge. Es war, als wollte sie die andere von sich stoßen; aber der Kampf währte nur kurz. Die Augen fest auf ein Kruzifix heftend, das sie jetzt über ihrem Bette hängen hatte, sprach sie leuchtenden Blickes: „Was soll ich beten?" so wie das Kind gesprochen hatte, wenn die Mutter, gepeinigt und haßdurchwühlt, abends an seinem Bette gekniet und es aus dem Schlaf geweckt hatte mit Seufzern und Tränen.

„Bete, bete!"

Aber Rózias Stimme hatte jetzt keinen kindlichen Klang mehr; das Silberne, Hell-Lallende war daraus entwichen, es war eine Herbheit darin und eine kühle Ruhe. „Was willst du, daß ich bete?"

„Ach," ächzte die Mutter, „du weißt es ja — bete

für ihn — ach, meine Angst, meine Angst, meine Angst! Bete für mich, auf daß er wiederkehre! Kind, mein Kind, bete du für mich!"

Und Rózia, ihre Hände von den sie umklammernden befreiend, betete das Salve Regina: „Sei gegrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit, du, unser Leben, unsre Süßigkeit, unsre Hoffnung, sei gegrüßt!" Und, wie sich berauschend an der süßen Schönheit der Worte steigerte sich ihre Stimme, verlor ihre kühle Herbheit mehr und mehr, bis sie warm wurde, weich und hinschmelzend in dem: „Zu dir rufen wir, zu dir seufzen wir, trauernd und weinend in diesem Tal der Tränen!" Und aus dem Salve in ein anderes Gebet übergehend, erhob sich ihre Stimme in brünstigem Flehen fast bis zum Schrei: „Sei ihm gnädig! Verschone ihn! Von allem Übel erlöse ihn! Von aller Sünde!"

„Sei ihm gnädig — verschone ihn — erlöse ihn!" Die Frau hatte es nachgelallt, sie wußte nicht, was sie betete, verstand auch nicht, was die Tochter betete, und daß es die Litanei für eine abscheidende Seele war, aus der diese Worte stammten.

„Wir armen Sünder, wir bitten dich, erhöre uns!" Inbrünstig mengten Mutter und Tochter ihre Stimmen; durch die dunkler und dunkler werdende Enge des Kämmerchens stieg es empor wie ein zwiefacher Schrei: Martin Beckier, Martin Beckier, ach, wo bleibst du so lange?!

Frau Tiralla schluchzte auf, sie konnte nicht mehr beten. „Höre auf, höre auf!" Weinend warf sie sich

an der Tochter Hals. „Rózia, Rózia, er kommt doch nicht mehr wieder! Rózia, geliebte," — wilde Küsse preßte sie auf des Mädchens fromm-erhobenes Gesicht — „bete, bete — wie soll ich dir's danken?! Nein, nein, bete nicht mehr, sage mir lieber — horch, da ist er!"

Schon war sie auf den Füßen, schon war sie bei der Tür, schon fiel diese krachend hinter ihr ins Schloß.

Rózia blieb allein in der Dunkelheit.

Drunten hörte man jetzt des Martin Stimme, und dann den Mikolai — und nun der Mutter glückseliges Lachen!

Rózia betete inbrunstvoll weiter; es war wie ein Anklammern an die Gebetesworte. Die Sterne waren schon längst überm Hof aufgezogen, am Giebel stand der junge Mond, sie lag immer noch auf ihren Knieen, sie betete immer noch. Aber leise lispelnd, mit ihrem Heiligen ganz allein, in seliger Zwiesprache mit dem Bräutigam ihrer Seele.

Es war Nacht über Starydwór. Der Mond war untergegangen; vom rauhen Wind gepeitscht, jagte schwarzes Gewölk über die Firste und verdunkelte auch die Sterne.

Herr Tiralla saß unten allein in der Stube. Es wäre Zeit gewesen für ihn, zu Bette zu gehen, aber da war niemand, der ihm half; die Marianna war heute

nicht erschienen, und allein brachte er's nicht zustande, sich zu Bette zu legen. Erst hatte er gestöhnt und gebrummt, nun aber war er ganz still. Die paar Gedanken, die er noch hatte, schlichen der Dirne nach: hihi, wie die lief! Hihi, die rannte einem Liebsten zu! Es machte ihm Spaß, sich das auszudenken.

Es war doch gut, daß man wenigstens denken konnte, was man wollte, daß sie einem das nicht auch noch wegnehmen konnten, wie sonst alles, alles! Er ballte die Faust und schnitt ein Gesicht: „Die!“ Da — da — an dem Sekretär hatte sie gestanden und hatte ihm sein Geld stehlen wollen — nein, sein Geld nicht, die Pulver, seine Pülverchen! Die waren noch mehr wert als Geld. Mit denen hatte sie ihn auf die Seite schaffen wollen! „Hihi!“ Er kicherte wieder in sich hinein: die hatte er aber gut versteckt, die konnte sie jetzt nicht finden!

Wenn das Lehrerchen morgen kam, dem wollte er's wohl einmal zeigen, wo er sie versteckt hielt, die lieben, kostbaren Dinger! Oder nein, selbst dem Lehrerchen würde er sie nicht zeigen, wer weiß, ob der nicht lüstern danach wurde und ihn totschlug darum, und die Pülverchen alle, alle allein aufaß!

„Du, du, Lehrerchen!“ Mit gehobenem Finger drohte Herr Tiralla in eine Ecke des Zimmers hinein, und dann sagte er: „Nein, nein, ich bin dir doch nicht böse, weil du so lange nicht gekommen bist zu mir! Nimm Platz, mein Bruder, da — setze dich!“ Und er scharrte mit seinem schweren Fuß einen Stuhl näher

heran und lächelte den Lehrer an, der da neben ihm saß mit so bleichem Gesicht und so hohlen Augen.

„Trinke, mein Freund, trinke,“ sprach Herr Tiralla, faßte sein Schnapsglas und leerte es auf einen Zug. „Brr!“ Er schüttelte sich. Nein, es schmeckte doch gar nicht gut — oder doch, schmeckte es gut? „Nein, nein!“ Er hob die Faust und schlug damit auf das Glas, daß es in Scherben ging. So, das hatte ihm wohlgetan. Der Feind konnte ihm nichts mehr antun!

„Hihi!“ Er kicherte wieder in sich hinein und merkte es gar nicht, daß ihm das Blut über die Finger lief. „Lehrerchen, warum bist du so still?“

Keine Antwort. Nur der Wind stöhnte ums Haus, fuhr in den Schornstein und heulte darin: ‚Huhuh, huhuh‘ — wie eine Eule.

Herr Tiralla war sein Lebtag die winterliche Musik um Starydwór gewohnt gewesen; jetzt fürchtete er sich. Er versuchte ein Kreuz zu schlagen. Mit scheuen Blicken sah er sich um: das Lehrerchen war gegangen, er war allein, so ganz allein!

„Wer ist da?!“ Der Einsame fuhr plötzlich entsetzt auf, er wollte schreien, aber er brachte nur ein paar unartikulierte Laute heraus. Die Tür war aufgegangen. Da kam jemand, aber es war nicht das Lehrerchen! Wer kam denn sonst zu ihm?!

Mit den trüben Augen, deren Sehvermögen gelitten hatte, suchte er blinzelnd zu ergründen, wer der Eindringende sei. Ein Mensch — eine Frau —?!

„Du?!“ schrie er auf und faßte nach der Flasche,

um sich mit dieser zu wehren. Was wollte die Zosia, kam sie, ihn umzubringen, jetzt bei der Nacht?! Er schleuderte die Flasche, daß sie am Boden zerklirrte.

„Ich bin es, Vater," sagte Rózia, kniete nieder und las die Scherben zusammen.

„Ei ja!" Er atmete auf: jetzt sah er's, es konnte wohl die Rózia sein! Der Schein der Lampe fiel auf das spröde, rötliche Haar. Herr Tiralla bückte sich ein wenig, als sie da vor ihm kniete, und faßte das Haar an. „Ja ja, es ist nicht Zoschchen," sprach er mit einem Seufzer der Erleichterung; aber mißtrauisch war er doch noch. „Was — was willst du?" stammelte er.

Sie war schon froh, daß er sie überhaupt erkannte. Ach, wie war ihr das Herz so unsäglich schwer! In ihrer Kammer hatte sie auf den Knieen gelegen, bis diese sie schmerzten, als seien sie wund; hatte gebetet und gebetet. Heute stöhnte keine Marianna über das ewige Gelispel und Geseufze; Marianna war fort. Dann, als sie endlich fertig geworden war mit Beten, hatte sie sich still auf ihren Bettrand gesetzt, die Hände wie beim Gebet gefaltet lassend, und hatte geduldig gehorcht, bis von drunten kein Laut mehr zu ihr heraufdrang. Allein, ganz allein wollte sie mit dem Vater sprechen, von niemandem gestört. Und wenn er schon im Bette lag, dann würde sie sich auf seinen Bettrand setzen. Sie dachte daran, daß sie das als Kind so oft hatte tun müssen, und daß er dann immer sehr liebevoll zu ihr gewesen war. ‚Väterchen,' würde sie sprechen und sein Haar

streicheln wie einstmals. Ach, sie war ihrer Sache ja ganz sicher, sie hatte ja innig gebetet darum!

Aber als jetzt Herr Tiralla sie blöde und finster zugleich anstierte, verlor sie die Sicherheit. „Ich wollte — ich —“ stotterte sie. Sie hätte am liebsten laut herausgeweint: oh, wie sah er schrecklich aus! Nein, das war ihr Väterchen nicht mehr, dem sie das Haar glatt gestreichelt hatte, dem sie Küsse aufgedrückt hatte rechts und links, das Väterchen, das zu ihr gesprochen hatte: ‚Mein Sternchen, mein Füchschen, mein Vögelchen, mein Sönnchen, mein Himmelsschlüssel, mein Augentrost!‘

Sie wußte nicht, wie sie beginnen sollte. So setzte sie sich denn ganz still auf den zweiten Stuhl beim Tisch und sah den Mann unverwandt mit traurigen Augen an. Die Scherben, die sie in ihrer Schürze gesammelt hatte, hatte sie in den Torfkorb beim Ofen geworfen, nun wickelte sie ihre Hände in die Schürze, denn der Frost schüttelte sie trotz der stickigen Stubenwärme. Es war doch zu schwer, was sie unternommen hatte — ach, es war ja das Grausen, das sie so frieren machte! Nie, nie hatte sie etwas so Abscheuliches gesehen wie diesen Mann, der ihr Vater war. Früher war er doch groß gewesen, jetzt schien er klein geworden; seine Schultern hingen in der Flauschjoppe, deren Breite sie gar nicht mehr ausfüllten. Ein garstiges Grinsen zog seine Lippen unter der blauroten Nase herab, die förmlich leuchtete in dem sonst so fahlen, schmutzig-gelben Gesicht. Die Ränder seiner Lider waren wulstig nach außen gekehrt, aber das

Schlimmste waren die Augen selber. Jesus Christus, diese Augen!

Es war Rózia, als müßte sie sich schützen vor diesem fast erloschenen und doch jetzt auffunkelnden, tierischen Blick.

Was dachte der Vater — für wen hielt er sie denn?! Sie schrak zusammen, er hatte aufgekichert: „Hihi, he, Marianna, hihi", und hatte ihr die Spitze seines Fingers, der unablässig zitterte, genähert.

Er tippte sie an: „Hihi — viel Vergnügen — hihi!"

Sie mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien; krampfhaft faltete sie ihre Finger unter der Schürze ineinander. Jesus Christus, Jesus Christus! Die betende Stellung ihrer Hände gab ihr Ruhe. So oft hatte sie schon gebetet und sich Kraft erfleht, der Heilige würde sie auch jetzt nicht verlassen! Sie kam sich vor wie die Jungfrau, von der sie im Buch der heiligen Legenden oft und gern gelesen hatte, jene Jungfrau, die unverzagt in den Käfig des grimmigen Löwen getreten war und ihr Blut freudig hingegeben hatte für ihren himmlischen Bräutigam.

„Jesus Christus," sprach sie laut, voller Inbrunst, drückte die gefalteten Hände aufs Herz und lächelte ihren Vater an: „Vater — mein Väterchen!"

Für ein paar Augenblicke wurde das Grinsen des Alten noch stärker, aber dann kam sein verzerrtes Gesicht in Ruhe. Väterchen —?! Er sah seine Tochter ganz verwundert an, dann sagte er lallend: „Das

Lehrerchen ist gegangen — wer spricht — so freundlich?"

„Ich, Rózia!"

Er schüttelte grämlich den Kopf: „Will ich nicht!"

Da kam ihr ein glücklicher Gedanke. Ihre zitternden Finger auf seinen Ärmel legend, sprach sie leise, schmeichelnd: „Ich bin es, Rózyczka, dein Sternchen, dein Füchschen, dein Vögelchen, dein —" die Tränen kamen ihr, sie schluckte sie tapfer hinunter, aber ihre Stimme erstickte.

Da fuhr er fort: „Mein Sönnchen, mein Himmelsschlüssel — ah, ah!" Er schmunzelte, als ob er sich an etwas erinnere, und sagte dann, so weich er's konnte, mit seiner heiseren, gebrochenen Stimme: „Mein Augentrost!" Und dann besah er sie; fühlte wieder wie vorher ihr Haar an, fühlte auch an ihr herunter, die aufgesprungen war in bitter-schmerzlicher Erregung und nun groß und schlank vor ihm stand. „Zu groß — zu groß — du bist Kleine nicht! Töchterchen mein — Rózyczka — Sönnchen — ah, mein Augentrost!" Und er lächelte zur Diele herab, als stände da ein ganz, ganz kleines Mädchen, das noch nicht auf den Tisch sehen könnte.

„Ich bin's doch," sagte sie hastig, mit ihren beiden schwachen Händen seine Hand fassend. Sie preßte und rüttelte diese, als wolle sie ihn so zu sich bringen.

Aber er sprach wie ein Irrer oder wie ein Betrunkener immer zur Diele herab, wo doch niemand stand: „Kommst du zu Väterchen? Ei, ei — armes

Väterchen immer allein ist, ganz allein, seit Lehrerchen fort ist!" Er flüsterte fast unverständlich, geheimnisvoll: „Will Zoschchen ihn umbringen, wollen alle helfen, ihn umbringen — o weh, armer Herr Tiralla!" Er schüttelte trübselig den Kopf.

„Vater, ich, ich bin bei dir, ich werde bei dir bleiben," sagte sie, erschüttert von seiner Klage. Was er sich nur für schreckliche Dinge einbildete, der arme, unglückliche Mann! „Ich helfe dir!" Und feierlich setzte sie hinzu: „Und Jesus Christus wird dir helfen und seine hochheilige Mutter Maria!" Sie machte ihm und sich das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust: „Daß Jesus Christus dir helfe — daß Jesus Christus uns helfe!" Und dann fuhr sie fort mit einem beherzten Entschluß — was half es, daß sie zögerte, hatte sie es nicht Bruder Nikolai versprochen und es vor Gott dem Allmächtigen gelobt?! —: „Väterchen, das ist alles nicht Wahrheit, was du da sprichst. Niemand will dir Böses tun, die Mutter nicht, wir alle nicht! Du bist nicht gut zur Mutter, mein Vater! Du sprichst irre, mein Vater! Sieh, hier ist Różyczka — fühle doch meine beiden Hände!" Sie legte seine trocken-brennenden Finger um ihre Handgelenke. „So wahr ich hier vor dir sitze, ich schwöre dir, du brauchst keine Angst zu haben, wir alle lie —" — nein, lügen durfte sie doch nicht! — so verbesserte sie sich rasch: „Wir alle meinen es gut mit dir! Väterchen — ach, mein Väterchen!"

In einem plötzlichen Impuls machte sie ihre beiden Hände frei und schloß sie um seine Wangen, wie sie

so oft getan hatte, als ihre Händchen noch klein gewesen waren, ihre Fingerchen nicht mehr als Fliegenbeinchen, die auf seiner fleischigen Wange herumspielten. „Ach, mein liebes Väterchen, wenn du doch aufhören möchtest, zu trinken! Alles, alles würde dann besser sein! Die Mutter würde dann nicht mehr —“ Sie stockte plötzlich, eine tiefe Röte stieg ihr bis zu den Haaren hinauf; nichts weiter mehr sprach sie von der Mutter. Aber ehrlich überzeugend klang ihr Ton: „Nie mehr brauchtest du dann dich zu fürchten. Du wirst es dann sehen, daß niemand dir Böses will. Ei, und wie würde sich Mikolai freuen, wenn du wieder in den Stall und auf das Feld kämest, wenn du mit ihm sprächest über die Bestellung! Der arme Mikolai, sein Freund geht nun fort, er ist dann so allein! Ach, und du würdest dich auch viel wohler fühlen, du würdest nicht immer husten müssen — die Marianna spricht: du spuckst Blut — ei, und du wirst wieder Freude haben, du wirst nicht einsam sitzen hier innen mehr, du wirst den Weizen sehen und den Hafer und den roten Klee, der so süß duftet! Väterchen, denke an!“

Sie redete sich heiß in ihrem Eifer, sie vergaß selbst ihr Kloster, und daß sie ja nicht mehr hier sein würde, das Bessere zu sehen. Und dann als letzte, als höchste Verheißung: „Väterchen, und du wirst dann doch noch selig werden, Gott im Himmel wird deine Sünden vergeben!“ Sie sah ihn leuchtend an, als wollte sie ihn entzünden mit ihrer strahlenden Freudigkeit.

Aber sein Blick leuchtete nicht auf. Stumpfsinnig sah er vor sich nieder und brummte nur: „Ja, du bist Rózia!“

Ah, jetzt kannte er sie! Die Heiligen seien gepriesen, das war doch schon viel! Ihr holdes Gesicht dicht dem seinen nähernd, nicht zurückschreckend vor dem giftigen Atem, der ihr fast die Luft benahm, lispelte sie: „Rózia wird dich wieder lieb haben, Väterchen! So sehr lieben, Väterchen, wenn du nicht wirst trinken mehr!“ Sie deutete nach einer noch vollen Flasche, die neben der bereits geleerten auf dem Tische stand; es kam etwas von der heiligen Wut jener Bekehrer über sie, die da Eichen fällten und Götzen zertrümmerten. Laut erhob sie die Stimme zu fast frohlockendem Ton: „Zerwirf sie, daß sie klirrt auf dem Boden wie vorhin die Flasche! Der Branntwein, der häßliche Schnaps, der läuft dann zwischen den Dielen in die Erde hinab, hinunter in die Hölle, wohin er gehört! Fort ist das Böse — wir aber, mein Vater, beten und danken!“

„Horch!“ Sie fiel neben ihm auf die Kniee und hob andächtig ihre Hände hoch empor: „Hörst du? Die Engel im Himmel, dein Schutzengel obenan, die frohlocken: ‚Halleluja!‘“

Herr Tiralla murmelte etwas Unverständliches.

Rózia hörte es nicht; sie hörte überhaupt nichts mehr, ihre Seele flog beschwingt aus der dunstigen Stube empor: Gott hatte sie gehört, Jesus Christus war mit ihr! Sie empfand eine Seligkeit, die sie fast überwältigte. Tränen süßester Ermattung nach höchster

Anspannung feuchteten ihre Wangen. Was war alles Glück der Erde gegen dieses Glück, den Vater zu retten, seine Seele zu erlösen aus der Verdammnis?! Erschauernd barg sie ihr Gesicht in den Händen.

Still war's in der Stube; draußen nur orgelte der Sturm.

Herr Tiralla hatte nach der Flasche gegriffen, aber nicht, um sie zu zerschmettern auf ihr Geheiß; ängstlich barg er sie an seiner Brust wie ein kostbar zu behütendes Kleinod.

Also auch das, also auch das, das Letzte, wollten sie ihm rauben?! Nein, dies ließ er sich nicht nehmen, lieber ließ er sich totschlagen drum! „Psia krew!“ Er fluchte so laut auf, daß die Tochter zusammenfuhr.

Aus ihrer Entzückung geweckt, sah Rózia entsetzt, wie der Alte die Flasche am Munde hielt, wie er trank, trank, gluckſend und stöhnend, bis er nicht mehr konnte, bis ihm der Schnaps schon wieder bei den Mundwinkeln herauslief. Ächzend mußte er ablassen, aber die Flasche setzte er nicht auf den Tisch zurück, er barg sie vorn im Wams.

„Du — geh — geh,“ brummte er zornig und stierte sie tückisch an. „Was willst du von mir? Fläschchen, du einziges —“ er tätschelte die Erhöhung, die die versteckte Flasche vorn in seinem Wams aufbauschte — „habe ich besseren Freund nicht mehr. Ei, du mein Täubchen!“ Er kniff, plötzlich wieder besserer Laune werdend, nun er die Flasche geborgen wußte, die schluchzende Rózia in die Wange. „Weine nicht!

Liebchen, mein Mädchen,
Was weinest du"

machte er einen Versuch, mißtönend zu krächzen. Und dann grinste er: ja ja, nun würde seine Rózia bald heiraten, bald Kinder kriegen, viele kleine Enkelkinder — Mädchen, so klein wie dieses hier! Und er sah wieder hinab zur Diele. Da stand es ja, das kleine Mädchen, das noch nicht auf den Tisch sehen konnte! Oh, er hatte seiner Rózia ja längst einen Freier ausgesucht, einen schönen, stattlichen! „Paß auf, nun wird er bald kommen!" Er stieß mit dem Ellenbogen die Tochter an und blinzelte ihr zu mit demselben Blick, den seine Augen gehabt, als er der Dirne, der Marianna, gedacht hatte. Jetzt kicherte er in sich hinein: das war ein Spaß, das war ein Spaß! Er machte den Versuch, sich aufs Knie zu schlagen; aber es gelang ihm nicht mehr, der Arm war ihm plötzlich wie gelähmt, bleiern schwer, und die Zunge gehorchte ihm noch schwerer. Er streckte sie wie suchend vor nach jedem Laut, aber die Laute wollten sich nicht zu Worten formen; unaufhörlich zitterte die pelzige Zunge.

Ach, was wollte denn der Vater? Rózia erschrak. Wie gräßlich sah er sie an mit rotunterlaufenen Augen, und warum bewegte er seine Zunge so? Konnte er nicht mehr sprechen?! „Sprich doch," bat sie angstvoll, „was wolltest du sagen, sage es doch!"

Er beachtete sie jetzt nicht mehr, starr sah er nach der Tür. Da — da mußte er nun hereinkommen, den er bestimmt hatte für sein kleines Mädchen! Er stierte

und grinste; jetzt verdrehte er die Augen, daß sich die Pupillen ganz nach oben kehrten. Irgendwo in der Wand oder im Ofen knackte es, es klang wie ein Klopfen. Aha, da klopfte er ja schon an!

Die Zunge gehorchte Herrn Tiralla plötzlich wieder, er sagte: „Herein!“ Ei, war das nicht der Beckier, hübsch und schlank, und umfing das Mädchen mit Bräutigamsungeduld?!

Grinsend saß der Trunkene, in seinem kranken Hirn jagten sich die Vorstellungen. „Gut so, gut,“ murmelte er und schmatzte dann. Er gab Rózia einen Puff: „Ei, so küß ihn doch wieder, ist ja der Beckier! Schöner Bursche, guter Bursche, was? Bräutchen feines, ich sehe weg!“ Und mit heiserem Lachen, das wie ein Glucksen aus der Kehle kam, hielt er sich die Hand vor die Augen; aber darunter her schielte er. „Junger Martin, junge Rózia — viele Kinder — Kinderlein, eins — zwei — drei!“ Er zeigte in geringen Abständen vom Boden und schnitt dabei eine furchtbare Grimasse. „Freut sich Großvater Tiralla — viele, viele — kleine Martins, kleine Rózias — lauter Augentrost — ei, ei, ei!“

Er wollte Rózia tätscheln, sie zu sich auf seine Kniee ziehen, da stieß sie ihn zurück und schrie auf in Scham und Widerwillen. Die Hände gegen die Ohren pressend, die Augen fest zukneifend, stürzte sie aus dem Zimmer.

Verdutzt sah der Irre ihr nach: wer war das?! „He — he!“

Keine Antwort, er war ganz allein.

Hu, was war das?! Er starrte auf seine verletzte Hand; mehrere blutige Risse, von den Scherben des Glases geschnitten, waren an seinen Fingern. Nun fühlte er plötzlich, wie weh das tat.

„Blut — Blut,“ lallte er entsetzt und hielt sich die Hand dicht unter die vorquellenden Augen. Ha, sie hatten ihn ermorden wollen! „Hilfe!“ Er fing an zu schreien und rumorte im Zimmer umher. —

Martin Becker, der mit offenen Augen im Bette saß, hörte den Hilfeschrei. Wo kam der her?! Aber er schickte sich nicht an, nachzuforschen. Er war wie an die Stelle gebannt. Ein seltsames Grausen lähmte ihn. Er hatte heute nicht einmal bis Mitter=nacht schlafen können. Stunden lag er nun schon wach und lauschte, und sein überreiztes Gehör ließ ihn alle möglichen Dinge vernehmen. War da nicht etwas leise die Treppe heruntergeschlichen — hatte es nicht vor seiner Tür Posto gefaßt — oder war es weiter den Flur entlanggeschlichen?! Bei Gott, das war sie, sie, und sie wollte ihn nicht lassen!

Was weinte denn so, schluchzte, wimmerte wie ein entsetztes Kind, tappte an den Wänden entlang?! Horch, der Sand im Flur knirschte, es knackten die Treppen=stufen! War es die Haustür, die jetzt knarrte? Immer=fort, immerfort ging da etwas um!

„Alle guten Geister!“ Der Bursche bekreuzte sich murmelnd und kroch dann tiefer unter sein Federbett. Ach, so schlimm konnte es längst nicht sein, in einer Schlacht

zu stehen! Lieber der Mündung einer Kanone gegenüber als diesem Auge — einem Auge, das er immerfort im Dunkeln auf sich gerichtet wähnte.

„Mikolai!“ Er rief den Freund an, aber dieser brummte im Schlaf und antwortete nicht. Schlief der fest! Wie leicht hätte man nun aufstehen und fortgehen können, Mikolai würde es nicht hören — so leicht war die Flucht — und doch, doch! Martin verzagte, er traute sich nicht. Lieber fortgehen am hellen Tag im offenen Trotz, wenn's sein mußte, mit Gewalt, als jetzt hinaus in den dunklen Flur, in dem es spukte und raunte!

Menschenfurcht kannte Martin nicht, aber er fürchtete die Gespenster der Nacht. Und es waren Geister der Finsternis, die durch dieses Haus tobten. Das ahnte er. So blieb er liegen, Zorn gegen die eigene Feigheit im Herzen und doch nicht fähig, sie zu überwinden. Morgen, morgen, am hellen Tage wollte er gehen, und sollte er seine Lade zurücklassen müssen und alles, was er darin barg an lieben Andenken und teueren Habseligkeiten — morgen verließ er Starydwór! Er steckte die Zeigefinger in die Ohren, das ganze Haus, die ganze Nacht, die ganze Luft um Starydwór schien ihm mit Winseln erfüllt. Gott sei gelobt — endlich — so hörte er nichts mehr! So schlief er ein. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Herr Tiralla war an seinen Wänden entlanggestrichen. Wie ein unruhiges Tier im Käfig rannte er; nicht schnell, das konnte er nicht, aber immer hin

und her, wie in Verzweiflung. „Rózia! Różyczka!“ Er rief laut ihren Namen. Ihm war jetzt, als sei sie bei ihm gewesen, aber er wußte es nicht genau. Darüber grübelte er nun. O wie schrecklich, wenn man sich auf nichts mehr besinnen kann! Sie war doch ein liebes Mädchen gewesen — einstmals sein Töchterchen — ah, das war sie jetzt nicht mehr, sie hatte ihn ja von sich gestoßen, sein Augentrost! Weh, o weh! Sehr traurig war das!

Er verzog das Gesicht zum Weinen. Nun hatte er keinen Augentrost mehr, alles hin! „Alles ve — ver — so — soffen,“ lallte er schluchzend und fühlte auf einmal klar: ja, er hatte nichts mehr auf dieser Welt!

Wohin war Starydwór?! Ihm gehörte es längst nicht mehr, er ging nicht mehr säen und nicht mehr ernten, das war nicht mehr sein.

Und er hatte keine Frau und keine Kinder, keinen Freund und keinen Gott. Der liebe Gott, der wollte nichts mehr wissen von ihm. Gebete hatte er ja alle, alle vergessen, zur Beichte war er nie mehr gegangen, in die Hölle gehörte er!

„Armer Ti — Ti — Ti —“ sagte er traurig und stieß sich mit dem zittrigen Zeigefinger vor die Brust. Nicht einmal seinen Namen hatte er mehr, den hatte er auch vergessen. Nichts hatte er, gar nichts mehr!

Aber doch! Er hielt sich plötzlich den unaufhörlich wackelnden Kopf. Etwas hatte er sich doch errettet, beiseite geschafft, wie der Hund seinen Knochen.

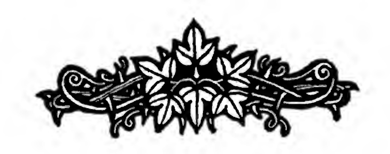
Zu dem ging er jetzt hin. Und wenn der Vater auch nachher ihn hauen würde: ‚Junge, was frißt du unreifes Obst?!‘ — es schmeckte doch gut, was man sich da verborgen hatte hinterm losen Stein in der Mauer!

Auf einmal ganz beweglich geworden, machte sich Herr Tiralla zur Tür. Er schlotterte und schwankte, aber er kam doch voran. Die Haustür war verschlossen, es war wie ein Wunder, daß er sie aufbrachte; aber auf einmal hatte er Kraft in den Fingern und auch Willenskraft.

Der Wind auf dem Hofe blies ihn um, er fiel der Länge nach hin, aber er raffte sich wieder auf. „Dalej, dalej!“ Leise, nur ganz leise — kein Gejammer, ob man sich auch arg gestoßen hatte am Stein — daß der Vater nicht kam, ihn am Kragen faßte: ‚Sage mir, Söhnchen, wo schleichst du denn hin?!‘

„Dalej, dalej!“ Die Sehnsucht war groß. Schon spendete ein heller Streifen am Himmel eine Ahnung von Licht. Herr Tiralla suchte und tastete: ei, da war ja der Stall! Ei!

Da freute sich Herr Tiralla.





XIV.

Marianna trällerte ein Liedchen, obgleich sie übernächtig war und die Worte vor ihrem Mund fast erstarrten in der still-kalten Winterluft.

„Im Kopf schwarze Augen,
So wie ich, so wie ich!

Am Schuh goldne Schnallen,
So wie ich, so wie ich!

Im Sack keinen Groschen,
So wie — — —

ah!"

Sie gähnte, und dann versuchte sie einen Tanzschritt. Ah, war sie müde! Aber hübsch war's doch gewesen mit dem Jendrek, der war doch der Allerbeste!

Lustig rappelte sie mit ihren Milcheimern und glitt gewandt in ihren ausgeschnittenen, knarrenden Lederschuhen über den blanken Hof zum Stalle hin.

Es war bleicher Tag über Starydwór. Und kalt, bitterkalt. Gegen die Stunde des Morgengrauens war der starke Frost gekommen, der erste des Jahres, und hatte mit seinem tötenden Finger alles gestreift. Die Pfützen von Regen und Jauche und geschmolzenem Schnee in den Löchern des ungepflasterten Hofes, die sonst Bächlein hatten rinnen lassen von allen Seiten

bis hin zum großen Pfuhl in der Mitte, bildeten nun mit diesem einen einzigen weißen Spiegel.

Im Hause war alles noch dunkel und still. Marianna blinzelte: aha, die schliefen noch alle, gut, so hatte sie keiner erst um sechs am Morgen heimkommen hören! Sie war gar nicht erst in die Kammer hinaufgestiegen, um ihren guten Rock auszutun; dem würde es schon nichts schaden, wenn sie ihn auch einmal beim Melken anbehielt. Horch, wie die Kühe brüllten! Die warteten schon ungeduldig. Die würden aber mal gucken, sahen sie die Marianna in ihrem schönen, neuen, reichfaltigen roten Rock, den sie sich extra angeschafft hatte, um mit dem Jendrek zu glänzen, und über die funkelnagelneuen Schuhe, in denen sie heute nacht zum ersten Mal getanzt hatte!

Die eitle Dirne tänzelte kichernd in den Stall hinein, in dem das Vieh dumpf brüllte. „Still doch, still doch," sagte sie und tappte nach der Laterne, um sie anzuzünden, denn es war noch recht dunkel im Stalle. „Ja ja, da ist sie ja schon die Marianna! Psia krew, so haltet das Maul doch!" Jetzt leuchtete das Lämpchen. „Jesus Christus!" Mit einem gellenden Schrei ihr Schwatzen unterbrechend, ließ die Magd rechts und links die Melkeimer niederrasseln — da lag ja der Herr!

Sie stand und stand wie gebannt an den Fleck. Herr Gott, hatte sie sich aber mal erschrocken! Was machte der denn hier? War das eine Manier, sich hier zum Schlafen niederzulegen und andere Leute zu erschrecken, die ahnungslos in den Stall kamen?!

„Panje — Panje Tiralla," rief sie ihn an. „So steh er doch auf, Gospodarz!"

Sie war nun zu ihm herangetreten; er rührte sich nicht. Da gab sie ihm einen leichten Schubs mit der Spitze des neuen Schuhes: ei, ei, war der voll! „Wache nun auf, Herrchen," sprach sie, „schlafe im Bette weiter, ich werde dir helfen, daß du hineinkommst!" Ah, er träumte schön! Es dünkte sie, daß Herr Tiralla lächelte.

Sie bückte sich über ihn: „Panje! Paniczek!" Sie blickte genauer zu, sie befühlte ihn — da fing sie an, zu schreien, daß die Wände widerschmetterten, schrie in das aufs neue sich erhebende Gebrüll der Tiere hinein, schrie lauter, dies übertönend, schrie, daß es wie Trompetenstoß über den Hof zum schlafenden Haus hingellte. Herr Tiralla war eiskalt, er war tot!

Wie eine Unsinnige gebärdete sich die Magd: ihr Herr, ihr guter Herr! Sie raufte sich die Haare. Und dann, aus der Tür über den Hof schnellend, zeterte sie und kreischte: „Pani, Pani, zu Hilfe! Zu Hilfe, Herr Mikolai!"

Schon kam Frau Tiralla. Sie hatte die ganze Nacht gewacht. Wie hätte sie schlafen können, da ihr Herz zitterte zwischen Furcht und Hoffnung, da ihr's die eine Stunde gewesen war, als ob das vom Nachmittag nur ein Vorspiel gewesen sei, als gehe Martin morgen für ewig weg — und die andere Stunde, als sei der Martin ihr wiedergegeben, als gehe Herr Tiralla auf ewig weg. Sie hatte geweint und die Heiligen angerufen. Nun, da der Magd Hilfegeschrei sie herunter-

rief, war kein Bangen in ihr; sie ahnte die Entscheidung. Nur gierige Neugier allein beherrschte sie.

„Was — was — wo — wo?!" Krampfhaft packte sie den Arm der Heranstürmenden.

„Tot, tot," stammelte die Magd und zitterte.

„Tot —?" Herr Tiralla wirklich tot?! „So sage doch!" Mit wilder Ungeduld rüttelte die Frau die Heulende.

„Weh, o weh," heulte die Magd weiter, „o, ist sich tot das Herrchen, mein guter Herr! Liegt im Stall und sagt kein Wort mehr!"

„Zeige mir!"

Sie stürmten zum Stalle. Da lag Herr Tiralla noch, wie ihn Marianna verlassen hatte. Nein, er regte sich nicht mehr! Marianna machte das Kreuz über ihm, sie wollte ihm die Hände falten, aber Frau Tiralla stieß sie beiseite: „Laß ihn!" Was hatte er da? Frau Tirallas Augen wurden übergroß: ei, da hielt er ja ein Schächtelchen in der gekrampften Hand, eine Schachtel, die sie sehr gut kannte! Der Deckel der Schachtel war zu Boden gefallen, und die Pulver in den Papierchen herausgerissen — da lagen sie neben ihm bei einem spinnenbewebten Mauerstein. Ihr Mund zog sich breit: Rattengift! Sieh, da grinste der Totenkopf über gekreuzten Knochen!

Zwischen den Fingern der anderen Hand hielt der Tote noch ein leeres Papierchen fest, und in den verwilderten Stoppeln am zurückgesunkenen Kinn klebten noch zuckrige Körnchen.

„Jesus! Maria! Josef!“ Die Witwe stürzte, sich bekreuzend, auf die Kniee und neigte ihre Stirn bis zum Boden: „Euch schenke ich seine Seele!“ Sie bewegte ihre Lippen in rastlosem Gebet, ihre Gedanken flogen: so hatte er doch von dem Gift bekommen?! Er hatte es versteckt gehalten — sie hatte nicht gewußt, wo — er, er selber hatte davon genommen — genascht wie am Zucker ein Knabe nascht — er war gestorben daran!

Sie bekreuzte sich wieder und wieder: „Heilige Maria, versöhne ihn mit deinem Sohne, empfiehl ihn deinem Sohne, stelle ihn deinem Sohne vor!“ Die Heiligen hatten es so gewollt, die Heiligen waren ihm gnädig gewesen! Ach, und auch ihr!

Frau Tiralla konnte nicht anders, sie fühlte jetzt keine Spur von Groll mehr gegen den, der da vor ihr lag. Ihre Lippen berührten seine Stirn, sie versuchte, ihm die Augen zuzudrücken, und legte seine Hände ineinander: „Laß ihn ruhen in Frieden!“

Und dann schickte sie die weinende Magd, die Kinder herbeizuholen. Sie selber blieb allein bei dem Toten auf den Knieen. Sie fürchtete sich nicht. Ihr war, als sei ein Licht für sie aufgegangen im dunklen Stall und als müsse sie — neben den Heiligen — es ihm, dem Toten, danken.

Der Mikolai war so ruhig nicht, er war tief von dem Unglück getroffen. Sein Vater, sein Alter! Und hingegangen war er in all seiner Schuld, ohne geweihte Kerze, ohne Priester und Absolution! Er konnte sich gar nicht fassen vor Schluchzen.

Er und Marianna weinten um die Wette. Sie beide hatten Herrn Tiralla ins Haus getragen, und ihre Tränen waren auf ihn geflossen wie warmer Regen, Tropfen um Tropfen, in stetem Fluß.

Die Sonne war aufgegangen über Starydwór, als Martin Becker erwachte, aufgestört durch ein Schluchzen und Klagen. Er hatte tief geschlafen, von all den Erregungen und dem endlichen Entschluß nach langem Kampfe so erschöpft, daß er nicht gehört hatte, wie Mikolai, den das laute Schreien der Magd geweckt hatte, aus der Kammer rannte, sondern weiterschlummerte wie ein friedliches Kind. Jetzt kleidete er sich vollends an; er war noch so trunken von Schlaf, daß er gar nicht begriff, warum er in Hosen und Strümpfen zu Bette gekommen war. Aber dann sah er seine Lade, gepackt und verschnürt. Aha, nun wußte er alles! Und nun reckte er sich und ging aus der Kammer, dem Mikolai seinen Entschluß kundzutun. Was weinten und klagten sie denn so?!

Im Flur rannte Marianna an ihm vorüber. Sie streckte den Finger aus, zeigte gegen die Stubentür und schluchzte krampfhaft: „Heilige Mutter! Heilige Mutter!“ Was hatte sie denn?! Was war denn geschehen?! Ein Unglück?! Für einen Augenblick schoß es dem jungen Menschen heiß durch den Kopf: war etwas mit Frau Tiralla geschehen?! Aber nein — er schüttelte

die Beklommenheit, die sich seiner bemächtigen wollte, ab — die wußte ja noch gar nicht, daß er heute gehen würde!

Er trat in die Stube ein, daraus ihm das Weinen entgegenscholl. Es war dämmerig darinnen, die Läden geschlossen, nur die Kerzen, die auf dem Tische brannten, gaben einigen Schein. Er sah dunkle Gestalten an einem Bette knieen, und auf dem Bett eine gestreckte Gestalt unter weißem Laken. Er stutzte, er faßte sich an die Stirn, eine Angst kam ihn an: wer war hier gestorben?!

Aber da trat schon die Witwe auf ihn zu und bot ihm die Hand. „Herr Tiralla ist tot,“ sprach sie.

„Tot — tot?!“ Er stotterte das nach; wie Jubel hatte es ihm aus ihrer Stimme geklungen. Er begriff das gar nicht gleich, so rasch ließ sich das ja gar nicht überdenken. Ein Schauer schüttelte ihn, er bekreuzte sich hastig: ein Toter im Haus! Und die Frau da konnte das so ruhig sagen und ihn dabei so anschauen mit einem Glanz im Blick, der das Schwarz ihrer Augen wie ein Sonnenstrahl das Dunkel erhellte?!

Es war dem Burschen, als müsse er sich umdrehen, hinausrennen. Noch zögerte er — da zog ihn die Frau auch schon mit Gewalt gegen sich her, er fühlte, wie ihre eiskalten Finger sich fest um seine Hand legten.

„Martin, Martin,“ streifte es wie ein Hauch sein Ohr, „er ist tot, nun brauchst du nicht zu gehen!“ Sie hatte es leise gelispelt, Mikolai und Rózia knieten am Bett.

Aber er hatte der beiden nicht acht. „Doch,“ sagte er laut und sah sie nicht an, „doch muß ich gehen. Wenn Herr Tiralla wird unter der Erde sein, werde ich gehen. Heilige Mutter, bitte für uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes!“ Sich bekreuzend, trat er ans Bett, kniete neben Rózia nieder, ohne daß er in seiner Bestürzung sie bemerkte, und verrichtete hastig ein stilles Gebet.

In sein Gebet hinein tönte das sanfte Beten eines Engels. Ah, das war ja Rózia! Jetzt wurde er ihrer gewahr. Und als er sein Amen gesprochen und sich bekreuzt hatte, drückte er ihr die Hand und dann auch dem Mikolai.

Wie verschüchterte Lämmer einer Herde, über die ein Ungewitter dahinsaust, steckten sie ihre Köpfe zusammen. „Herr, gib ihm die ewige Ruhe,“ lispelte Rózia, und die beiden Burschen antworteten murmelnd: „Und das ewige Licht leuchte ihm!“

Dann stand Martin Becker auf und ging zur Tür; es drängte ihn jetzt, sich zu betätigen, denn wo ein Toter im Haus ist, gibt es viel zu tun, und er fühlte es nun auf einmal wieder ganz lebendig und warm, wie gut der Mikolai immer zu ihm gewesen, und daß auch er den Geschwistern immer von Herzen gut gewesen war. Jetzt mußte doch einer ins Dorf hinlaufen, den Herrn Propst zuerst benachrichtigen, ihn womöglich noch eilends herbeiholen, und dann — aber die Frau vertrat ihm die Tür.

„Wohin willst du?“ Ihre Stimme klang nicht mehr fest, sondern zitternd.

Ohne Antwort strebte er an ihr vorbei — nein, sie sollte ihn nicht noch einmal halten!

Aber sie folgte ihm nach, hinaus auf den Flur. Da faßte sie ihn wieder. „Ich lasse dich nicht — sage mir erst, wohin du gehst?!"

„Ins Dorf. So laß mich doch!" Trotzig drehte er den Kopf zur Seite, um ihren Blick zu vermeiden.

„Schwöre mir, daß du wiederkehrst," raunte sie heiser, „schwöre mir bei Gott dem Allmächtigen bei Herrn Tiralla, der drinnen tot liegt!"

„Ich schwöre nicht!" Er stieß sie zurück.

Da warf sie sich an seine Brust, ihre Arme umstrickten ihn wie Fesseln. „Sieh mich an, warum wendest du dein liebes Gesicht? Sieh mich doch an, ich bin es, mein Liebster, die du so liebtest! Herr Tiralla ist tot!"

Sie raunte jetzt nicht mehr, sie hatte jetzt nicht mehr darauf acht, daß ihre Worte für andere unhörbar blieben, jetzt tönte ihre Stimme laut im hallenden Flur: „Ich bin jetzt Witwe! Ich bin jetzt frei! Gehe nicht! Alles, was ich besitzen werde, ist ja dein! Und wenn wir uns lieben, keine Sünde ist das! Ich bitte dich, ich beschwöre dich: gehe nicht! Bleibe, mein Liebster, mein Martin, so bleibe doch!"

Schluchzend glitt sie an ihm nieder und umklammerte seine Kniee; sie preßte ihr weinendes Gesicht in seine Kleider: „Warum bist du so kalt, warum sagst du kein Wort? Was habe ich dir getan?!"

Er stand wie ein Knorren, ohne sich niederzubeugen.

„Mir hast du nichts getan," murmelte er endlich finster. „Mir nicht, aber —"

„Ich habe auch ihm nichts getan!" Lebhaft sprang sie auf, streckte die Hand aus gegen die Stubentür und hob dann die Finger schwörend: „Bei Gott, ich bin unschuldig, ganz unschuldig daran — er, er selber hat davon genommen! Bei Gott, bei Gott, ich beschwöre es, ich habe ihm nicht davon —"

„Schwöre nicht!" Entsetzt faßte er ihre erhobenen Schwurfinger und riß sie herunter. „Du darfst nicht schwören!"

„Und warum nicht?" Mit funkelnden Augen stand sie ihm gegenüber, groß aufgereckt, den Kopf im Nacken. „Frage die Marianna, frage nur den Mikolai, er, Herr Tiralla selber hat das Gift im Stalle genommen, wir fanden es noch in seiner Hand. Ich, ich —" sie schlug sich an die Brust und hob wiederum die Hand zum Schwure — „ich bin unschuldig daran! Die Heiligen haben es so gewollt!"

Er sah sie voll an, forschend, als ob er sie schier durchdringen wollte mit seinen Blicken. „Die Heiligen haben es so gewollt," wiederholte er dann, wie sich darein schickend. Aber, als sie seine Hand ergreifen wollte in einer seligen Aufwallung — sieh, er liebte sie doch noch, er konnte doch nicht von ihr gehen — da schüttelte er den Kopf, sein Blick wandte sich scheu. „Und wenn ich den Himmel auf Erden hier hätte, ich bliebe doch nicht hier!" flüsterte er. „Der da," — er wies gegen die Stubentür — „der da steht immer vor mir. Der

muß uns trennen, so wahr mir Gott helfe! Lebe wohl!"

Er bot ihr die Hand, tat es mit Überwindung; ihn grauste plötzlich vor ihrer Hand, ihm war es, als risse ihn gewaltig etwas von ihr zurück. „Ich will lieber gehen, gleich auf der Stelle. Der Mikolai ist ja da, der wird dir alles besorgen. Ich kann — ich kann nicht mehr bleiben hier!" Und er stürzte zur Haustür hinaus auf den Hof.

Sie stand wie erstarrt, ihre Augen blickten stier: was, was? Er ging doch?! Herr Tiralla war tot, und er verließ sie doch?!

„Martin!" Mit gellendem Schrei stürzte sie hinter ihm drein. Er lief wie der Hirsch, sie lief wie die Hindin. „Martin, Martin!" Aber sie erreichte ihn nicht mehr.

Hinter Martin Becker loderten Fegefeuer und Hölle — vor ihm winkte Erlösung. So lief er denn, wie er noch nie gelaufen war, und ohne Jacke und Hut, barhaupt, nur notdürftig bekleidet für den eisigen Tag. Aber mochte alles denn da hinten bleiben, Lade und Habseligkeiten, alles, was er sein eigen nannte auf dieser Welt, er wollte nichts mehr haben aus Starydwór; Schuld klebte daran, lauter Schuld, die so fest klebte wie Blut!

Wie ein verirrter Knabe, der heim zur Mutter sucht, so rannte er durch die Felder.

Sie sah ihn rennen, sie konnte ihm nicht mehr nach, am Hoftor war sie zusammengebrochen. Wimmernd kauerte sie im gefrorenen Schnee. Oh, wie war

alles so rot, so rot rundum — war das denn Blut, das vergossen worden? Sie schauerte zusammen. Wie eine Irre blickte sie um sich: oder war das die Wintersonne, die alles so färbte mit rotem Licht?! Ja — sie atmete auf — das war nur die Sonne! Der ganze Himmel stand in Morgenglut und strahlte rot wider auf dem blanken Schnee.

Sie wollte die Heiligen anflehen. Sie konnte nicht aufstehen, ihre Fußknöchel waren wie gebrochen; so rutschte sie auf den Knieen vor das Gitterchen in der Mauer beim Hofeingang, dahinter die Heilige Mutter mit dem Jesuskind stand. Noch hing dort der verwitterte Sommerkranz von Ähren und Blumen und jetzt, ach, so dürrem Klee, den sie einst darumgehängt hatten an einem glückseligen Tage.

Frau Tiralla brach in Schluchzen aus, sie flehte lallend: „Bringe ihn zurück, oh, bringe ihn zurück!" Einmal hatten die Heiligen ihr geholfen, warum sollten sie es nicht tun zum zweiten Male? Unendliche Tränen strömten ihr die Wangen herab und gefroren auf ihrer Brust. Sie betete und rang. Sie bettelte um des einen Rückkehr, wie sie damals gebettelt hatte um des anderen Tod. Das eine war ihr geworden: Herr Tiralla war tot. Und schuldlos kniete sie hier — wer, wer konnte sagen, daß sie schuld daran war?!

Mit verwilderten Blicken schaute die Witwe um sich. Es stand plötzlich einer auf vor ihr zwischen Himmel und Erde und klagte sie an.

„Nein," schrie sie gellend und streckte abwehrend

die Arme aus: wie durfte der da sie anklagen?! Hatte sie, sie etwa Herrn Tiralla Gift eingegeben? Und wenn sie es früher versucht hatte, so war das Gift doch nicht Gift mehr gewesen in ihrer Hand; die Pilze waren ihm wohl bekommen, den Hühnern die Körner auch! „Nein, ich bin unschuldig, ganz unschuldig daran!“ Die Heiligen hatten es gewollt, die hatten es ihm in den Sinn gegeben, daß er, er selber vom Pulver nahm und davon aß. Und daß er auch daran starb. Das Ende seiner Tage war also verzeichnet gewesen im Himmel!

Die Hände wieder zum Gebet zusammenschlagend, flehte die Frau aufs neue inbrünstig winselnd: würden die Heiligen denn nicht auch das Zweite vollbringen und den zurückführen, der ihr entflohen war?!

Ihre Gedanken verwirrten sich mehr und mehr. Bald sah sie Martin Becker — bald Herrn Tiralla — und dann den Engel mit flammendem Schwert. Sie duckte sich: weh, weh, wollte der sie strafen mit blanker Schneide?!

Aber die Hand des Engels ließ plötzlich das Schwert fallen. Da lag es und verglühte im Schnee. Seine Hand legte sich kühlend auf ihre brennende Stirn — oh, das war nicht der Cherubim mehr, der die Sünder vertreibt aus des Paradieses Garten, das war ja Rózia, Rózias Hand, ah, und das ihr Kleid!

„Hilf, hilf!“ Frau Tiralla, wie aus furchtbarem Traume erwachend, klammerte sich an ihre Tochter an. „Hilf, hilf du mir! Werde ich verdammt sein? Oh, sprich! Hilf, hilf du mir!“

Und die Tochter sprach: „Ich werde beten für dich, Tag und Nacht. Sei ruhig, meine Mutter, ich spreche für dich!“ Der sich verzweifelt Windenden legte Rózia beide Hände auf. Es ging wie ein Strom der Beruhigung, wie eine Flut rettender Macht aus von diesen zarten und doch so festen Händen.

Das war nicht mehr Rózia, die junge Tochter, das zarte Mädchen, das sich jetzt reckte, erhobnen Hauptes, und wuchs und wuchs vor den Augen der hilfesuchenden Sünderin. Das war auch nicht mehr Rózias Stimme. Es war eine gewaltigere Stimme, die das Wehen des sausenden Morgenwindes übertönte.

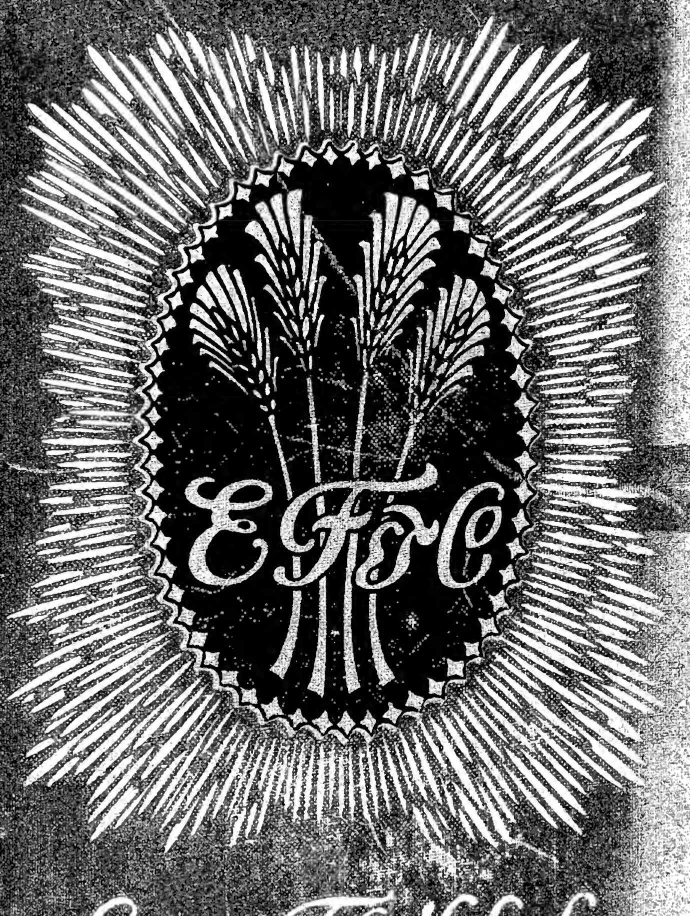
Das war die Braut Christi. Aber nicht die demütig-sehnsüchtige Jungfrau: es war die Braut Christi, die gebietende Kirche selber, deren Stimme über die weiten Felder schallt bis hin zum Turm von Starawieś, und weiter, noch viel weiter, mächtig über die ganze Welt:

„Ego te absolvo a peccatis tuis!“



Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.





Egon Fleischel
et Co. Berlin